Mein
wunderschönes Leben

Der Zerfall einer Familie und seine Ursachen

Marianne Klix

Marianne Klix

Mein wunderschönes Leben

Der Zerfall einer Familie
und seine Ursachen

In diesem Buch schreibe ich über meine Lebenserfahrungen. Alle darin vorkommende Personen sind verfälscht dargestellt, ihre Namen und äußeren Daten sind geändert, ihr Verhalten ausgeschmückt bzw. durch passendes ergänzt, so dass sie nicht identifiziert werden können, es sei, sie geben sich freiwillig zu erkennen.

für Lena

„Wenn du lebst, was in dir ist,
wird dich das, was in dir ist, schützen.
Wenn du nicht lebst, was in dir ist,
wird dich das, was in dir ist, vernichten."
Rabbi Nachmann

„Wie einer ist, so muss er handeln bei Eintritt des Motivs."
Gert Postel

Inhalt

Prolog 7
Edgar 9
Beziehungsleben 20
Befragung 22
ER & ICH 28
Verloren gegangene Mütterlichkeit 36
Familie 41
Meine Mutter 51
Vater 57
Weil du böse bist 63
Kinder 66
Krieg 72
Fünfziger Jahre 74
Es geht aufwärts 81
Großeltern 84
Heim 87
Dorfschule 92
Zwischen Kirschenklauen und einstürzender Turnhalle 97
Kinderspiele 102
Einer für alle und alle für einen 107
Rita 110
Männererfahrungen 114
Mutterwerdung 121
Weiße Folter 125
Mutter-Tochter-Syndrom 127
Babyzeit 133
Alleinerziehend 135
Yasmin 140
Kindererziehung? 149
Die Zerstörung der sozialen Bindungen 153
Aufbruch 157
Mein Platz 164
Der Weg 170
Und nun? 173
Epilog 177
Weiterführende Bücher 180

Prolog

Manchmal ist die Illusion besser zu ertragen, als die Erkenntnis dessen was ist. Das Erkennen der Wahrheit entblößt die Illusion als unhaltbar. Doch wie soll man ohne Illusion leben, wenn es überhaupt nur die Illusion war, die einen hat überleben lassen?

Jedes Leben ist ein Heilungsweg, wenn es ehrlich verläuft. Vielleicht drückt gerade ein Scheitern aus, dass jemand bei sich angekommen ist. Zu scheitern bedeutet nicht, ein Leben sei ergebnislos.

Ich wollte normal sein, so wie ich mir „normal" vorzustellen versuchte und das war nicht einfach, weil ich nicht normal war und nicht wusste, wie man normal ist. Alle anderen waren normal. Ich war nicht richtig. Ich wollte zeigen, dass ich war wie sie, ohne wie sie zu sein. Erst als ich diese Versuche aufgab, fand ich mich.

Was ich meinem Gefühl nach gern gelebt hätte, verbot mir der Verstand. Und er hatte Recht damit. Was ich dem Verstand nach gern gelebt hätte, verbot mir das Gefühl.

Es gab keine Liebe. Alle litten darunter und taten, als wären sie glücklich. Das Problem wurde hin und her geschoben bis es bei mir landete. Plötzlich fühlten sie sich erleichtert.
Gegen alle kämpfen kannst du nicht. Was alle denken, kann nicht falsch sein. Du gehst weg.

Ich bin böse, sagte der Vater. Er muss das tun, weil ich böse bin. Hör auf zu heulen oder ich schlag zu, sagte er. Seine Hand war groß und hart.
Für mich war das blöd. Ich hatte keine Gemeinschaft, da fühlt man sich beschissen. Schutzlos. Aber ich war schuld, da muss das sein.

Die Unglücklichen brauchen Feinde, auf die sie projizieren können, was ihnen selbst schwer fällt bei sich zu akzeptieren.
Wer glücklich ist braucht keinen Feind, auch kein Kind zum Feind. Um so kleiner ein Kind ist, um so schwächer ist es.
Doch es wird wachsen.

Jede Ablehnung trifft ins Mark, vereint sich mit der Grundablehnung und zerrt sie an die Oberfläche. Alle Ablehnungen potenzieren sich zu der Gewissheit, nicht gewollt zu sein.

In der Spiegelung erkennen wir uns. Was nicht gespiegelt wird, kann nicht erkannt werden. Ohne Spiegelung wissen wir nicht, wer wir sind. Die Ungewollten bleiben leer.
Eingeschlossen. Um da rauszukommen, willst du dich von deiner besten Seite zeigen. Du versteckst, was sie nicht sehen wollen.
Du bleibst unsichtbar.

Bedingungslose Liebe ist das Geschenk, das dem Geschenk des Lebens folgt, wenn es gut läuft. Es ist keine Bedingung für das Leben, doch macht es das Geschenk des Lebens vollständig.
Die Liebe zum Leben ergibt sich, wenn das Leben von Liebe begleitet wird.

Liebe gibt es umsonst. Wenn es sie gibt. Die Blume wird nicht von Gott geliebt, weil sie blüht. Die Blume blüht, weil Gott durch sie wirkt…
Manche Blumen blühen nicht.

Edgar

Als ich am Montag Holz sammeln wollte, fand ich auf dem Feldweg zur Straße hin die Tür eines Briefkastens. 50 Meter weiter lagen völlig demolierte weitere Teile des Kastens. Erst da realisierte ich, dass es sich um den meinen handelte. Ein Stück weiter lag der zerknüllte Rest, insofern Blech zerknüllt sein kann. Kein Zweifel, die Gewalt, mit der der Kasten bedacht wurde, war groß und galt mir. Ich fuhr ins Dorf zu Freunden und nachdem wir die Sache ausgiebig besprochen hatten, war klar, wer der Täter war. Meinen Freunden gegenüber gab er es sofort zu.
Im Garten fand ich heraus gerissene Pflanzen, umgeworfene Eimer, den Gartenschlauch in die Trinkwasserquelle geworfen, meine Bioerde aus dem Plastiksack in den Wildwuchs geschüttet, den leeren Plastiksack als Luftplastik in die Bäume drapiert. Die kleinen Schalen auf dem Tisch unter der Eiche hatte er in die Gegend geschleudert, auch die Laterne, deren Glas dabei zersprang.

Doch seine Wut galt im Grunde nicht mir, sie wurde nur an mir ausgelassen, eine grundlegende, nie ausgelebte Wut, die ihn schon sein Leben lang plagte. Was für das Resultat keine Rolle spielte. Ich war im Innersten getroffen. In die noch nicht verheilten Wunden schlug er ein.
Was mich berührt, liegt in mir begründet. Es liegt an mir, mich von solchen Angriffen unberührt zu lassen. Es liegt an mir, mich wehrhaft zu zeigen.

Wieder hatte ich den Fehler begangen, jemanden retten zu wollen. Mein Verstand weiß, dass dies nicht möglich ist. Mein Herz jedoch fühlte sich magisch von ihm angezogen. Er spiegelte meine Befindlichkeit, meinen Zustand, meine Prägung, die wie ein deformiertes Puzzleteil genau zu der seinen passte. Unsere Art zu leben glich sich, unsere Ziele schienen die gleichen zu sein. Beide waren wir verletzt und narzisstisch geprägt. Und beide waren wir einsam und alt.

Als wir uns kennen lernten, wurde ich von Mitleid überschwemmt und noch heute befällt mich dieses tiefe Gefühl des Mitleids, wenn ich an ihn denke. Ich hielt es für Liebe und hätte es besser wissen können. Es kam wie ein Sog über mich, dem ich nicht widerstehen konnte. Ich musste mich auf ihn einlassen. Keine Wahl. Meine Vernunft war ausgeschaltet. Vorsicht war trotz meiner Angst, die ich gleichzeitig hatte, ins Abseits gedrängt. Leidenschaft beherrschte

mich jenseits jeder Vernunft. Doch was ist ein Leben ohne Leidenschaft! Wir fühlen uns lebendig im Überschreiten von Grenzen.
Euphorie ist der Zustand, der uns uns am lebendigsten fühlen lässt und ich fühlte mich von neuem belebt. Wie besinnungslos fiel ich in seine Arme.

Erfüllt die erste Zeit.
Beide waren wir froh, weil die Einsamkeit ein Ende hatte. Beide waren wir glücklich, jemanden zu haben, von dem wir umarmt wurden, mit dem wir sprechen konnten. Gemeinsam essen, gemeinsam einkaufen, gemeinsam spazieren gehen, gemeinsam lachen und uns alles erzählen an langen Abenden, unsere ereignisreichen Vergangenheiten, Verwundungen und Freuden, Erfolge und Niederlagen. Wir waren verliebt.

Der Zustand der Verliebtheit ist ein kranker Zustand, der sich aus den Defiziten der Verliebten ergibt. Wir sind, wie wir sind.
Macht das Leben ein Angebot, so können wir dieses ablehnen und manches Mal ist es besser, es abzulehnen. Immer jedoch stellt es eine Gelegenheit zu lernen dar, uns selbst besser kennen zu lernen, den anderen zu verstehen und über uns und die Situation hinaus zu wachsen. Auch wer scheitert lernt. Auch wer scheitert wächst. Auch wer scheitert lebt.

Im Augenblick des Todes bereuen wir nicht zuerst das gelebte Leben, wir bereuen, was wir versäumten zu leben, aus Feigheit, aus einem falsch verstandenen Sicherheitsbedürfnis heraus, weil wir lieber dem Geld vertrauten als der Liebe oder weil wir uns durch unsere Vernunft haben in die Irre leiten lassen. Lassen wir uns auf ein Angebot ein, so können wir im Nachhinein unsere Entscheidung bedauern, aber niemals das nicht gelebte Leben, die nicht gelebte Erfahrung, so nachteilig diese für uns auch gewesen sein mag.

Er trug mich auf Händen, komplimentierte und beschenkte mich, wie es immer ist anfangs. Er brachte mich zum Lachen und wir lachten den ganzen Tag. Er sagte, er liebe mich, vielmals, vielmals. Ich war entzückt, er war wie ich und wir ein Einklang, eine Harmonie. Ich begann für eine gemeinsame Zukunft Pläne zu schmieden und dachte von jetzt an im Wir. Er hatte dieses und jenes Leiden und jammerte gern, doch was machte das schon, ich war aufopferungsvoll zur Stelle, jeder Zeit, jeden Tag. Jedes Manko würde sich beheben lassen oder lindern. Bedingungslose Liebe heilt alles, davon war ich

überzeugt, zu überzeugt von meinen Fähigkeiten und den Fähigkeiten der Liebe.

Etwas in mir behielt einen kleinen Abstand bei. So einen kleinen wachsamen Teil, der die Sache skeptisch betrachtete und durch merkwürdiges Verhalten des Geliebten wach gehalten wurde. Ich taumelte zwischen Hingabe und diesem kleinen vorsichtigen Teil hin und her und lebte vom Mitleid, das er in mir entfachte und am Köcheln hielt, indem er jammerte und klagte, weinend Trübsal blies und mir von der Bosheit der Menschen berichtete. Er bot ein Bild grenzenloser Trostlosigkeit.
Wer sich so jämmerlich zeigt, verfügt über innere Stärke, drehte ich es mir zurecht. Es gehört Mut dazu, eigene Schwächen zu offenbaren. Doch sein Jammern beinhaltete den Zweck potentielle Kümmerer anzulocken. Da stand ich mit meinem überbordenden Mitleid, bereit mich hinzugeben, aufzugeben. Seine Beine waren schwach, der Gleichgewichtssinn gestört, die Kräfte seiner Muskulatur schwand, er hörte zunehmend schlechter, die Verdauung funktionierte nicht, der Herzschlag war unregelmäßig und er fast blind, wie er jedem, der daherkam, versichern musste. Bei soviel Hilflosigkeit musste ich helfen. Diese Hilfe ließ meine Kräfte wachsen, ich wurde gebraucht und das verlieh mir Energie. Ab sofort war ich tagein tagaus mit seiner seelischen und körperlichen Pflege beschäftigt. Ich blühte auf.

Sich nicht ausschließlich um seinen eigenen Scheiß zu kümmern, verdoppelt die Energie. Die Bedeutung meines Lebens nahm zu. Ich war nicht mehr allein und wurde Weib eines Mannes im vorgerückten Alter. Alt war ich auch und in vielem sehr passend zu ihm. Es war doch ein rechtes Geschenk, dass wir uns gefunden hatten! Das Lachen sollte mir erst später vergehen.

Bald fiel auf, dass er keine Freunde hatte. Alle Menschen kritisierte er schonungslos, auch nicht in Nuancen konnte er tolerant sein, nie und für nichts Verständnis zeigen, nie und für nichts Verantwortung übernehmen. Das Wort „Danke" fand in seinem Wortschatz selten Platz. Schon zu früher Zeit dachte ich, dass er eines Tages mich zu den Menschen einreihen wird, die ihm geschadet hatten, unter denen er so litt, weil einfach alle Menschen schlecht zu ihm gewesen waren.
Alle hatten ihn ins Leiden gestürzt, von Anfang an, obwohl er doch so gut und rechtschaffen war, ja, sein Schicksal schien ihn geradezu zu ewigem Leiden verdammt zu haben. Es war gepflastert mit Enttäuschungen. Sich laut aufstöhnend an den Kopf greifend, gedachte er seiner schrecklichen

Vergangenheit und der bösen Menschen. Ich beobachtete vermehrt sein Verhalten.

Seine erste Frau war faul und dumm, die zweite geizig, falsch und sexgeil, eine nächste führte verlogen ein Doppelleben und die letzte sprach nicht mit ihm, fremd gingen sie alle, trieben es mit Bekannten, Unbekannten, mit Brüdern, Vätern und Cousins, so dass seine Kinder nicht von ihm sein konnten. Seine Schwestern waren geistig krank, seine Nachbarn gestört und seinen Vater hatte er immer gehasst. Der hörte Radio!

Schwer seinen Kopf in die Hände gestützt, die Mundwinkel tief nach unten gezogen, wie ich nie gedacht hätte, dass es möglich sein könnte, schickte er einen verzweifelten Blick in die Runde und röchelte: Was mir alles passiert ist! Alle, die ihm begegneten, hatten es schlecht mit ihm gemeint, und wie nicht anders zu erwarten, lebten sie selber schlecht.
Wer kein Spanier war, kein Türke und auch kein Engländer, die er aus unbegreiflichen Gründen hasste, na und die Chinesen sowieso, der war mindestens Alkoholiker, arbeitsscheu oder Narzisst, dessen Hähne krähten zu laut, dessen Hunde bellten zu undiszipliniert, dessen Auto parkte falsch. Niemand konnte seine Zäune richtig ziehen, seinen Acker gut bestellen, die Treppe richtig kehren, seine Katzen richtig füttern. Niemand aß gut, trug die richtige Kleidung und Haare schnitten sich die Leute auch noch! In jedem Menschen erkannte er umfassendes Unvermögen, Unwissenheit, Bosheit und Niedertracht.
Ich war fasziniert!

Zugleich wuchs mein Mitleid auf der nach oben offenen Richterskala ins Unermessliche. Ein dringendes Bedürfnis ihn zu schützen hatte mich im Griff und betäubte alle Vernunft. Mein Aktionismus entfaltete sich. Hier konnte ich wirken! Ich schaute auf ein weites Feld rühmlicher Tätigkeiten. Endlich jemand, der mich brauchte. Obwohl ein gewisses Quäntchen Unsicherheit sich nicht unterkriegen ließ, sah ich dem Erfolg meines Einsatzes entgegen. Ich würde ihm, was auch kommen mag, helfend zur Seite stehen, ich würde ihn retten! Ganz gewiss!

Doch schauen wir uns seine Vorzüge an: …ausgleichend zu obigem war er der größte Musiker… JEDES Instrument konnte er spielen…, hatte die schönsten

Bilder gemalt und gestaltete die besten Webseiten, er war der geschickteste Holzbildhauer, der beste Hühnerzüchter und begabteste Hundehalter…er konnte tischlern, Schuhe besohlen, Kleider nähen und sogar Schmuck machen! Er liebte Tiere, und das tat er wirklich, solange sie sich seinen Vorstellungen entsprechend verhielten und konnte gut mit ihnen umgehen. Eine Fähigkeit nach der anderen zeigte er mir, was er gelernt und getan hatte und ließ natürlich auf einigen Gebieten Talent erkennen.
Zu erkennen war aber auch, er hatte seine Fähigkeiten nicht eingesetzt, um sich das Leben zu verschönern und für die Seinen zu sorgen. Das sollten gefälligst andere tun. Zu diesem Zweck durfte er nicht anwenden, was er konnte. Jetzt hatte er ja mich. Seine Hilflosigkeit wie ein Lasso ausgeworfen, hatte er mich gefangen und ich war ihm in die Netze gegangen. Das machte ihn froh, genauso wie mich, so dass wir uns aneinander freuten.
Die erste Zeit.

An dieser Stelle muss ich wahrscheinlich nicht mehr erwähnen, dass ich nicht dazu kam, ihm die Werke meines Lebens zugänglich zu machen. Anfangs hörte er noch einigermaßen zu, wenn ich von mir erzählte, bald jedoch bemerkte ich eine zunehmende Interesselosigkeit. Sein Ziel mich zu kaschen, war erreicht, wozu also noch Aufmerksamkeit auf mich verwenden? Gelangweilt verdrehte er die Augen, sobald ich begann mein Vorleben darzustellen. Seine volle Aufmerksamkeit fiel wieder auf sich selbst zurück, dorthin, wo sie schon ein Leben lang war. Ihm war egal, wer ich war und womit ich meine Lebenszeit verbracht hatte. Ich diente als Bewunderer seiner Person und seiner Leistungen auch wenn er nichts leistete.

Er wusste alles besser, machte alles richtiger und war einfach grandios. Die Menschen hätten eine gute Meinung von ihm und würden ihm Achtung entgegen bringen - sagte er - er werde überaus respektiert. Sie freuten sich, ihn zu sehen, sagte er.

Die Schule hatte er abgebrochen, seinem anschließenden Lehrmeister lief er davon, weil dieser nicht die richtigen Materialien verwendete, eine zweite Lehre brach er ab, weil die Frau seines Chefs grantig war. Seinen ersten Betrieb - von den Eltern finanziert - setzte er in den Sand, weil die Umstände es ihm nicht erlaubten erfolgreich zu sein, der zweite ging einfach so ein, seiner Untätigkeit und Faulheit geschuldet, vermute ich, von meinem heutigen Wissensstand aus betrachtet.

Das alles verblüffte mich nicht nur, es verschlug mir die Sprache und mein Interesse wuchs, dieses menschliche Rätsel zu lösen.

Als ich seine Behausung das erste Mal betrat, stand ich im Kehricht, der den ganzen Boden bedeckte. Er bat mich, auf dem einzigen vorhandenen Stuhl Platz zu nehmen und ließ sich auf einem Campinghocker nieder, der auseinander zu fallen drohte. Um die Sitzgelegenheiten verteilt befanden sich Gläser mit verschiedenen Inhalten, schmutzige Tassen, Kartons, Rauchzeug, Werkzeuge und Dinge, denen ich keine Funktion zuordnen konnte. Er hatte schlichtweg kein Mobiliar. Seine Kleidung, die nicht an Wandhaken Platz finden konnte, lag gehäuft auf dem Boden, daneben Pfannen gestapelt, ineinander gestellte Töpfe, Pappkartons mit Lebensmitteln, Flaschen mit Öl, Essschalen und über allem eine gut gewachsene, fettige Staubschicht.
Vieles hatte ich schon gesehen, hier aber eröffnete sich mir Neuland.

Spätestens in diesem Moment hätte mir klar sein können, dass unsere Arten zu leben nicht zusammen passten. Doch ich wollte es ignorieren und stülpte ihm die meine Weise über, die ich für die bessere hielt.

Ich griff also zu Besen, Schaufel und Handfeger, wischte und schrubbte den Boden, entfernte die Spinnweben von Wänden und Decke, jagte Lehmbauwespen, Spinnen und Käfer hinaus, putzte Fenster, baute Regale und Ablagen, installierte einen Tisch, reinigte all die Gläser, Teller, Pfannen und Töpfe und sortierte sie ein, nähte Vorhänge für die Fenster, wusch seine Wäsche, bezog das Bett frisch, kroch in die hintersten Ritzen, um all den Dreck zu entfernen, fettete seine Schuhe ein, räumte Hof und Garten auf, schaffte nicht mehr Brauchbares zum Müll, brachte Teppiche und stabile Stühle mit, so praktische Dinge wie Kaffeemühlen und Brotkasten und ließ langsam ein menschenwürdiges Umfeld entstehen. Ich kaufte ihm Klamotten, damit ich mich neben ihm wohler fühlen konnte. Den Winter hindurch bereitete ich abends Fußbäder für ihn und versorgte zwei Mal täglich seinen allergischen Hautausschlag auf Händen und Füßen. Er tat mir leid.

Meine Bemühungen zeigten Erfolg und ich wurde stolz auf mich. Ich legte ihm die Hände auf, sammelte und trocknete Kräuter für Tees, machte im Winter Holz für den Ofen und fühlte mich nützlich und erfolgreich, fühlte mich stark. Also war ich glücklich.
Abends stopfte ich Socken, nähte Risse in Hosen zusammen, schnitt seine verfilzten Haare und überzeugte ihn, dass doch mal eine Dusche gar nicht so

verkehrt wäre. Er war mit allem, was ich tat einverstanden, duschte sich ab und zu und begann, sich die Zähne zu putzen.

Doch was war geschehen? Ein so begabter, liebenswerter Mensch, der nicht in der Lage war, sich um sich selbst zu kümmern? Dass er selbst für sein Leben verantwortlich sein könnte zu erkennen, lag nicht im Bereich seiner Möglichkeiten.
Wo war seine Mama?

Ich fuhr ihn ein Mal die Woche in die nächste Kleinstadt zur Therapie, wartete dort bis er fertig war und fuhr ihn wieder zurück. Wir fuhren einkaufen, Wasser holen, auf den ganz normalen Markt und auf den Käsehof. Seine Wäsche fuhr ich ins Waschhaus und holte sie wieder ab, ich hängte sie auf und ab, legte sie zusammen und tröstete ihn im Vorübergehen. Im Internet suchte ich nach Nahrungsergänzungsmitteln, die seine Leiden lindern könnten und verbrachte Stunden damit, die einzelnen Beiträge und Erfahrungsberichte zu vergleichen. Hatte ich meiner Meinung nach etwas Nützliches gefunden, bestellte ich es und er nahm es ein.
In der ersten Zeit war er mir zugewandt und schenkte mir das Gefühl von Liebe und Geborgenheit. Er schenkte mir die von seiner Ex zurückgelassenen Klamotten. Auf Märkten kaufte er Röcke, Kleider und Pullover für mich und war mit seinen Einkäufen großzügig. Das tat mir gut.

Gleichzeitig folgte ich in vielen Dingen seinen Anweisungen und Vorstellungen. Es kommt nicht darauf an, wie dieses oder jenes getan wird. Die abgebrannten Streichhölzer mussten in leeren Streichholzschachteln gesammelt werden, weil sie im Winter zum Anheizen des Ofens dienen konnten. Er zeigte mir, wie der Topf auf dem Herd zu stehen hat, welcher Deckel wo darauf kommt und wie perfekt eine neue Kerze auf eine abgebrannte gestellt werden musste. Er wusste einfach, wie man es macht!

Auf keinen Fall durften nichtnatürliche Materialien verwendet werden, jedes Stück Wäsche musste aus Naturfaser bestehen, jeder Pullover aus biologisch erzeugte Wolle, die Lederschuhe vom Biomarkt, das Geschirr sämtlich vom Töpfer. Waschmittel, Seifen, Shampoo, Cremes, Bürsten, Schwämme und Streichhölzer durften ausschließlich aus nachhaltiger biologisch zertifizierter Produktion kommen. Da konnte er keine Ausnahme machen. Um Himmels Willen keine Toleranz!
Doch vergessen wir nicht, alle Menschen haben ihn gern.

Noch während wir uns im ersten Liebesrausch befanden, begleitete mich den Tag hindurch seine Rede: „Nein! was ist der Wetterbericht falsch, sie kündigen Sonne an und…schau, er streckte den Zeigefinder in die Luft… dort, eine Wolke! ….die Zeit stimmt nicht! …wir haben es jetzt genau zwei Stunden später! …die Zeiten wurden verändert und stimmen einfach nicht! …die Streifen am Himmel! ….es ist zu kalt! …wir haben es zu warm! …die Menschen haben sich verändert!

…nimm den zweiten Gang, fahr weiter rechts, halte zehn cm weiter vorn, fahre nicht durch die Schlaglöcher, überhole jetzt, trinke keinen Kaffee, höre nicht diese Scheiß-Musik, deine Bücher sind Schund, deine Schuhe nicht aus dem richtigen Material, dein Pullover auch nicht, ziehe Röcke an statt Hosen, die Bioerde in deinem Garten ist nicht genug bio, schneid dir nicht die Haare, iss nur biologisch, und …der Wecker, wie er tickt! …die Glocken, wie sie läuten, das halte ich nicht aus!
Deinen Wein kippe ich jetzt weg!
Ich lachte ihn aus.

„Ich werde dich aufessen, Stück für Stück, bis von dir nichts mehr übrig bleibt und du in meinem Bauch zu Scheiße wirst.“, sagte mir der Geliebte in einem intimen Moment.
Es erinnerte mich an das Schicksal meiner Vorgängerinnen, die er in den Dreck zog und erkannte neben all seinen merkwürdigen Verhaltensweisen eine große Naivität. Was bewog ihn dazu, mir zu offenbaren, was mir bevorstand, wo gewiss niemand ein solches Schicksal ersehnt? Es war ihm nicht bewusst, was er sagte. Doch in mir grub es sich tief ein und ich schrieb es in mein Tagebuch.

Er wollte, dass ich ständig in seiner Nähe bin und ihn umsorgte. Das tat ich, schließlich war ich ausgezogen, ihn zu retten. Er würde mir schon gelingen, nur Geduld.
„Wir werden miteinander verschmelzen“, offenbarte er bei anderer Gelegenheit und etwas in mir vergrößerte die Distanz zu ihm, wollte ich mich doch nicht vergessen. Meine Wachsamkeit nahm zu. Das Mitleid blieb, doch etwas schob sich zwischen mein Gefühl und meine Handlungen, wahrscheinlich war es der Verstand, der sich langsam wieder regte.

Ich versuchte, mit seinem Lebensrhythmus zurecht zu kommen, was eine echte Herausforderung war. Er schlief glatt fünf Stunden länger als ich, ging

dafür aber nicht später schlafen. Nach dem Aufstehen brauchte er zwei bis drei Stunden, bis er wach und bereit war, den Tag zu beginnen. Er aß, was ich ihm bereitet hatte, stöhnte ob seines Schicksals, des ewig schlechten Wetters, seiner Leiden und schaut die restliche Zeit in sein Smartphone. Sollte er in den Garten gehen, dann erst abends, das heißt, nur wenn es nicht regnete, nicht zu windig war, nicht zu schwül und nicht zu kalt. Heiß durfte es auch nicht sein.

Wollte ich ihn sehen, musste ich zu ihm fahren, wollte er mich sehen, musste ich ebenfalls zu ihm fahren. Es gelang nicht, ein „Wir" zu begründen und das sagte ich ihm, worauf er kopfhängend schwieg. Unsere Beziehung bestand darin, dass ich mich kümmerte und er sich um sich kümmern ließ. Gleichzeitig musste ich mich in allen Belangen nach ihm richten. Sollte ich es nicht tun, war ich nicht gut. Er stand mitten in der Nacht auf und verließ ohne zu reden das Haus, weil ihm irgend etwas nicht genehm war. Hatten wir gemeinsame Vorhaben, so zögerte er den Aufbruch hinaus, damit ich auf ihn warten musste. Meiner ständiger Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme musste er sich in jeder Situation versichern.

Ich nahm verstärkt das Gefühl war, mich aufzulösen. Bald würde ich nicht mehr vorhanden sein. Langsam nahm meine Energie ab, die Widerstandskraft sank und nach und nach erstarb mein Lachen.
Das Verhältnis zwischen Glück und Unglück verschob sich zugunsten des Unglücks.

Langsam dämmerte mir, dass er einfach nur faul war und meine Anwesenheit ihm noch den letzten Antrieb nahm, seine Zeit nützlich und sinnvoll zu verbringen. Jetzt hatte er ja mich, die sich kümmerte. Faul, friedlich und zufrieden ist auch eine Variante, mit der es sich gut leben lässt, wenn man es mag. Doch er war weit davon entfernt friedlich und vor allem zufrieden zu sein.

Er begann, mich und mein Tun zu bekämpfen, in der dunklen Befürchtung, ich könne etwas besser machen als er.
In seinem Garten legte ich zwei Beete an, mehr wurde mir von ihm nicht gestattet, die er regelmäßig zu gießen vergaß.
Eine kleine, seltene Pflanze, die ich gefunden hatte und keine andere Pflanze störte und um deren Erhalt ich ihn bat, wurde ausgerissen, obwohl ringsum das Unkraut wucherte.

Die von mir vorgezogenen Tomaten pflanzte er noch, jedoch überließ er sie anschließend ihrem Schicksal. Allein seine Pflanzen wurden gepflegt.
Der Platz, auf dem ich saß, während ich Handpan spielte, baute er während meiner Abwesenheit ab, weil ihm ausgerechnet dort die günstigste Stelle schien, eine Feuerstelle im Freien anzulegen.

Salat pflanzte er nicht mehr, weil ich täglich welchen aß, so dass ich auf Wildkräuter ausweichen musste. Die Wildpflanzen, die ich jetzt für den Salat verwendete, riss er aus, wenn ich nicht hinschaute. Unkraut muss ja bekämpft werden!
Lief es irgendwo nicht nach seinen Vorstellungen, verfiel er in ein grämliches, dauerhaftes Schweigen. Diese Anfälle nahmen zu.
Gemeinsame Spaziergänge unterm Sternenhimmel, die wir anfangs jeden Abend genossen, wurden ihm zu anstrengend.

Dies trug nicht dazu bei, dass mein Vertrauen zunahm. Seine ständige Kritik verunsicherte mich. Mein Lebensmut und meine Zuversicht nahmen ab. Kaum noch traute ich mich Auto zu fahren.
Um so mehr Zeit verging, um so klarer wurde, dass unser Verhältnis keine Zukunft hatte. War er anfangs noch lustig, redeten wir anfangs noch den halben Tag miteinander, so zog er sich jetzt zunehmend in sein grämliches Schweigen zurück und mehr und mehr in sein Handy. Dass ich mich um ihn und seine Belange kümmerte, war zur Selbstverständlichkeit geworden, jetzt ließ er sich gehen. Es war noch kein halbes Jahr vergangen.
Den Garten konnte er kaum halbwegs pflegen, er sah ja nichts mehr, Mahlzeiten waren nun meine Angelegenheit wie auch alles andere und die Zukunft sah für ihn so aus, dass ich darin aufging, mich zu kümmern, um ihn natürlich.
Sprach ich meine Unzufriedenheit an, so verwies er auf den Zustand seines Kopfes und dafür könne er ja nicht.

Tatsächlich war es der Zustand seines Kopfes, seiner Psyche, die ihn dazu nötigte seinen Leidenszustand aufrecht zu erhalten und auszubauen, egal was geschah.
Es waren die Folgen früher Verletzungen seiner Seele, die ihm nicht bewusst waren. Dass er nie in Betracht ziehen konnte, dass sein Verhalten Folgen haben musste, die sich auf sein Leben auswirkten, war ihm nicht klar. Jeder missliche Zustand wurde ihm von außen auferlegt, davon war er überzeugt.

Schon ein Leben lang. Er war einfach der Beste; die Anderen wollten es nur nicht wahrhaben.

Trotz verschiedener Therapieversuche verweigerte er konsequent die Einsicht, dass auch er eine gewisse Verantwortung für sein Leben und sein Sein haben könnte.

Sein Bedürfnis, Menschen dazu zu bringen, sich um ihn zu kümmern, übertrug sich auf seine Psychologinnen. Sie waren sehr lieb, pflichteten ihm bei und bedauerten ihn. Vielleicht erkannten sie aber auch nur eher als ich, dass eine Änderung seines Zustandes nicht möglich war.

Ich wankte zwischen Frustration und Mitleid hin und her. In mitleidsvollen Phasen fühlte ich das Bedürfnis, meine Hände schützend um seine Seele wie um eine zarte Knospe zu legen, damit diese sich ungehindert entfalten kann. Sollte sie wachsen und werden, wie es in ihr angelegt war.
Aber ich konnte ihn und mich nicht vor seinen inneren zerstörerischen Trieben schützen, ohne mich zu gefährden. Sein Kampf galt allen, die sich ihm näherten. Er hätte mich zerstören können.
Offenbar war etwas nicht so, wie es sein sollte, wie ich es mir wünschte und wie es gesund war. Was war in seinem Leben schief gelaufen?
Und was in meinem Leben?

Immer wieder war ich in meinem Leben benutzt, ausgenutzt, beklaut und mit brutaler Gewalt von angeblich Liebenden bedacht worden. Bis hin zu Mordversuchen. Welches war die Ursache dafür? Den meisten Menschen geschah solches nicht. Es musste in einem Zusammenhang mit mir stehen, mit meinem Leben und meiner Prägung.

Ich zittere innerlich. Die geschehene Gewalt gegen den Briefkasten und meinen Garten lässt zurückliegende Gewalterlebnisse nach oben kommen. Zwar bin ich 71 und so mancher mag sich fragen, ob die Suche nach den Ursachen nicht zu spät kommt und was die Klärung dieser Fragen noch für einen Nutzen haben könnte, doch ich gehe es an!
Erstens kann ich weitere 30 Jahre leben, zweitens ist es ungewiss, was noch auf mich wartet, drittens habe ich die Zeit und viertens werden sich meine Erkenntnisse auf das gesamte Familiensystem auswirken. Nur Mut! Solange ich mich bewege, spüre ich, dass ich lebe, solange ich denke und fühle, entwickle ich mich.

Ich schaue aus dem Fenster, eine schwere Wolkendecke ruht auf den Baumwipfeln. Die Landschaft atmet Stille. Eine graue Stille, die sich zwischen Himmel und Erde im Wrasen vereint, der Bäume und Sträucher durchzieht. November.
Das Piepsen vereinzelter Vögel setzt Spitzen auf den friedlichen Grundton. Von der Straße her gedämpftes Motorengeräusch, die Bässe.

Ich sehne mich nach ihm. Warum sehne ich mich nach einem Menschen, der mir nicht gut tut? Ich bin nicht normal. Auch ich bin krankhaft deformiert wie er, deformiert in früher Kindheit.

Wir werden von unseren Gefühlen regiert, denen der Verstand zeitverzögert eine Rechtfertigung erteilt. Wir handelten so, weil… und dann kommt die scheinbar vernünftige Erklärung, die wir zu oft selber glauben.
Die Wurzeln unserer Gefühle bleiben uns dabei unbekannt und nur selten, dann, wenn der Leidensdruck zu groß wird, graben wir nach ihnen in unserer eigenen Vergangenheit, beschäftigen uns mit der Kindheit, mit der Vergangenheit unserer Familie und schauen auf das Leben unserer Ahnen.

Beziehungsleben

Alle meine Beziehungen verliefen ähnlich. Im Grunde waren es keine Beziehungen, die diesen Namen verdienen. Aus den Mängeln, den Deformierungen beider Beteiligten heraus ergab sich eine Anziehung, die jedem das Gefühl vermittelte, der andere würde ihn komplettieren, vervollständigen und glücklich machen.
So entwickelte sich eine Sucht nacheinander und gegenseitige Abhängigkeit wuchs, bis eine Grenze überschritten wurde, die mich jedes Mal ausbrechen ließ. Bisher bin ich noch immer ausgebrochen in dem wieder erwachenden Bedürfnis, ich selbst zu sein. Doch warum hatte ich mich vordem vergessen?

Das unbedingte Verlangen nach Vollkommenheit, nach Heilsein, sollte vom Anderen befriedigt werden, von außen erfolgen und nicht von innen. Dass Vollkommenheit aus dem Inneren erwachsen muss, wusste ich nicht. Mein

Beziehungsleben begann vor mehr als 50 Jahren und damals stand dieses Wissen der Öffentlichkeit nicht zur Verfügung.
Die schnelle Lösung war, von außen zu nehmen, was einem selbst fehlte und dafür zu geben, was man hatte. Die schnelle Lösung war, jemandem zu geben was er brauchte, wofür man erhält, was man selbst benötigt. Ich benötigte Bestätigung, Anerkennung und das Gefühl, zu etwas gut zu sein. Ich benötigte eine Lebensberechtigung.

Auch die Suchtliebe hat einen Sinn, sie zeigt uns unsere Unvollkommenheit und Bedürftigkeit. Wer unvollkommen ist, wer psychisch krank ist, dessen Liebe wird davon geprägt sein.
Einsichten lassen oft lange auf sich warten und werden oft erst während schmerzhafter Zustände gewonnen. Das ist ein unbequemer Weg, der Zeit benötigt. Alle Gefühle, die einmal verschüttet und verdrängt wurden, weil es zur Zeit ihrer Entstehung nicht möglich war, sie zu fühlen, zu äußern und aufzuarbeiten, wollen und müssen gefühlt werden. Das ist so unangenehm!
In unserer heutigen Zeit ist Fan angesagt, Spaß und Lustigsein, Oberfläche und billiges Amüsement.
Wer will sich da seinem inneren Schmerz aussetzen?
Doch mehr und mehr Menschen tun es, weil ihnen ein oberflächliches Leben nicht mehr genügt.

Beziehung ist der Anfang einer unendlich lange währenden Arbeit an sich selbst. Selbstverständlich an sich selbst, der Andere ist nicht durch mich veränderbar, seinen Anteil muss er regeln. Als Partner fordert man ihn durch die eigene Entwicklung, durch eigene Erkenntnis heraus, durch Gespräche und Handlungen, mehr geht nicht. Die notwendige Schritte muss jeder selbst gehen.
„Ich bin ein guter Mann", sagte Edgar, „ich ändere mich nicht, weil ich mich nicht ändern muss!"
Nein, ich hatte nicht vergessen, dass er grandios ist. Doch nun wollte auch ich grandios sein. Mit den Büchern beginnend, die er als Schund bezeichnet hatte, räumte ich nach und nach meine Sachen raus, stellte meine Besuche langsam ein und kümmerte mich mehr um mich. Das hatte ich nach dieser Auszeit von mir selber nötig. Große Trauer legte sich auf mich. Was hatten wir verloren! Nichts als Illusionen…

Nach der ersten Zeit der Faszination, wo Freude aneinander im Vordergrund stand, fielen beide Teile wieder auseinander, sich gegenseitig die Schuld für das Misslingen gebend. Die Liebe fiel auseinander und blieb bei jedem nur zur Hälfte zurück. Die andere Hälfte in Jedem wurde durch Sehnsucht und Schmerz ersetzt. Meistens behält der Schmerz die Oberhand und statt zu lernen und die eigenen Anteile des Mangels und des Misslingens zu erkennen, wird der Partner beschuldigt. Der andere ist schuld, das wussten wir schon immer! Nur gut, dass wir den anderen haben, er schenkt uns die Möglichkeit, uns nicht selbst anschauen zu müssen.
In Wahrheit ist der andere derjenige, der uns auf unsere Mängel hinweist. Er ist unser Helfer, unser Spiegelbild und Förderer. Er ist nicht grundlos und zufällig in unser Leben getreten, sondern um uns eine Chance zu geben. Er hat es also, unbewusst, gut mit uns gemeint, auch wenn wir dies nicht zu erkennen vermögen, auch wenn wir es nicht erkennen wollen. Und wir selbst haben es gut mit uns gemeint, als wir uns auf ihn einließen.

Wir hätten die Euphorie der ersten Zeit nutzen können, zu verstehen, wie sich innere Vollkommenheit anfühlt. Doch wir waren zu dumm und zu träge, dies zu sehen und als Hinweis zu betrachten, dass wir an uns selbst arbeiten müssen, um diesen Zustand unabhängig vom anderen herbeizuführen und erhalten zu können. Hätten wir dies getan, jeder für sich, hätten wir uns selbst weiter entwickelt. Damit hätte sich eine Möglichkeit ergeben, zu echter Nähe zu finden. Doch davor fürchteten wir uns grenzenlos. Uns macht das Unbekannte angst und so flüchten wir vor dem, nach dem wir uns sehnen.

Befragung

Noch wollte ich mich nicht von ihm trennen. In Beziehungen gibt es immer Schwierigkeiten zu bewältigen. Neben meinen den Tag ausfüllenden Tätigkeiten, hatte ich ein Forschungsobjekt gewonnen. Es galt zu ergründen, warum er geworden war, wie er war und gleichzeitig, weshalb ich mich so von ihm angezogen fühlte. Was war bei uns beiden schief gelaufen?

Ich begann mit der Befragung:

Seine Kindheit war glücklich und behütet, sagte er. Er ist ein guter Mann und muss sich nicht ändern! fügte er an, um es noch einmal zu bestätigen.
Seine Antwort befriedigte mich nicht, konnte sie doch keine Erklärung bieten für seinen Zustand und seine Lebensweise. Erst allmählich kam zutage, dass sein Vater, Rechtsanwalt und mit einer politischen Karriere beschäftigt, für Frau und Kinder nicht zur Verfügung stand. Die Mutter war mit der Erziehung der Kinder und dem Haushalt beauftragt, doch eben nicht ausgefüllt und bestätigt. Sie war einsam und fühlte sich nicht anerkannt. Ihr Berufswunsch hatte sich nicht erfüllt, die Ehe war der Ausweg. Doch ihr Mann begleitete sie nicht, sondern ging in seiner beruflichen Tätigkeit auf.
Das erste Kind seiner Eltern starb. Danach kam ein gesunder Sohn zur Welt, der den Schmerz über den Tod des ersten Kindes kompensieren und den fehlenden Mann an ihrer Seite ausgleichen musste. Zusätzlich wurde er zu ihrem Lebensinhalt gemacht anstelle des Berufes.

In seiner Familie gab es unter den Ahnen Mord, Totschlag, Inzest, Vergewaltigung, Kriegstraumen. Das erste überlebende Kind trägt die Hauptlast der Familie.

Edgar war seiner Mutter ein und alles, das Objekt, welches ihrem Leben eine Aufgabe, Sinn und Halt gab und durfte sich nicht zu dem entwickeln, der er war. Zu einem Objekt wurde er gemacht und in seinem Sein nicht erkannt.
In einer symbiotischen Beziehung zur Mutter musste er sein eigenes Wesen aufgeben, von Anfang an verleugnen. Sein eigentliches Ich konnte nicht sichtbar werden, sich nicht ausbilden. Seine Seele verkümmerte, sein Ich wurde verschüttet, erstickt mit Fürsorge, Lobpreisung und Süßigkeiten, durch die strikten Anweisungen einer resoluten, einfachen Frau, die keine unabhängige Entwicklung des Kindes dulden konnte. Sie musste sich als gute, perfekte Mutter beweisen, ihre einzige Chance, Selbstbestätigung zu erfahren. Und sie brauchte ihn als Partnerersatz. Der Vater war eine zahlende Leerstelle und versagte ebenso wie sie. Auch wenn das Verhalten der Eltern unbewusst geschah, es geschah.

Der Ausgleich für das besitzergreifende Verhalten der Mutter war die Erfüllung jeder seiner Wünsche. Er war in ihren Augen der Beste, Begabteste und musste sich niemals einer Disziplin unterziehen. Er wurde vom ersten Tag an

bedient, angebetet und vergöttert als der beste Mensch aller Zeiten und das hörte nie auf.
Doch im Geheimen wuchs seine Wut auf diese übermächtige Mutter, die seine Seele vergewaltigte und klein hielt. Er rächte sich unbewusst, indem er nie zufrieden zu stellen war und jammerte. Dies steigerte die aufmerksame Zuwendung der Mutter, die in ihrer Wichtigkeit für den Sohn zunahm. Mit scheinbar liebevoller Zuwendung wurde er überschüttet, so dass er nicht erkennen konnte, dass sie ihn an seinem Leben hinderte, an seinem echten Selbstausdruck. Sie war ja so lieb.

Im Alter von 12 begann er zu rauchen und sich herumzutreiben, ab 14 griff er zu Drogen und trank, schwänzte die Schule und hatte seine erste Freundin. Das Geld für seine Unternehmungen erhielt er von der Mutter. War es ihre unbewusste Schuldeinsicht, die sie veranlasste, die Drogensucht ihres minderjährigen Kindes zu finanzieren? Tat sie es, um ihn in ihrer Abhängigkeit zu halten und noch stärker an sich zu binden?

Ob bewusst oder unbewusst, er hatte den Drang der Situation, in der er sich befand, zu entfliehen; ein gesundes Bedürfnis, das auf ungesunde Weise ausgelebt wurde. Er konnte es nicht besser wissen, der Rahmen seiner Möglichkeiten war seiner Jugend wegen beschränkt. Es gab keine gesunde Alternative zur Zwangsjacke der mütterlichen Überfürsorge und der väterlichen Vernachlässigung.
Ein stets anwesender Familienclan, eine bäuerliche Großfamilie, hätte eine solche Entwicklung unmöglich gemacht. Mutter und Sohn wären in der Gemeinschaft aufgehoben worden. Die Mutter hätte ihren Platz neben ihrem Mann gehabt, Großeltern, anwesende Tanten oder Onkel, Cousins und Cousinen hätten das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn relativiert und Schwierigkeiten ausgeglichen. Einen solchen heilsamen Clan gab es jedoch nicht.

Er hätte stets ein sehr enges Verhältnis zur Mutter gehabt, sagte Edgar, sie hätte alles für ihn getan. Sie hat sich für ihn aufgeopfert.
Nein, sie hat nichts für ihn getan, sage ich. Sie hat ihn benutzt, damit ihre eigenen Verletzungen ausgeglichen werden und sie sich besser fühlen konnte. Er war Ersatzbefriedigung für ihr unbefriedigendes Leben. Es war ihr nicht bewusst, doch das macht es nicht besser. Es ändert nichts am Ergebnis, deren Folgen er tragen muss und er trägt sie bis heute. Sein Leben hat sie versaut, statt ihr eigenes Leben in Ordnung zu bringen. Sie hat ihn nicht als

eigenständiges Wesen gesehen, sondern ihn sich ihren eigenen Bedürfnissen entsprechend einverleibt. Das hat ihn zerstört, das hat ihn nicht wachsen und reifen lassen. Es hat ihn nicht nur verletzt, sondern die Ausbildung eines gesunden Ichs verhindert. Die Folgen für sein Leben und damit auch für das Leben seiner Frauen und Kinder waren und sind dramatisch. Er gab und gibt sein eigenes Leid weiter an die Menschen, die sich auf ihn einlassen. Er kann nicht anders. Auch seine Mutter konnte nicht anders.

Die ersten Jahre unseres Lebens prägen das Bild unserer Welt. Leben wir in einer Umgebung, die uns unbedingte Großartigkeit suggeriert gepaart mit dem Anspruch auf permanente Kümmerung von außen, bleiben wir im Entwicklungsstadium eines Kleinkindes gefangen. In einem Alter von zwei, drei Jahren sind wir den Tätern ausgeliefert. Und so wurde aus dem großartigen Menschen, zu dem er geboren war, der Hauch eines Schattens, der ewig nach der Mutter ruft, an der er sich rächen will.

Alexander Mitscherlich schreibt schon in den sechziger Jahren: „Die Verwöhnung, mit der die Eltern, um sich selbst zu beruhigen, übergroßen Ansprüchen nachgeben, erschwert den Sozialisierungs- und Reifungsvorgang auf ihre Weise nicht weniger als die Vernachlässigung."
(Alexander Mitscherlich, „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft")

Daraus ergaben sich später seine ungesunden Beziehungen zu Frauen, die komplementäre Verletzungsfolgen in sich trugen. Sein erbärmlicher Zustand zog alle an, die sich durch Kümmern um den anderen beweisen wollen, beweisen, dass sie lieb und gut und tüchtig sind. Sie müssen es beweisen, weil es ihnen nie gesagt und gezeigt wurde, dass sie liebenswerte, achtenswerte Menschen sind. Es ist ihnen nicht bewusst, dass sie von Natur aus wert sind, geliebt zu werden, einfach dafür, dass sie da sind. Liebe wird ihnen am Anfang der Beziehung mit einem Partner wie Edgar versprochen, mit Zuwendungen werden sie gelockt und darauf fallen sie herein.

Der Preis für sie ist ein nutzloser, jammernde Mensch, der sich, ist die Frau einmal gefangen in ihren Emotionen, gegen sie wendet, um sie zu vernichten. „Er wird sie auffressen, Stück für Stück, bis von ihr nichts mehr übrig bleibt und sie in seinem Bauch zu Scheiße wird." Ihr wird Energie abgezogen, bis sie keine Kraft mehr hat, sich zu behaupten. Kraftlos dann, wird sie verstoßen. Im

Nachgang wird sie mies gemacht, damit er wieder einen Grund hat zu jammern, um die nächste sich Kümmernde anzulocken.

Er lebt mit einem großen Ungleichgewicht, das sich um den Drehpunkt Verantwortungslosigkeit bewegt. Die Schuldzuweisungen auf der einen Seite sollen einer vermeintlichen Stärke auf der anderen Seite genügen. Tun sie aber nicht. Die Bewegung seines Lebens kreist um die Vermeidung, sich selbst kritisch zu betrachten. Das kann er nicht, da er seinen Wert nicht fühlt. Es wird früher oder später zur Katastrophe führen. Er wurde durch nicht gesunde Verhältnisse während seiner Kindheit seelisch verkrüppelt, genau wie ich, die Gewalt und Missachtung erfahren musste. Missachtung erfuhr er auch, nur dass es in seinem Fall schwerer erkennbar war.

In mir sitzt eine schwere, graue Trauer. Sie zieht mich nach unten und tut so, als wäre sie bei mir zu Hause. Ich will sie nicht und überlege, wie und mit was ich sie verjagen kann. Ich spüre in mich hinein.
Ich brauche eine Reinigung und einen Ort für meine Trauer, ein Ritual, das sie von mir und mit sich nehmen würde. So schichte ich altes Holz, zersprungene Bretter, kaputte Kisten auf und entfache ein Feuer. Dem anfangs sich stark entwickelnden Rauch gebe ich meine Trauer mit, sehe sie aufsteigen durch Baumkronen hindurch, in den Himmel entschweben, vier Stunden lang. Es hilft. Diese ganze Schicht des Schmerzes, dem ein Gefühl von Betrogenheit beigemischt ist, löst sich von mir und lässt mich rein zurück. Für den Moment. Denn die sich lösenden Emotionen werden bald durch weitere aufsteigende Emotionen ersetzt werden.
Es wird lange dauern, bis alle Trauer gefühlt ist.

Für ihn, für mich und für jeden gilt, du kannst dem in dir angelegten Trauma nicht entrinnen. Es prägt dein Leben, bestimmt dein Denken und Handeln und leitet deinen Weg. So sehr du dich windest, du windest dich in seinem Muster. Aus diesem Grund kannst du es ebenso lassen und dich ergeben. Es ist gleich. Dein Leben selbst geht den Weg der Heilung, weil der Lebensweg immer ein Weg der Heilung ist. Darum ist es richtig, seinen eigenen Weg zu gehen, auch wenn dieser nicht den Vorstellungen anderer entspricht.

Erst wenn du deine Energie darauf richtest, authentisch zu werden, kannst du bewusst mit dem Schmerz umzugehen lernen, der alle Poren deines Leibes durchdringt. Er weicht nicht freiwillig. Lebe mit dem Schmerz, fühle ihn, sei dir seiner bewusst und versuche, ihn durch Freude und mittels der eigenen

Schöpferkraft zu transformieren. Lass die Freude aus dem Schmerz erwachsen und Liebe aus dem Unglück. Wenn du dich ein Leben lang bemühst, werden Freude und das von dir geschöpfte Leben den Schmerz zurück treten lassen. Dann kannst du dich glücklich nennen und von einem erfüllten Sein sprechen, ausgeglichen zwischen Schmerz und einem Glück, das du aus dir geschaffen hast.

Als die Trennung vollzogen war - und ich hoffte bis zum Schluss dies irgendwie zu verhindern, hoffte auf ein Wunder, auf eine Wiederholung der ersten Zeit, während der ich in Liebe gebadet wurde - brach er den Kontakt abrupt ab und begann, mich zu beschuldigen. Jetzt wurde ich zur ihn verletzenden Täterin gemacht, zur bösen Frau, zu der, die einfach nur verrückt ist. Er zerstörte meinen Briefkasten, kam abends in der Dunkelheit vorbei, um mein Gartentor zu öffnen, damit sich wilde Tiere im Garten vergnügen konnten. Er brach die Scheibenwischer meines Autos ab, trat an der Seite eine fette Beule hinein und zerkratzte den Lack. Jetzt kontrollierte ich jedes Mal, bevor ich fuhr, die Reifen auf ihre Befestigung.

Plötzlich konnte er wieder laufen, plötzlich war Kraft in ihn zurück gekehrt und er war nicht mehr krank, seine Augen sahen wieder gut, seine Ohren hörten, seine Kräfte erstarkten, sein Kopf funktionierte. Er brachte seinen Garten in Ordnung und vergrößerte ihn, pflanzte wieder Salat, baute sich ein Gewächshaus, zog neue Zäune für den Hühnerstall und machte sich selbst das Holz für den Ofen, damit er es warm hatte…

Ich fühlte mich betrogen.
Ich hatte mich betrügen lassen. Ich hatte ihn bereitwillig in mein Leben gelassen und zugelassen, dass er mich ausnutzt und für jedes und alles kritisiert, zugelassen dass er mir Energie abzieht. Dass er dies durch Täuschung erreichte, spielt keine Rolle, denn ich war es, die ihn nicht kritisch genug hinterfragt hatte. Zu vertrauensselig, zu naiv, weil ich einfach an das Gute im Menschen glauben wollte, war ich auf ihn hereingefallen. Aber auch noch zu sehr in mir selbst gefangen, von meinen Traumen dirigiert, genau wie er. Es hätte die Möglichkeit gegeben, ihn distanziert zu betrachten und in seinem wahren Charakter zu erkennen.

Wir lernen durch erfahrenen Schmerz. Und wenn wir nicht lernen wollen oder uns der Stumpfsinn dazu unfähig gemacht hat, werden die Lektionen wiederholt, unbarmherzig oft bis es begriffen wird.
Ich werde aufstehen aus der Asche wie Phönix und mich dem Sein in Freiheit hingeben. Es ist nie zu spät.

ER und ICH

Nicht ihn kann ich ändern, sondern mich. Damit ich mich erkennen kann, entschlüssele ich seine Prägung. Mich zu erkennen, dazu kam er in mein Leben. Meine Frage ist, aus welchen Gründen dieser Mensch mich derart anziehen konnte, so dass es einer Sucht gleichkam. Er war das Gegenstück zu mir. Sein Wesen fügte sich in das meine. Ich wollte an eine Einheit glauben, aus der es mir nicht gelang ein WIR entstehen zu lassen. Er verweigerte seine Beteiligung an einer Gemeinsamkeit von Anfang an. Für ihn bedeutete Beziehung, ich kümmere mich um ihn, während sein Teil von einer ständigen Kritik an mir bestimmt war. Das war konsequent einseitig.

Er kann keine Gemeinsamkeit leben, denn eine gesunde Beziehung hat er nicht erlebt. Darin sind wir uns gleich. Er ist ein Nimmling, einer, der es versteht Menschen bewusst von sich abhängig zu machen, damit er sie im Anschluss ausbeuten kann. Mit Abhängigkeitsverhältnissen kennt er sich aus und weiß, wie er sie für sich verwenden kann. Von Geburt an lebte er in Abhängigkeit, die von der Mutter aufrecht erhalten und ausgebaut wurde. Sein Vater kam ihm nicht zu Hilfe.

In seinem späteren Leben war er bestrebt, ebensolche Abhängigkeitsverhältnisse herzustellen. Er hatte nichts anderes gelernt. Seine Opfer wurden bewusst gewählt, damit sich eine Ausbeutung lohnt. Sie mussten Potential haben, gerne geben, materiell besser gestellt sein als er, unbefangen, gutgläubig und fröhlich. Sie müssen gerne arbeiten und gefällig sein, sie müssen es lieben, sich zu kümmern.

Ein Mensch, der weniger hat als er, der ebenso gerne nimmt und Aufmerksamkeit beansprucht, kann für ihn nicht interessant sein, weil er von diesem nicht profitieren kann.

So wie seine Eltern ihn, haben mich die meinen in meinem Selbstausdruck gehemmt und klein gehalten. Sie haben meine Seele verkrüppelt, wie seine Eltern die seine. Nur wurde ich nicht auf einen Sockel gestellt, sondern in einen Keller gesperrt, verachtet, gefoltert und rechtlos gemacht.
Meine Angst vor den Eltern war so groß, dass sie mich zum Verstummen brachte und mich innerlich verschwinden ließ. Ich war nicht mehr vorhanden in ihrer Gegenwart. Ich war weg. Unsichtbar.
Und weg wollte ich auch sein, nicht existent, denn da, wo kein Platz für einen selbst zu finden ist, kannst du nicht sein. Am liebsten hätte ich mich verflüchtigt. Nur mein Körper präsentierte sich gegen meinen Willen und stellte sich als Zielscheibe ihres Unmuts zur Verfügung. Dagegen konnte ich nichts tun.
Viel Zeit verbrachte ich als kleines Kind damit, mich unsichtbar zu machen, in die Ecke zwischen Regal und Wand gequetscht, unter den kleinen Tisch gekrochen, fühlte ich mich am wohlsten. So würde ich ihrer Aufmerksamkeit entgehen, hoffte ich. Und manchmal hatte ich Glück und sie vergaßen mich.

Er und ich, wir wurden beide in unserem wahren Sein nicht gesehen, nicht gewürdigt und nicht gefördert, ich, indem ich beinahe körperlich und seelisch vernichtet wurde, und er, indem er in ein seiner Mutter dienliches Schema gepresst wurde, das keinen Raum für sein wirkliches Wesen und eine gesunde Entwicklung ließ. Bei uns beiden geschahen diese Prägungen von Beginn an und setzten sich später fort.
Edgar entwickelte zum Ausgleich seines fehlenden Selbst eine leidende Fassade, hinter der sein wahres Elend verschwand und die grenzenlose Wut auf die Mutter. Er musste jeden anderen abwerten und kritisieren, um vor sich selbst größer zu erscheinen. Doch wer war er eigentlich?

Ich versuchte in jeder Situation zu beweisen, dass etwas Liebenswertes in mir ist, machte mich so klein und nützlich wie möglich, so dass ich in allen Beziehungen ausgenutzt wurde. Ich suchte geradezu nach solchen Beziehungen, in denen ich meine Stärke beweisen konnte, denn ich hielt mich nicht für würdig, Bedürfnisse zu zeigen und glücklich zu sein.

Gemeinsam war uns, dass ein Teil unserer Seelen unentwickelt geblieben war. Ein Teil in ihm blieb kindlich, gutwillig und liebenswert, so wie ein naiver unentwickelter Teil in mir ewig nach Mama und Papa suchte.

Während sein Umfeld ihn zum Ausgleich seiner Verletzungen maßlos verwöhnte und keine Grenzen setzte, wurde ich misshandelt. Das heißt, die Grenzen für mein Sein beschnitten mich von allen Seiten, sie gingen durch mich hindurch, so tief, dass ich mich nicht wahrnehmen konnte. Aber Edgar ging es ähnlich, auch er wusste nicht, wer er war, in Zuckerguss und Lobhudelei gewickelt. Ihm fehlte die Möglichkeit sein Leiden zu erkennen, während meine Misshandlungen offensichtlich waren.

Daraus ergab sich für mich der Vorteil, mir des krankhaften Zustandes bewusst zu sein, während er in dem Glauben blieb, eine gute Kindheit gehabt zu haben. Und wer eine glückliche Kindheit hat, dessen Eltern ihn großartig fanden und stets bekam, was er wollte, muss nichts verändern, sein Leben war perfekt. Er glaubte, er ist perfekt. So wie für ihn früher alles Glück und alle Gaben von außen kamen, damit er in seinem Käfig gehalten werden konnte, so ist sein Verhalten heute darauf ausgerichtet, seine Energie von außen zu beziehen. In seinem Inneren ist nichts, auf das er sich beziehen könnte. Seine innere Quelle wurde trocken gelegt.

Mir war früh klar, dass es meine Anstrengung sein wird, will ich diesem Sumpf aus Gewalt und Niedertracht entkommen. Niemand wird mir helfen, so wie ich auch vordem keinen Beistand erhielt. Von diesen Leuten in der Familie war nichts Gutes zu erwarten. Ich musste auf mich selber bauen und tat es. Den maßlos Verwöhnten fällt es jedoch schwer, ihr inneres Gefängnis zu verlassen, das sie in ihren Umständen gefangen hält. Weil es ihnen scheinbar gut geht, bleiben sie gefangen.

Ihr Drama liegt darin, nie gelernt zu haben, sich für etwas verantwortlich zu fühlen, so dass sie bis an ihr Ende glauben, jedes Problem und jede Schwierigkeit kommt von außen. Um aus sich heraus ihre Situation zu ändern, müssten sie ihre Lage erkennen und beginnen, sie in Frage zu stellen. Und das wird nur in den seltensten Fällen geschehen, denn sie sind ja so großartig.

Edgar und ich, beide wurden wir in einem frühen Alter traumatisiert. Seine wie meine Eltern waren gestört und unbewusst. Sie waren ungebildet, denn auch Väter mit einer akademischen Laufbahn können sozial ungebildet sein; und sie

lebten in einem Umfeld, während einer Zeit, das ihr Handeln als normal ansah. Damals war es eben so. Seine sowie meine Eltern müssen von Schuld freigesprochen werden, denn Schuldigkeit setzt voraus, dass es bewusste Entscheidungsmöglichkeiten gegeben hätte. Doch die gab es nicht. Sie waren von den Umständen ihrer Zeit bestimmt, ihren Traumen verhaftet, sie waren unwissend und hilflos.

Innerlich wie abgestorben ging ich durchs Leben, es erreichte mich nicht wirklich in der Tiefe. In der Tiefe war ich tot. In meinem unteren Bauch hatte ich ein schwarzes Loch, ein schwarzes Loch des Schreckens, das meine abgetötete Seele gefangen hielt und mich lähmte. Diese tiefe Wunde im Inneren machte mir ein wirkliches, gesundes Leben unmöglich. Meine Oberfläche dagegen war trügerisch normal, sie war glatt und unauffällig, ich wollte schließlich geliebt werden.

So konnte ich Leben nur in Ausnahmesituationen empfinden. Ich musste über Grenzen gehen, um mich lebendig fühlen zu können. Alle Zwischentöne fehlten. Innerhalb der großen Spanne von tiefster Verzweiflung, die einen in den Selbstmord treibt und des höchsten Glücks, das einen fliegen lässt, spürte ich nichts. Zwischen Null und Unendlich war nichts. Nur graue Eintönigkeit, eine bleierne Leere. Dort war alles verpanzert. Dort war Hilflosigkeit und die Unfähigkeit, auf andere Menschen angemessen reagieren zu können. Ich wusste nicht, wie man das macht. Ich wusste nicht, wie man normal war. So hielt ich mich zurück, abseits. Das war besser als als verrückt und krank zu gelten oder auffällig zu sein. Ich wollte so gern normal sein und konnte nichts anderes tun, als Normalität vorzutäuschen. Normalität guckte ich mir von anderen ab, ich kopierte sie, indem ich genau auf das achtete, was andere sagten und taten.

Mein fehlendes Selbstwertgefühl ließ mich allen gegenüber dienstbar sein. Es sorgte dafür, dass ich mich unterdrücken und ausnutzen ließ, mich nie in den Vordergrund drängte und mich nie wehrte. Es war kein gesundes Verhalten, doch es fiel nicht auf, weil es niemanden störte, wenn andere von mir profitierten. Angepasste gelten als gesund und gerade das sind sie in vielen Fällen nicht. Es ist nur eine Möglichkeit, durchs Leben zu kommen, genau wie die, mittels auffälligem Verhalten um Hilfe zu rufen.

Wie sollen die Edgars lernen, dass es nicht in Ordnung ist, von den Dienstleistungen anderer zu leben, wenn sie immer jemanden finden, der

freiwillig die Rolle übernimmt, sich um sie zu kümmern? Wie sollen Edgars Verantwortung lernen? Sie könnten es lernen, würde ihnen ihre innere und äußere Situation bewusst. Der innere Schmerz kann einen Menschen dazu veranlassen, seine Situation in eigener Verantwortung zu verändern. Wie will das jedoch ein Mensch tun, der sich für großartig hält und nie gelernt hat, Verantwortung für sich zu übernehmen?

Wie kannst du ein Verhältnis zu dir entwickeln, wenn du nicht wirklich da bist, wenn du dich nicht kennst? Wie kannst du ein Verhältnis zu deiner Umwelt entwickeln, wenn du keines zu dir selber hast? Das ist nicht möglich. Ebenso ist es unmöglich, ein Verhältnis zu anderen Menschen zu entwickeln. Dies trifft auf Edgar zu, wie auch auf mich.

Er nahm die Erwartungen an seine Mutter und sein Bedürfnis, sich gegen sie zu wehren, einfach mit in sein Erwachsenenleben und behielt sein erlerntes Verhalten bei. Wenn er quengelte und jammerte, bekam er als Kind, was er wollte, vor allem eine nie nachlassende Kümmerung. Er musste nicht lernen, sich um sich zu kümmern, er durfte es nicht lernen und er musste quengeln, um seiner Mutter das Gefühl zu geben, gebraucht zu werden. Gleichzeitig war es seine Rache an der Übermutter, nie zufrieden zu sein. Auf diese Weise bildete sich sein Charakter.
Kinder haben ein feines Gespür dafür, was ihre Eltern brauchen. Da ihr Überleben von den Eltern abhängt, geben sie diesem Gespür nach und richten sich nach den Bedürfnissen ihrer Pflegepersonen. Edgars Mutter brauchte ein Kind, das sie brauchte, damit es zu ihrem Lebensinhalt werden konnte. Er wurde der Gefangene ihrer psychischen Defizite. Ihre eigene Not übertrug sie auf ihr Kind.

Auch ich fühlte mich gefangen, schwammig, unbestimmt wie in einem Sack aus Haut gesteckt. Da konnte ich nicht raus. Nicht aus meiner Haut und nicht aus dem, was woanders Zuhause genannt wird. Auch ich war ausgeliefert. Doch ich wusste, dass ich weder in den Hautsack gehörte, noch in dieses gestörte Zuhause, wo die Eltern herrschten. Ich kam von wo ganz anders, von einem Ort, der den anderen unbekannt war. Dort gehörte ich hin und nicht in diese schreckliche Welt. Dieses Wissen gehörte mir ganz allein. Ich gab es nicht preis.

Brave Kinder sind unauffällig. Sie verhalten sich nicht wie gesunde Kinder, die sich frei entfalten können. Diese stillen, angepassten Kinder sind in Wahrheit

oft verhaltensauffällig. Wer nicht stört, wird gelobt. Und dieses Lob brauchen sie so dringend, weil sie nie gelobt wurden. Weil sie immer nur nieder gemacht wurden, in ihrer Lebensenergie beschnitten wurden. Sie fallen nicht auf, weil es viele solcher Kinder gibt. Das sind die guten Kinder. Aber es sind in vielen Fällen die an ihrer Seele kranken Kinder, die, die innerlich schon eingedämmt oder abgestorben sind.
Ich konnte mich nicht wehren, weil ich durch die viele Angst gelähmt war. Von Anfang an. Du kannst dich nicht wehren, wenn du nicht glaubst, es wert zu sein.

Viele Angepasste haben resigniert. Sie haben verlernt, sich zu zeigen und Grenzen zu setzen. Sie haben verlernt lebendig zu sein. Und das wird von den Lehrern und später im Berufsleben begrüßt. Sie sind eingemeindet worden in die Gruppe der Leblosen, der Funktionierenden, derer, die die Hoffnung aufgegeben haben, es könnte noch einmal anders werden mit ihnen und der Gesellschaft. Viele von ihnen verteidigen später Missstände und prangern die an, die sich dagegen wehren und ein anderes Leben versuchen.
Ich war so ein stilles verschüchtertes Kind und wuchs zu solch einer Jugendlichen heran. Nach außen konnte ich nur während meiner manischen Phasen gehen. Meistens zeigte ich mich zurückgezogen und schweigsam. Ich war darauf angewiesen, dass Menschen auf mich zukamen und nur selten in der Lage selbst auf jemanden zuzugehen. Dazu hatte sich eine tiefe Angst vor Menschen in mir breit gemacht. Diese Angst war zu großen Teilen bestimmend.

Warum bin ich nicht einfach gestorben? Das hätte mir viel erspart, viel Schmerz, Depression und Ausgeschlossensein. Warum bin ich nicht einfach gestorben, warum habe ich nicht einfach aufgegeben, nicht mehr mitgemacht, mich verweigert, aufgehört zu essen, aufgehört brav zu sein? Derartige Gedanken hatte ich oft. Doch irgendetwas war in mir, das leben wollte.

Edgar dürfte als verhaltensauffällig gegolten haben. Kinder, die die Schule schwänzen, die Leistung und Anpassung verweigern, heben sich von der Menge ab, zumindest in den Sechzigern war es so. Schon früh dem Tabak, Alkohol und Drogen zugewandt, ließ vermuten, dass es tieferliegende Probleme gab. Doch die Bekanntheit seines Vaters schützte ihn. Aus Respekt vor seinem Vater ließ man ihn gewähren.

Unsere Eltern waren keine bösen Menschen. Unglück, das auf sie übertragen wurde, baute sich über Generationen hinweg auf. Sie wollten nur das Beste für

ihre Kinder und waren nicht dazu in der Lage ihnen das tatsächlich Beste zu geben: eine gesunde Atmosphäre innerhalb eines funktionierenden Familiensystems, sowie ein gesundes Eltern-Kind-Verhältnis.

Jeder reagiert, wie es in ihm angelegt ist. Meine Eltern, Großeltern und Urgroßeltern waren keine Revoluzzer. Sie waren angepasst, unauffällig, machten mit oder duckten sich unauffällig unter den herrschenden Verhältnissen. Unter meinen Ahnen gab es keine Verweigerer, keine Selbstmörder und Deserteure, auch keine Verbrecher und Verrückte, nicht einmal Alkoholiker oder Aussteiger, ich habe keine entdecken können. Sie haben alles irgendwie ertragen und das Beste daraus gemacht. Auch sie haben gelitten unter den äußeren Verhältnissen, jedoch gearbeitet und nach einem besseren Leben gestrebt, nach einem besseren Stand, nach Ordnung und Ansehen.

Meine Eltern konnten mich nicht ertragen und das ist nicht ihre Schuld. Sie entschlossen sich nicht willentlich dazu, mich zu misshandeln. Sie mussten tun, was sie taten, denn sie waren selbst gequält. Diese ihre Qual war derart groß, dass sie sich ihrer nicht bewusst werden durften. Alles musste verschlossen bleiben, fest verschlossen unter einer undurchsichtigen Oberfläche, die nach außen bürgerliche Normalität vorspiegelt. Es darf vermutet werden, dass je mehr ungelöste Probleme es gibt, je starrer die nach außen gezeigte Fassade sich darstellt. Nichts durfte diese Oberfläche aufbrechen, nichts an ihr kratzen, denn wäre diese brüchig geworden, wären ihre Ängste und Verletzungen von ihnen selbst wahrgenommen worden, wären sie ihnen erlegen. Sie hätten den erlittenen Schmerz nicht aushalten können.

Insofern sind sie unschuldig.
Sie sind Opfer einer Zeit, die sie selbst nicht ins Leben gerufen haben. Sie sind Opfer eines Krieges, den sie selbst nicht gewollt haben, denn sie waren Kinder. Auch wenn sie körperlich unbeschadet überlebten, so wurden sie innerlich verletzt und geängstigt. Wie überlebt ein Kind von sieben, acht, neun Jahren einen Krieg in einer Großstadt? Wie überlebt ein fünfzehnjähriger Stalingrad?

Ihre Traumata gaben sie ungefiltert an mich weiter ohne dies bewusst gewollt zu haben. Da gab es nichts zu lachen. Ich war die Heulsuse, das dumme Kind, das Trampel, die Unbegabte, in der Schule die ausgezeichnete Schülerin, begabt, artig und fleißig. Während die Eltern mich zu hassen schienen, liebten mich die Lehrer. Diese entgegengesetzten Meinungen über mich spalteten mich

entzwei und ließen mich verwirrt zurück. Vieles war verwirrend, das nach außen gezeigte gut bürgerliche Leben mit Weihnachtsbaum und Urlaubsfahrten und die verdrängten Kriegstraumen, über die nicht gesprochen wurde. Irgendwie war alles falsch und der Boden, auf dem ich groß wurde, schwankte bedenklich.

Menschen zerbrechen, wenn Familien zerbrechen. Familien zerbrechen, wenn Kriege und Katastrophen sie durcheinander bringen. Die Folgen tragen die Kinder und Kindeskinder und deren Nachkommen, es wird gesagt bis in die siebente Generation. Wie soll das jemals heilen….

Verloren gegangene Mütterlichkeit

Es sind Mütter, die das Leben schenken, es ist der Vater, der es inspiriert. Es ist die Mutter, die ihrem Kind die erste Erfahrung von Liebe schenkt.
Eine Gesellschaft, die auf mütterlichen Eigenschaften aufbaut, trägt diese in das Leben jedes Einzelnen hinein, bewahrt ihn, schützt ihn, liebt ihn. Mit dieser Liebe fühlt sich der Einzelne sicher und geborgen und kann auf dieser Grundlage er selber sein und sich in seinen Stärken zeigen, die idealerweise von den väterlichen Aspekten der Gesellschaft aufgegriffen und gefördert werden.

Der Vater sorgt dafür, dass sich ein Mensch als Individuum entwickeln kann und nicht in der anfänglichen mütterlichen Allmacht hängen bleibt. Er ist Gegenspieler der Mutter in diesem Punkt, aber ebenso bedingt durch ihre Liebe. Machen sich Mütter und Väter zu Partnern, bilden sie ein notwendiges Ganzes und die Voraussetzungen für die Ausbildung des Menschen, für das, was er im Kern ist und idealerweise werden kann.
Ausbildung wird hier nicht im Sinne einer schulischen oder Universitätsausbildung verwendet, sondern im Sinne von einer Ausbildung der im Menschen angelegten Fähigkeiten, die sich nach und nach zeigen und durch ihre Präsenz mittels der Angebote entwickeln dürfen. Ausbildung wird im Sinne einer Bildung des Menschlichen verstanden, einer Bildung und Stärkung der menschlichen Werte, damit der Mensch zu dem werde, was in ihm angelegt ist.

Wozu zweifelsohne die Ausbildung seiner Talente gehört, die die in ihm liegenden Werte sichtbar werden lassen.

Es ist die Mutter, die den in ihr gelegten Samen hegt und zur Reife bringt. Es ist die Mutter, die sich gibt, damit neues Leben werden kann. Sie muss geben, von ihrer Körperlichkeit, von ihrem liebenden Geist, um dieses Leben wachsen zu lassen. In ihren Augen spiegelt sich das neue Leben, wird es erkannt und in das Leben gehoben. Die erste Liebe, die wir erfahren, begrüßt uns aus der Mutter, durch die Mutter. Sie bringt die Liebe zum Leben in die Welt und überreicht sie den männlichen und weiblichen Nachkommen, die sie aufnehmen und in das eigene Leben weiter tragen. Es ist die Mutter, die die Fähigkeit zu lieben weckt. Wir alle brauchen diese mütterliche Liebe.

Der Vater steht für eine Entwicklung des Kindes von der Mutter weg und ermöglicht somit, dass sich in ihm Selbständigkeit und Fähigkeiten zeigen und reifen, die nicht im mütterlichen Bereich liegen. Er begünstigt und unterstützt die Entstehung von Vielfalt, außerordentlicher Leistungen und somit von Fortschritt. Er weckt das Individuum und steht für das Streben nach Vollkommenheit auf einer erweiterten Ebene, für ein Ziel, das den Weg vorgibt. Somit steht er für das Geistige, das aus der Liebe geboren wurde und sich in das Licht erheben will, in das Göttliche.

Das ist nicht die Aufgabe der Mutter, die das Kind sorgend umhegt, so lange es diese Fürsorge benötigt. Die Mutter bildet die Hülle der Geborgenheit, in der Leben beschützt wachsen kann, welche später, wenn das Kind reif ist, vom Vater aufgebrochen wird, damit es diese Hülle verlassen und seinen eigenen Weg gehen kann. Dieses ist notwendig für jeden Heranwachsenden, um sich voll zu entfalten und seine eigene Stärke erfahren zu können, um seine Eigenschaften ausbilden und zeigen zu können.
Der Vater ist es, der die Leistung des Kinder heraus fordert, der es ermutigt, sich in seiner Individualität darzustellen und seine Stärken unabhängig von der Mutter auszuleben. Gelingt dieser Prozess, wird die Liebe sich vervielfältigen; aus der Mutter kommend, von den Kindern empfangen und in ihnen wachsend, dringt sie nach außen, wird dort aufgegriffen und wirkt verbindend und stärkend auf alle Mitglieder der Familie, später auf alle Mitglieder der Gesellschaft.

Liebe und die mit der Liebe geschenkte Energie bilden den Zusammenhalt in der Familie, stellen die Grundlage für jede Freundschaft dar, für ein Miteinander

in jedem Verein, in jeder Interessengemeinschaft. Gehen Menschen auf Grundlage der Liebe in Wettbewerb zueinander, der vom Vater inspiriert wird, so kann dieser zum Wohle aller gelingen. Die Erfindung eines Menschen kann vielen nutzen. Der Selbstausdruck eines Menschen kann andere berühren und beflügeln. Das Tun des Einen kann andere erfreuen.

So wie in Paarbeziehungen sich Mann und Frau ergänzen, so ergänzen sich in einer gesunden Gesellschaft männliche und weibliche Eigenschaften. Einer Gesellschaft jedoch, die einseitig auf väterlicher Stärke und Konkurrenz begründet ist, geht die verbindende Liebe verloren, ihr mangelt es an den Eigenschaften, die den menschlichen Zusammenhalt begründen. Eine solche Gesellschaft fällt auseinander, denn die Liebe ist der Kitt. Aus der Liebe heraus erwachsen Frieden und Geborgenheit, die Konkurrenz erbringt Leistung und setzt Ziele.

Den Mitgliedern in einer auf Konkurrenz beruhenden Gemeinschaft, fehlt das Motiv, sich mit anderen zu verbinden, ab dem Moment, wo der Erhalt der Liebe nicht für notwendig befunden wird.
Wenn ich vom anderen keine liebende Zuwendung erhalten kann, weil diese Notwendigkeit nicht mehr besteht, brauche auch ich ihm meine Freundlichkeit nicht zu schenken. In einer Gesellschaft, in der der soziale Status des Einzelnen vom Geld abhängt, werden sich die Ziele des Einzelnen nach dem Geld ausrichten und nicht nach der Liebe. Geld jedoch schenkt keine Geborgenheit, sondern ist als Mittel der Macht immer mit einem konkurrierenden Verhalten verbunden. Geld ist nicht Ausdruck selbstlosen Handelns, was die Liebe ist. Es kann die Liebe nicht ersetzen, es kann soziale Verbindungen nicht ersetzen, es steht ihnen entgegen.
Ohne das Bedürfnis sich in Liebe zu verbinden, brechen Familien auseinander, gehen Menschen keine Freundschaften ein, sprechen Nachbarn nicht mehr miteinander. Gegenseitige Hilfe und Unterstützung erfolgt kaum und die Lebensqualität sinkt. Das ist die Situation, in der wir uns heute befinden.
Doch ohne Liebe können wir nicht leben.
Es gibt kein erfüllendes Leben ohne Liebe.
Es gibt keine erfüllende Tätigkeit, ohne dass wir sie lieben.
Es gibt keine stärkende Gemeinschaft ohne Liebe.
Es gibt keinen Zusammenhalt ohne Liebe.
Es gibt keine Freude ohne Liebe.

Die heutige Gesellschaft fördert die Konkurrenz zwischen ihren Mitgliedern, was Vereinzelung zur Folge hat und letztlich Einsamkeit entstehen lässt. Sie fördert Gegnerschaft und Feindschaft. Sie lässt den Menschen in seiner Menschlichkeit verkümmern, weil ihr die ausgleichende Mütterlichkeit fehlt.
Mit dem Wegfall der Liebe in der Gesellschaft wird sich das Leben zurückziehen. Zuerst geht die Liebe, dann stirbt das menschliche Leben selbst. Wir sehen es an den heutigen Entwicklungen, die Geburtenraten sinken, die Fruchtbarkeit von Männern und Frauen nimmt ab. Paare vereinen sich seltener und die Zeit ihres Zusammenseins verkürzt sich. Scheidungen und Trennungen sind zur Normalität geworden. Männer fühlen sich weniger in der Verantwortung, für ihre Kinder und Frauen zu sorgen. Frauen sind weniger bereit, ihr Leben mit einem Mann zu teilen und sich ganz der Mutterschaft zu widmen. Achtung drückt sich heute durch Geld und Karriere aus. Hausfrau und Mutter zu sein ist keine Berufung mehr.

Geld kann Liebe nicht ersetzen. Geld kann unsere menschlichen Bedürfnisse nicht stillen. Geld kann noch nicht einmal Sicherheit geben, wenn es jederzeit gestohlen, abgewertet oder entwendet werden kann.
Jedes autoritär verfügte Gesetz ist unzureichender Ersatz für eine natürliche Regelung eines menschlichen, zugewandten Miteinanders.

Vereinen sich die männlichen und weiblichen Prinzipien, dann werden sie im Guten ausgelebt zum Vorteil eines Jeden. Sie ergänzen sich und können eine gelungene Basis für das Zusammenleben bilden, eine Basis für eine zum Wohle aller funktionierenden Gemeinschaft.
Unsere Zeit aber ist vom männlichen Prinzip übernommen worden, welches bestrebt ist, alles weibliche in seinem Wirken herabzuwürdigen und letztlich auszuschalten. Dies ist so gut wie gelungen, heute, im 21. Jhdt.

Frauen werden nicht mehr in ihrer Weiblichkeit ǵeachtet. Weibliche Eigenschaften lassen sich nicht in Geld umrechnen und horten, sie sind nicht abrechenbar. Dies sind die Ursachen dafür, dass sich Frauen heute männlich zeigen müssen, um Respekt und Achtung zu erfahren. Da sich Wertschätzung zuerst auf materielle Werte konzentriert, hat sich die Liebe aus der Gesellschaft verflüchtigt. Die weiblichen Eigenschaften wurden aus der Gesellschaft zurück gedrängt. Was wir so dringend bräuchten, um uns psychisch gesund und wohl zu fühlen, in unserem Leben aufgehoben, hat sich aus unserem Leben verflüchtigt. Es herrscht ein Mangel an Zuwendung, Verständnis, Nachsicht, Hilfe, Güte und Liebe, ein Mangel an dem, was allgemein unter Menschlichkeit

verstanden wird.
Wir müssen in einer Gesellschaft leben, in der es an Menschlichkeit mangelt. Sie wird dem Menschen nicht gerecht. Leid und Not sind die Folge; Menschen erkranken, weil sie sich den kranken Zuständen der Gesellschaft anpassen müssen, um zu überleben.

Mit der Mütterlichkeit wurden Menschlichkeit und Liebe aus der Gemeinschaft entfernt. Zu großen Teilen wurde Menschlichkeit durch Bürokratie, Vorschriften und Anordnungen ersetzt. Sozialfürsorge, Sozialhilfe, Renten, Versicherungen und nicht zuletzt die sozialen Medien stellen einen minderwertigen Ersatz für das, was wir zwischenmenschlich bräuchten. Wir brauchen liebevolle und nicht finanzielle Zuwendung. Hilfe und finanzielle Zuwendung füreinander ergeben sich aus der Liebe wie von selbst.

Mütterlichkeit und Liebe überleben heute noch in vielen einzelnen familiären Oasen, in Nachbarschaften und in Freundschaften, die sich über alle Schwierigkeiten hinweg gerettet haben. Das heißt, sie sind nicht völlig verloren gegangen, weil sie uns Menschen ausmachen, wir ihrer bedürfen und sie unbewusst verteidigen. Doch auch diese Oasen laufen Gefahr zu verschwinden.

Wird die Mütterlichkeit vermindert und ihrer Funktion enthoben, verschwindet gleichermaßen die Väterlichkeit. Eine Seite kann ohne die andere nicht bestehen, ein Prinzip bedarf zu seinem Wirken seines Gegenpoles. So wie die Frau erst am Mann zur Frau wird und umgekehrt, so kommen mütterliche und väterliche Stärken erst zur Geltung, wenn beide vorhanden sind und gelebt werden, wenn beide einander ergänzen und voneinander erfüllt werden. Wird einem Menschen seine Weiblichkeit oder seine Männlichkeit genommen, wird er zu einem funktionierenden Objekt kastriert, dem sein individueller Selbstausdruck fehlt und damit seine wirkliche Stärke.
Mit einer unterdrückten Väterlichkeit geht der Selbstausdruck des einzelnen Menschen verloren, Individualität wird abgeschafft, wir werden zunehmend gleichgemacht. Da unsere Individualität unser Leben bestimmt, wird uns mit ihr unsere Lebendigkeit genommen.

Mit jedem neu geborenen Menschen wird die Fähigkeit zur Liebe auf die Erde gebracht. Jeder Mensch will lieben und geliebt werden. Die Liebe veredelt das Leben, erhöht uns über das rein Körperliche hinaus und schenkt uns einen höheren Sinn. Liebe ist das positive Bindeglied und die Grundlage für eine funktionierende Gemeinschaft. Mit dem Rückzug der Liebe aus der

Gemeinschaft, wird diese im Kern zerstört. Zwang, Regeln, soziale Regelungen und Unterdrückung ersetzen nicht, was vordem der Liebe wie von selbst gelang.

Es bleibt eine Gemeinschaft von miteinander konkurrierender Mitglieder, die durch Versagensangst voreinander und Macht übereinander bestimmt ist. In ihr treten Verrat, Lüge, Neid und Korruption hervor. Einseitig ist jeder bestrebt, seine einmal erreichte Stellung zu verteidigen und, besser noch, eine höhere Stellung zu erreichen, um seinem Bedürfnis nach Anerkennung und Bedeutung gerecht zu werden. Das Streben nach Anerkennung lässt sich jedoch meist auf einen Mangel an Liebe zurückführen. Der Mensch, der leistet, wird geachtet. Leistung lässt sich am materiellen Gewinn messbar ablesen. Jedoch ersetzt Anerkennung keine Liebe. Es fehlt die Liebe, die einfach liebt, weil der Andere ohne jede Leistung liebenswert ist.

Liebe ist nicht in Zahlen messbar. Sie lässt sich nicht gegen Geld aufrechnen, sie lässt sich nicht eintauschen und horten, sie lässt sich nicht verzinsen und sie lässt sich nicht kaufen. Sie lässt sich nicht erzwingen. Liebe gibt es nur umsonst, freiwillig und ohne einen Vorteil erwirken zu wollen. Liebe entsteht und fließt, ohne dass wir ihren Ursprung und ihr Fließen manipulieren können. Gemeint ist hier nicht, dass vermeintliche Liebe eingesetzt werden kann, um eines Vorteils willen, gemeint ist nicht die käufliche Liebe oder die erpressende Liebe. Die hohe, wahre Liebe gibt um des Liebens willen, sie schenkt sich und bereichert gleichermaßen den Beschenkten wie den Gebenden. Leben ohne Liebe hat keinen Bestand.
Liebe ist wie der Saft des Lebens. Kommt ein Mensch auf die Welt, so ist er von der ihm zugewandten Liebe abhängig. Ohne dass er Ansprüche erfüllen und Leistung erbringen kann, bedarf er ihrer. Jede Zuwendung einer Mutter ist in gesunden Verhältnissen von Liebe geleitet. Liebe schöpft sich aus dem Leben selbst und ist in gesunden Verhältnissen mit ihm verbunden.
Alles andere ist krankhaft. Fehlende Liebe kann durch nichts ersetzt werden; lediglich Kompensation ist möglich, und jedes Kompensieren erfolgt durch den Drang, dem Schmerz über die fehlende Liebe auszuweichen und auszugleichen. Wird eine Gesellschaft zunehmend von Menschen erfüllt, die gezwungen sind ihre Defizite zu kompensieren, so erkrankt die ganze Gesellschaft.

Ein gesunder Mensch ist in Liebe mit anderen verbunden. Aus dieser Liebe heraus wird er für andere sorgen, sie beschützen und sich an ihnen erfreuen. Fließt die Liebe nicht, erkranken Menschen und Gesellschaft.

Familie

Über meine Familie zu schreiben, empfinde ich als schwierig, weil es eine kranke Familie ist.
Auch wenn schreckliche Umstände wie Kriege dazu geführt haben, diese Familie zu zerstören, ihre einzelnen Mitglieder zu traumatisierten, auch wenn es keine Schuld gibt derart, dass absichtliche Bosheit zum Zerfall der Familie führte, weil jeder aus seiner Not heraus reagierte und agierte, so ist die Darstellung der eigenen kaputten Familie mit meiner eigenen Scham verbunden. Als wäre das Versagen der Familie mein eigenes Versagen.
Ich hätte gerne eine gesunde, starke Familie gehabt, auf die ich hätte stolz sein können, über die ich mich hätte freuen können und über die ich gern gesprochen hätte, eine Familie, zu der ich rückhaltlos hätte stehen können, eine Familie, zu der ich mich hätte zugehörig fühlen können. Doch das kann ich nicht.
Niemand kann sich stolz zu einer kranken Familie bekennen. Niemand kann sich überhaupt zu einer kranken Familie bekennen, es sei denn, der krankhafte Zustand der Familie ist ihm nicht bewusst und er hat ihn selbst als Normalität übernommen.

Wie schreibe ich über gestörte Menschen, dessen Opfer ich bin? Wer als Kind misshandelt wird, ist unschuldiges Opfer. Wer als Kind oder erwachsener Mensch zwangsweise Krieg, Hunger und Zerstörung erlebt, ist ebenfalls Opfer. Mancher ist Täter und Opfer zugleich und oft vermischen sich die Grenzen zwischen beiden. Viele Täter agieren aus ihrem eigenen Opferstatus heraus, weil ihnen ein anderer, besserer Ausweg nicht möglich ist und es für sie keine Anregungen gab, dies zu ändern und in Heilung zu gehen. Sie handeln aus ihrer Unbewusstheit heraus, aus ihrem Schmerz.

Auch wenn hinter allem ein Sinn liegt, so leiden wir unter schlechten Umständen. Auch wenn aus jedem Leid Stärke erwachsen kann, so leiden wir nicht gerne und versuchen, uns davon zu befreien. Dieser Versuch, das Leid abzustreifen und uns darüber hinweg zu setzen, formt den Weg unserer Erkenntnis, den Weg unserer Lebens.

Es stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, inwieweit der Einzelne fähig ist, sein eigenes Leben zu bestimmen. Ist es nicht eher so, dass er aus sich heraus handelt, weil er auf diese Weise handeln muss? Viele Menschen

scheinen nicht fähig zu sein, sich bewusst für ein gutes und sinnvolles Handeln zu entscheiden, weil sie durch ihr eigenes Schicksal zu dem gedrängt werden, was sie letztlich tun. Sie handeln unbewusst. Aber entschuldigt unbewusstes Handeln eine ungerechte, gewalttätige und schädigende Vorgehensweise?
Eine gefundene Erklärung für solch ein Handeln kommt keiner Entschuldigung gleich. Es ist nur eine Erklärung. Nicht jeder Mensch, der schreckliches durchmachen musste, gibt dieses ungefiltert an seine Nächsten weiter. Es liegt in unseren Möglichkeiten, uns für Wahrheit und Güte zu entscheiden. Es liegt an unserer Ethik, die uns befähigt, selber erlittenes Leid aufzuarbeiten und somit nicht durch eigene Handlungen weiter zu geben. Unser innerer Zustand gepaart mit unserem Willen und unseren Möglichkeiten entscheidet letztlich über unser Handeln. Jedoch gibt es schwache Menschen, dumme und auch böse Menschen, die nicht über die nötige Einsicht und Kraft verfügen, ihre Probleme friedlich beizulegen.

Kriegsgeschädigte Menschen und deren Kinder hatten nur sehr eingeschränkte Möglichkeiten, ihre Traumen zu heilen. Die Not der Nachkriegsjahre war so groß und das Leiden so allgegenwärtig, dass die meisten einfach nur froh waren überlebt zu haben, während sie gleichzeitig mit dem Neuaufbau ihres Lebens beschäftigt waren. So hatten sie in den meisten Fällen keine andere Wahl, als das schreckliche Erleben zu verdrängen und so zu tun, als sei alles in Ordnung.
Es gibt einen weiteren Aspekt, denn wir sind mit einem im Verhältnis zum Bewusstsein riesigen Unterbewusstsein ausgestattet. Und dieses wirkt im Verborgenen darauf hin, dass wir zu einem vollkommeneren Menschen werden, indem wir alle unsere Anteile integrieren und uns ihrer mehr und mehr bewusst werden. Aus dem tiefen Unbewussten heraus entscheiden wir uns für Partner, Lebenswege und Situationen, die unser bewusster Anteil nicht wählen würde, denen wir vielleicht sogar bewusst auszuweichen versuchen. Wir entscheiden uns unbewusst für den Menschen und die Umstände, die geeignet sind, uns lernen zu lassen, die uns zu Erkenntnis und letztlich Heilung führen können, wenn wir unsere Mitarbeit nicht verweigern.

Einem tief traumatisierten Menschen kann es Kraft seines Willens gelingen - ohne je eine Therapie gehabt zu haben oder auf andere Weise aufarbeiten zu können - was ihm selbst angetan wurde, nicht auf direktem Weg an seine Nachkommen weiter zu geben. Doch trotz all seiner Bemühungen, sorgen das Unbewusste und die Gene für die Weitergabe von Traumata. Auf diese Weise können bestimmte Themen wie Gewalt, Missbrauch und Vernachlässigung

innerhalb mehrerer Generationen auftauchen, trotz der bewussten Anstrengungen, das selbst erlebte Leid nicht weiter zu geben.

Je mehr ich mich damit beschäftige, um so weniger scheint es mir gerecht, Menschen zu beschuldigen, die stark traumatisiert wurden. Beim Betrachten meiner Ahnen und ihrer Leben muss ich feststellen, dass schon Generationen vor mir Traumatisierungen stattfanden. Jeder dieser Menschen versuchte, so gut und rechtschaffen zu leben, wie es ihm möglich war. Seine Bemühungen, ein gutes, gerechtes Leben zu führen, wurden nur selten anerkannt. Es wird nicht anerkannt, was normal scheint, auch wenn diese Normalität nur unter größter Anstrengung erreicht werden kann.

Der Vater meiner Mutter musste mit 18 als Soldat in den ersten Weltkrieg, der 1914 begann. Am 1. September 1939 holte man ihn in den 2. Weltkrieg. Er sprach nicht über seine Erlebnisse, aber es darf angenommen werden, dass er Furchtbarstes gesehen hat. Die Mutter meiner Mutter überlebte zwei Weltkriege in Berlin. Das bedeutete jahrelangen Hunger, Bombenangriffe, viele Nächte in Luftschutzbunkern, Angst, Zerstörung und die tägliche Konfrontation mit dem Tod. Wie überlebt man das?
Meine Mutter war sieben Jahre alt, als ihr Vater das zweite Mal einrücken musste. Wie kann ein siebenjähriges Kind sechs Jahre Krieg in einer Großstadt überstehen? Diese Zeit bedeutete für sie die Ewigkeit. Darf ich über sie richten?

Mein Vater wurde von seinem eigenen Vater, der ein Nazi war, an die Nazis verraten, weil er sich gegen den Krieg ausgesprochen hatte und mit den Kommunisten sympathisierte. Kurz vorher war sein großer Bruder an der Front gefallen. Vielleicht verriet ihn sein Vater aus Angst. Er wollte schlimmeres verhindern und nicht den zweiten Sohn ebenfalls verlieren. Der Jugendliche wurde verhaftet, vor Gericht gestellt und aufgrund seiner Jugend nicht sofort erschossen, sondern zur Bewährung als Soldat nach Russland an die Front geschickt. Er war 15 Jahre alt.

Ich kann nicht über sie richten, denn ich bin nicht an ihrer Stelle. Ich kann nur mein eigenes Leid beklagen und dieses als Folge von unmenschlichen Kriegen sehen. Hatte ich es doch so viel besser als sie, die Mutter und den Vater.
Als Kind jedoch weiß man das nicht.
Ein Kind erwartet fürsorgliche, liebevolle Eltern. Wird es von den Eltern misshandelt, kann es in dieser Welt keine Wurzeln fassen, seinen Platz nicht

finden. Es beginnt, seine Eltern zu hassen, sich selbst zu hassen und die ganze, große weite Welt.

Ich schäme mich, Kind einer zerstörten Familie zu sein, als wäre es meine Schuld. Ich fühle mich verantwortlich dafür, auch wenn ich es nicht bin. Ich fühle mich losgelöst und mich überfällt eine große Hilflosigkeit. Kein Papa da und keine Mama und niemand, der die Ordnung wieder herstellt. Es gibt keine Ordnung mehr. Es gibt kein Oben und kein Untern mehr, keine Wurzeln und keinen Segen. Es gibt keinen Papa und keine Mama….und so treibe ich dahin.

Ich schaue auf ein altes Familienfoto aus dem Jahr 1901, aufgenommen in einer Kleingartenanlage in oder bei Berlin, auf dem meine Großmutter im Vordergrund mit einem lebenden Hühnchen auf dem Schoß sitzt. Sie war zu diesem Zeitpunkt drei Jahre alt. Dahinter sind ihre Eltern zu sehen und links die Mutter ihrer Mutter, außen rechts deren zweiter Mann, der wahrscheinlich nicht der biologische Vater der Mutter meiner Oma ist. Im Hintergrund befinden sich einfache Gartenlauben, Bäume und eine Sonnenblume.

Spätsommer, der Himmel eine gleichmäßig graue Fläche.
Meine Oma trägt ein klein gemustertes Kleidchen mit Puffärmeln und weißem Kragen, Ohrringe und eine Halskette. Alle Erwachsenen sind sauber und ordentlich gekleidet, die Männer tragen über ihren weißen Hemden Westen mit Uhrketten, beide haben Schnurrbärte, wie es damals Mode war.
Die Frauen tragen Schmuckbänder um den Hals, an denen Medaillons befestigt sind. Ihre Kleidung und ihr Schmuck sind Ausdruck ihrer Würde und ihres Selbstwertes.
Es waren freundliche Menschen, gute Menschen, die gearbeitet haben und für ihre Familien da waren, die sich umeinander gekümmert haben. Gemeinsames Treffen im Garten, gemeinsame Geburtstagsfeiern, gemeinsame Weihnachtsfeste, gegenseitige Besuche. Dieser Zweig der Familie war 1901 vor dem ersten Weltkrieg noch intakt.

Ich schaue in ihre Gesichter, als könnte ich dort eine Lösung für die Geheimnisse meiner Familie finden. Alle schauen aufmerksam, der Vater meiner Oma, Urgroßvater Karl Ernst scheint zu lächeln, ein Lächeln, das ihm eigen ist und durch nichts von seinem Gesicht verdrängt werden konnte.
Ein bisschen wirkt er wie der Familienclown, der stets eine lustige Bemerkung auf den Lippen und die Fähigkeit hat, noch in der übelsten Situation etwas komisches zu sagen.

Die Großmutter meiner Oma, meine Ururgroßmutter, deren Namen ich nicht kenne, zeigt mit dem Anflug eines Lächelns einen eher devoten Gesichtsausdruck, doch gleichzeitig Kraft, ihr Schicksal zu meistern. Sie macht den Eindruck, als hätte sie Zeit ihres Lebens schwer arbeiten müssen, für die Familie oder um etwas hinzu zu verdienen und als wäre es in ihrem Leben nicht um Selbstverwirklichung gegangen. Der Sinn ihres Lebens bestand im Dienen, darin, sich in die Verhältnisse zu schicken und das beste daraus zu machen. Sicher war das Leben nicht leicht für sie gewesen. Sie scheint die 60 schon überschritten zu haben, das bedeutet, sie bekam ihr erstes Kind Anna erst mit etwa 30 Jahren. Rechne ich zurück, dann wurde die Ururgroßmutter etwa 1838 geboren. Sie hatte mindestens zwei Kinder, Anna ist auf einem Kinderfoto mit ihrem jüngeren Bruder zu sehen. Was hat sie an ihre Kinder weitergegeben? Was an ihre Enkelin Lucie?
Woher kommt diese Familientradition, dass die Töchter ihre Mütter nicht mögen? Und aus welchem Grund waren sie fast alle Einzelkinder?

Die Mutter Anna meiner Großmutter war verheiratet mit Karl Ernst Hübener. Sie hatten nur dieses eine Kind, meine Großmutter Lucie, geboren am 17. 12. 1898 in Berlin. Lucie bekam ihrerseits später auch nur ein Kind, meine Mutter Marianne, geborene Klix, geboren am 2.8.1932 in Berlin.
Anna war bei der Geburt ihrer Tochter 30 Jahre alt, wurde also 1868 geboren, ihr Mann ein Jahr später. Nach der Aussage meiner Oma verdiente er sein Geld als Nachtwächter, ging nachts durch die Straßen Berlins, rief die Sperrstunde aus und schaute nach Recht und Ordnung. Sicher ein respektabler Job in Uniform.
Es ist anzunehmen, dass sie einen Kleingarten besaßen. Möglich ist, dass dieser auf die nächsten Generationen überging, denn meine Großeltern Lucie und Oskar besaßen nach dem 2. Krieg ebenso einen Kleingarten. Auf einem Foto aus den fünfziger Jahren bin ich zu sehen, wie ich mir vom Kinderwagen aus Zwiebellauch in den Mund stecke, das von einem Beet hochwächst. Wie es auch war, die Tradition des Gärtners lag in der Familie, so dass es nicht verwunderlich ist, dass ich heute einen Garten habe.

1914 mit Ausbruch des ersten Weltkrieges waren meine Urgroßeltern mütterlicherseits 46 und 45 Jahre alt, Lucie 16. Ob Karl Ernst noch in den Krieg musste? Was tat Anna in dieser Zeit?
Das weiß ich nicht, doch es waren schwere Jahre des Hungers und der Unsicherheit. Während des ersten Weltkrieges starben in Deutschland 700 000 Menschen an Hunger und Unterernährung und da sind die gefallenen Soldaten nicht mit einberechnet. 1916/17 mussten sie den Kohlrübenwinter durchstehen, der so genannt wurde, weil viele Lebensmittel Kohlrüben enthielten oder ausschließlich daraus gemacht wurden. Nicht nur Marmelade war aus Kohlrüben, sogar ins Brot wurden sie eingebacken. Sie waren das einzige Nahrungsmittel, das ausreichend vorhanden war, an allem anderen mangelte es.

Meine Oma Lucie erzählte, einer meiner Vorfahren wäre als Findelkind in einem Waisenhaus aufgewachsen und wurde als kleines Kind an Familien verliehen, um dort zu arbeiten. Er hatte solchen Hunger, dass er immer wieder an der Nuckelflasche sog, die er dem Baby geben sollte.
Auch erzählte sie von einer Großtante, die 24 Kinder geboren haben soll und dass alle ihre Geburten Mehrlingsgeburten waren. Das kommt noch einmal wieder, sagte sie in ihrer praktischen Klugheit. Auch wenn ich den verwandtschaftlichen Zusammenhang zwischen ihnen nicht mehr herstellen

kann, so haben diese Erfahrungen ihren Platz in der Familiengeschichte, weil sie sich auf die nächsten Generationen auswirken können.
Eine weitere Geschichte gibt es von einer Tante meiner Oma, die mit einem schweren Hüftschaden im Rollstuhl saß und wunderschöne Handarbeiten machte. Täglich soll sie gesagt haben, ach wenn sie doch nur nach Lourdes fahren könnte, dann würde sie von ihrem Leiden geheilt. Als das Geld für diese Reise beisammen war, fuhr sie in die Pyrenäen, trank von der Quelle in Lourdes, betete zur Jungfrau, stand aus ihrem Rollstuhl auf und lief. Das erzählte meine praktische Oma Lucie, die kein bisschen gläubig war und keine Wunder zuließ.
Die Gabe dieser Tante, geschickt in Handarbeiten zu sein, ist in der Familie weiter gegeben worden. Lucie verzierte all ihre Wäsche mit feinster Lochstickerei, meine Mutter Marianne strickte viele Sachen für ihre Kinder, bestickte die Wäsche und auch ich bin nicht ganz ungeschickt im Nähen und Stricken.

Lucie heiratete Oskar Friedrich Klix, geboren am 12.2.1896 in Schlesien. Oskar war ebenso das einzigste Kind seiner Eltern Maria geb. Plothe und August Klix, die einen Kolonialwarenladen in Berlin Oberschöneweide betrieben, nachdem sie 1901 von Schlesien aus nach Berlin umgesiedelt waren.
Oskar spielte Gitarre, Lucie Mandoline und beide lernten sich an einem Silvesterabend bei gemeinsamen Freunden kennen. Als Lucie den Raum betrat und Oskars Gitarre sah, schnappte sie sich das Instrument und spielte darauf los. Oskar war sofort von diesem Mädel begeistert und diese Begeisterung hielt sein Leben lang.

Beide waren bei den Wandervögeln, einer Jugendbewegung die um den 1. Weltkrieg herum in Berlin-Steglitz entstanden war. Wie der Name schon sagt, nahmen an dieser Bewegung vornehmlich Jugendliche teil, die wandernd und singend die Natur eroberten. Sie heirateten 1925/26. Lucie arbeitete zu der Zeit auf dem Zeppelinflughafen in Berlin-Johannisthal als Schreibkraft, Oskar in einem Büro, ich nehme an, er war Buchhalter.
Bald darauf bezogen sie ihre gemeinsame Wohnung in der Spreestraße 24 in Berlin-Schöneweide. Es war eine Hochparterrewohnung, etwa 60m2 groß, mit einer kleinen Wohnküche, angeschlossen eine winzige Speisekammer, einer Innentoilette, einer schmalen Kammer dahinter, dem kleinen Flur, der hauptsächlich aus Türen bestand, weil von ihm alle Räume abgingen und dem großen Zimmer, das gleichzeitig als Schlaf- und Wohnraum genutzt wurde.

Für diese Wohnung mussten sie 27 Mark Miete monatlich bezahlen und, als sie schon alt und grau waren, kostete die Wohnung immer noch 27 Mark, nach der Erzählung meiner Oma, was durchaus angezweifelt werden darf.
Sie blieben bis an ihr Lebensende in dieser Wohnung wohnen und behielten ihre einmal angeschafften Möbel aus geschnitztem Eichenholz ebenso ihr Leben lang. Das ergab einen beständigen, äußeren Rahmen für ihr gemeinsames Leben und die Kindheit ihrer Tochter Marianne, die am 2. August 1932 geboren wurde und Einzelkind blieb.

Oskar und Lucie hatten den ersten Weltkrieg überlebt, standen die Jahre der Inflation durch, schafften es, sich während der Jahre des Faschismus aus allem rauszuhalten und mussten anschließend den zweiten Weltkrieges erleben.

Meine Vorfahren mütterlicherseits mussten hart arbeiten, waren nicht gut betucht und bemühten sich nach bestem Wissen, nach außen hin wohlanständig und angesehen zu sein. Es waren redliche Leute, die ihren Möglichkeiten entsprechend versuchten, innerhalb der Gesellschaft aufzusteigen. Der Ausdruck „sie hielten auf sich" passt gut zu ihnen.
So waren Oskar und Lucie an Musik interessiert. Beide spielten ein Instrument, mein Opa bis kurz vor seinem Tod, und sie besuchten Opern, Operetten und Konzerte. Es ist anzunehmen, dass schon ihre Eltern mit Musik vertraut waren, wenn sie ihren Kindern eine musikalische Erziehung angedeihen ließen. Vielleicht hat auch Anna schon Mandoline gespielt und August Klarinette.

Sie fuhren ab den 60er Jahren, als es finanziell wieder möglich war, jedes Jahr in Urlaub und verbrachten einige Wochen auf dem Land, wo sie sich privat einquartierten. Zu ihren Vermietern entwickelten sie Freundschaften, so dass sie viele Jahre in die selben Orte fuhren und auch mich, solange ich klein war, dorthin mitnahmen. Auf diese Weise lernte ich Kartoffelkäfer von Kartoffelpflanzen ab zu sammeln, Katzen zu streicheln, dass Stoppelfelder schrecklich piken beim Barfußlaufen und konnte zuschauen, wenn den Schweinen auf dem Hof Futter gekocht wurde. Mein Opa ging mit mir vormittags Früh durch die Felder und machte mich auf die Lerche aufmerksam, die hoch oben am Himmel sang.
Meinen Opa liebte ich innig, er gab mir seine vielfältigen Interessen weiter, lesen, fotografieren und musizieren. Später sollte ich seinen Tuschkasten erben.

Oma Lucie war eine resolute Frau, die bestrebt war, sich um ihre Familie bestens zu kümmern. Sie war das eigentliche Oberhaupt, erteilte Anweisungen im Befehlston und es war undenkbar, sich ihr zu widersetzen, weil sie stets im Interesse des Anderen zu entscheiden schien. Ich kann mir vorstellen, dass schon ihre Großmutter in resolutem Ton Anweisungen gab, die befolgt werden mussten und dass Widerspruch nicht gern gesehen war. Ja, es war geradezu unmöglich, meiner Oma zu widersprechen.

Lucie und Oskar gelang es, trotz aller schrecklichen Erlebnisse, die sie hatten, ein gutes und anständiges Leben zu führen. Sie tranken niemals Alkohol,

wurden nie gewalttätig oder verbal verletzend. Sie arbeiteten ihre traumatischen Erlebnisse nicht auf, doch lebten sie im ständigen Bestreben, gute Menschen zu sein.
Bei Beginn des ersten Weltkrieges 1914 waren sie 16 und 18 Jahre alt. Ich nehme an, dass sie auf Grund ihres Alters schon eine gewisse Stabilität des Charakters ausgebildet hatten, der ihnen im späteren Leben Halt verlieh, so dass sie während der beiden Weltkriege und der Notzeiten ihren Willen, gute Menschen zu sein, beibehalten und leben konnten. Die nächste Generation, die den 2.Krieg als Kind erleben musste, war viel gefährdeter und auf Grund ihrer jungen Jahre verletzlicher, so dass für sie die Gefahr größer war, diesen seelischen Verletzungen zu erliegen.

Großmutter Lucie brachte all ihre Energie auf, ihr einziges Kind durch die Kriegs- und Notzeiten zu bringen. Resolut, wie sie war, musste Marianne ihr widerspruchslos folgen.
Es gab für die Menschen, die in armen Verhältnissen leben mussten, während des Krieges nicht viele Entfaltungsmöglichkeiten. Jedoch erhielt auch Marianne eine musikalische Ausbildung und lernte Akkordeon.
Es lässt sich nur vermuten, dass Marianne unter den ständigen strengen Anweisungen ihrer Mutter litt. Auch wenn diese das Beste wollte, so sind möglicherweise Anlagen in dem Kind unterdrückt worden, so dass es sich nur schlecht auf seine Weise entfalten konnte. Vielleicht auch hat sie heimlich revoltiert und sich in ihren Leistungen verweigert.

Wenn traumatisierte Eltern ihre Traumen an ihre Kinder weiter geben und diese anschließend durch einen weiteren Krieg traumatisiert werden, verdoppeln, multiplizieren oder potenzieren sich die Schäden? Untersuchungen dazu konnte ich nicht finden, doch es ist wahrscheinlich, dass es sich so verhält.
Ich, meine Schwester, meine Kinder und deren Kinder, die Kinder meiner Kinder, wir tragen die Traumen meiner Vorfahren aus zwei Kriegen in uns. Das ist nicht veränderbar, wir müssen es aushalten. Beginnen wir damit, unsere Vorfahren zu verstehen und ihnen und uns zu verzeihen. Das ist nicht einfach, doch es schafft Frieden zwischen den Generationen und in einem selbst.

Meine Mutter

Meine Mutter legte mich in das hübsch hergerichtet Körbchen, schob es in die Küche, schloss die Tür hinter sich, ging über den Flur ins Schlafzimmer, schloss auch dort die Tür hinter sich und legte sich in ihr Bett. Ich rutschte beim Schreien allein in der Küche nach oben und rieb mir am Korbgeflecht die Fontanelle blutig. Fortan stellte die Mutter ein kleines Kissen zwischen meinen Kopf und die Korbwand. Ich hätte schnell begriffen, sagte sie später unberührt und hätte aufgegeben zu schreien. Früh hatte ich aufgegeben.

Während der Nazizeit war das Buch „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind" von Johanna Harrer populär. Diesem Buch entsprechend sollten sich alle Mütter davor hüten, ihre Kinder zu verzärteln. Es wurde angeraten, die Babys nur alle vier Stunden zu stillen und sie nicht mit Zuwendung zu verwöhnen. Diese Regeln blieben lange in der Bevölkerung erhalten. Noch in den siebziger Jahren wurde mir eine solche Verhaltensweise ans Herz gelegt, als ich schwanger war.

Eine grundlegende Erkenntnis hatte ich im Alter von zwei Jahren. Meine um ein Jahr jüngere Schwester war nach einem längeren Krankenhausaufenthalt unerwartet nach Hause entlassen worden. Den Eltern hatte man gesagt, ihre Chancen zu überleben stünden sehr schlecht. Sie war als zweites Kind einer durch die Not der Kriegs- und Nachkriegsjahre geschwächten Mutter auf die Welt gekommen und daher ein schwächliches Baby. Doch ihr Lebenswille war stark, so dass sie überlebte und mich später an Größe sogar überholte.

Eines sonnigen Morgens saßen wir beide jeweils an einem Ende eines Bettes und aßen unser Butterbrot. Als ich damit fertig war, nahm ich meine kleine Puppe, deren Kopf aus Zelluloid bestand, das war ein Plastikvorläufer, und schlug ihren Kopf gegen das Stullenbrett. Plötzlich kam meine Mutter hereingeschossen, riss mich in die Höhe, setzte einen Fuß auf das Bett und legte mich über ihr Knie. Sie schlug zu und ein schrecklicher Schmerz durchfuhr mich. Sie schlug immer wieder zu und ich schrie „Mama, Mama".
In einem Augenblick wurde mir bewusst, dass es diese Mama war, die diese Schmerzen verursachte und es unsinnig war, sie um Rettung anzurufen.
Ich verstummte schlagartig. So ging man nicht mit Kindern um! In diesem Moment wusste ich, dass man so nicht mit Kindern umging. Mit dieser schlagenden Frau hatte ich nichts zu tun. Sie gehörte nicht zu mir und ich nicht zu ihr.

Nun wirst du vielleicht denken, Kinder dieses Alters erinnern sich nicht. Ich erinnere mich an Begebenheiten, die viel früher stattfanden. Es heißt auch, Kinder frühen Alters werten nicht, da sie keine Vergleiche haben. Bei den meisten Menschen mag das so sein. Ich wusste jedoch, dass es falsch lief, und dass Erwachsene Kinder nicht schlagen sollten. Diese Eltern, bei denen ich sein musste, waren nicht gut. Sie verhielten sich nicht, wie Mama und Papa sich verhalten sollten. Das wusste ich, bevor ich es hätte in Worten formulieren können.
Vielleicht blieben die frühen Erinnerungen in mir lebendig, weil ich zu meiner Umgebung kein Vertrauen aufbauen konnte. Ich konnte den Weg vom Ich zum Du nicht finden und blieb somit selbstbezogen. Aber vielleicht gehöre ich auch einfach zu den Ausnahmen, die auf frühe Erinnerungen zurück greifen können.

Weshalb tat die Mutter das und verprügelte ihr zweijähriges Kind? War ihr nicht bewusst, dass das nicht richtig war? Meine Mutter hatte den Krieg in den Knochen und gerade die Angst um das Leben ihres zweiten Kindes überstanden.
Aber das war nur eine Sache. Sie war den ganzen Tag allein mit zwei kleinen Kindern, niemand da, mit dem sie reden konnte und wenn ihr Mann kam, und er kam längst nicht jeden Tag, war mit ihm auch nicht zu reden. Wie ist es, den ganzen Tag und die Nacht gefordert zu sein, keine Zeit für sich selbst zu haben und keine Menschen um sich, die einem hätten Kraft geben können? Sie befand sich in einer schlechten Situation, in einer unerträglichen Situation und sie wusste es nicht. Es erfordert sehr viel Kraft und Verzicht, sehr viel Selbstbeherrschung und Hingabe, ein Kind groß zu ziehen. Woher nimmt eine

Mutter die Energie für diese Aufgabe, wenn sie allein und ohne Unterstützung ist? Gleichzeitig waren die Kinder und sie auf einen gegenseitigen Austausch angewiesen. Ihre Kinder hatten nur die Mutter und diese Mutter hatte nur die Kinder.

„Dieser kinderfeindliche Anteil entsteht aus der zwangsläufigen Überforderung einer jeden Mutter, die im Grunde genommen rund um die Uhr für ihr Kind präsent sein muss, die das Verlangen des Kindes erspüren und möglichst optimal befriedigen sollte und dabei gezwungen wird, eigene Bedürfnisse und Interessen zwangsläufig zu vernachlässigen. Deshalb sind ablehnende, aggressive Gefühle gegen das Kind normal und Erfahrungen von Überforderung, Hilflosigkeit, Verzweiflung unvermeidbar." erklärt Hans-Joachim Maaz in seinem Buch „Der Lilith Komplex".

Oder, lesen wir bei Alexander Mitscherlich, in einem größeren Rahmen die äußeren Bedingungen berücksichtigend, unter denen sich Mutter-Kind-Konflikte entwickeln müssen:
„Die Kleinfamilie (Eltern/Kinder) lebt oft auf engstem Raum, relativ insulär, zellenhaft neben gleichen anderen Familien. Das erzwingt eine engere Zusammenferchung und bringt damit eine stärkere Belastung der emotionellen Beziehungen zwischen Mutter und Kind mit sich. … Mit anderen Worten, die ganze ambivalente Gefühlsspannung des Kindes konzentriert sich überwiegend auf die Mutter, die sich dadurch oft überfordert fühlt und ihrerseits ambivalenter dem Kind gegenüber wird."
(Alexander Mitscherlich „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft")

Meiner Mutter fehlte der Ausgleich zu ihrer Situation und ihren Kindern fehlte ein ausreichender Kontakt zu Großeltern, Tanten und Onkeln mit Cousins und Cousinen usw. Wir Menschen sind „Rudeltiere". Wir sind nicht für ein dauerhaftes Alleinsein gemacht. Für unser Wohlgefühl brauchen wir Familie, Freunde und Nachbarn. Weiber brauchen andere Weiber, Mütter andere Mütter, mit den gleichen Tätigkeiten und Sorgen beschäftigt. Mütter brauchen den Austausch und das Verständnis derer, die in der gleichen Lage sind wie sie und sie brauchen ihre Begleitung. Sie brauchen Menschen, sie sie stärken, weil sie selbst ständig gefordert sind.
Es war und ist nicht gesund, wenn eine Mutter tagein tagaus daheim in einer kleinen Wohnung allein mit ihren Kindern weilt. Es ist nicht menschengerecht. In einer solchen Situation stellt sich Verzweiflung ein, um so eher, als kein Ausweg zu sehen ist.

Meine Mutter hatte es doch gut, sie hatte eine Wohnung, was so kurze Zeit nach dem Krieg nicht selbstverständlich war. Sie hatte einen Mann, der genug Geld verdiente, damit sie mit den Kindern zu Hause bleiben konnte. Sie hatte Eltern, die das Beste für sie wollten. Von außen betrachtet, gab es keinen Grund zur Klage. Und das hat sie selbst sicher auch so gesehen.
Wahrscheinlich war ihr nicht bewusst, weshalb sie überfordert und frustriert war. Doch der Frust war da und brach sich Bahn, es konnte nicht anders sein.

Wer kann sich vor der Geburt seines ersten Kindes vorstellen, dass es eine komplette Lebensumstellung bedeutet, ein Kind zu bekommen? Wer weiß vorher, dass er sein vorheriges Leben auf keinen Fall weiter führen kann? Wer ist sich dessen bewusst, dass die gesamten eigenen Interessen hinter denen des Kindes zurücktreten müssen?

Wenn wir ehrlich sind, müssen wir Mütter zugeben, dass keine von uns eine konkrete Vorstellung hatte von dem, was mit dem Muttersein auf sie zukommt. Unsere Vorstellungen bleiben in der Mehrheit abstrakt und nicht durch reale Anschauung erworben.
Muttersein bedeutet Müdigkeit, Erschöpfung, Selbstüberwindung, keine Zeit zu haben, eine starke Beschränkung der eigenen Freiheit mit dem Wegfall all der Möglichkeiten, die kinderlose Freunde gleichzeitig noch haben. Daraus ergibt sich Einsamkeit, wochenlang, monatelang, jahrelang. Das ist schwer auszuhalten, wenn Unterstützung fehlt. An Anerkennung durch die Gesellschaft mangelte es und häufig auch an Anerkennung der erwachsenen Bezugspersonen der Mutter. Daraus ergibt sich heute, dass sich Frauen mehr und mehr für ihre berufliche Karriere entscheiden und weniger für ihre Rolle als Mutter und Hausfrau.

In den fünfziger Jahren gab es weder Babynahrung zu kaufen, noch Wegwerfwindeln. Die Mütter wuschen täglich unzählige Stoffwindeln mit der Hand. Später als ich selber Kinder hatte, gab es in der DDR immer noch keine Papierwindeln zu kaufen. Ich wusch nun selbst täglich einen Windelberg, mit der Hand.
Auch Babynahrung musste selbst hergestellt werden. Der Arbeitsaufwand, der für ein Kind in den fünfziger Jahren geleistet werden musste, war enorm. Unterstützung hatte meine Mutter nur wenig. Ihre Eltern gingen arbeiten, nur ihre Mutter kam nach der Arbeit vorbei, um sich um mich und sie zu kümmern. Ihr Mann war die meiste Zeit in der Kaserne und es darf bezweifelt werden, dass er sie in ihrer Hausarbeit unterstützte, denn später tat er es auch nicht.

Wahrscheinlich fehlte eine Unterstützung durch freundliche Worte ebenso, denn diese hatte er später auch nicht für sie. Geschwister, Onkel, Tanten, Cousins, Cousinen waren nicht vorhanden, da die Vorfahren Einzelkinder waren.

Meine Mutter bekam ihr erstes Kind im Alter von 20 Jahren, ein Jahr später meine Schwester. Ich weiß nicht, was sie sich gewünscht hätte, ob sie viel lieber ausgegangen wäre, das Leben genossen hätte, Tanzen gegangen wäre, Sport gemacht oder etwas anderes. Jetzt war sie mit 21 durch zwei Kinder an ihre kleine Wohnung gefesselt, hatte keinen Freundeskreis, außer einer Freundin aus der Schulzeit. Ihr Mann verbrachte seine Zeit in der Kaserne und kam nur an freien Tagen heim. Ich sah die Eltern nie zusammen lachen oder einfach nur unbeschwert miteinander reden. Sie redeten gar nicht. Die Mutter war einsam. Wahrscheinlich war sie verzweifelt und war sich dessen nicht bewusst. Anderen ging es genauso, allen Müttern ging es so, es war normal so wie es war. Und wenn etwas „normal" ist, fällt es schwer, es in frage zu stellen.

Meine Mutter schlug mich aus Verzweiflung und nicht, weil sie böse war. Sie musste ihr Unglück irgendwie rauslassen, sich ein Ventil dafür schaffen, oder besser gesagt, das Ventil tat sich von selber auf. Meine Schwester kam dafür nicht in frage, sie war ein Jahr jünger als ich und aufgrund ihrer Krankheit geschwächt. Auch kam die Schwester nach der Mutter und stand ihr daher näher, wogegen ich fremd auf sie wirken musste. Da fiel die Wahl auf mich, instinktiv und ohne Überlegung. In einem Alter von zwei Jahren kann ein Kind das nicht verstehen. Es erwartet ein liebevolles, fürsorgliches Verhalten der Eltern. Tritt dieses nicht ein, fühlt sich das Kind verlassen. Es fühlt, dass das alles nicht gut ist und diese Welt, in die es hineingeboren wurde, es nicht haben will. Ich wollte mich auch nicht haben, aber ich war nun einmal da.

Aber, meine Mutter war auch dumm. Ich stoße immer wieder auf die Aussage „Angst macht dumm". Lange fragte ich mich, woher die Dummheit bei ihr kam. Ihr Vater war sanft, belesen, musikalisch und an allem interessiert. Sicherlich hatte er keine herausragende Bildung, doch ein feines Wesen und dumm war er gewiss nicht. Er machte sich viele Gedanken über das Leben und hatte zweifellos Einfluss auf seine Tochter ausgeübt.
Ihre Mutter kann als ungebildet bezeichnet werden, doch war sie nicht dumm, sondern clever und praktisch, auch sie las Bücher, wenn auch nur zur Unterhaltung und war ihr Leben lang an Musik und Natur interessiert.

Woher kam die Dummheit meiner Mutter? Nahm ihre Fähigkeit zu denken schaden, als sie vor den Bomben flüchten musste? Als sie ihre Tage und Nächte in Angst verbrachte und hungern musste?
Es ist gut vorstellbar, dass sie all das schlimme Erleben verdrängen musste ihres eigenen Weiterlebens willen. Somit schränkte sie ihr Denken ein. Es schaltete sich einfach ein Teil ihres Gehirns ab, machte dicht, zog sich zurück, wich der Angst aus, weil es diese nicht ertragen konnte. Es war keine bewusste Entscheidung meiner Mutter, es geschah aus Angst vor der Angst. Hätte sie ihre Angst vollständig gefühlt, hätte sie sie vielleicht nicht überleben können.

Hatte sie etwas, was ihr hätte Kraft geben können?
Interessen oder Hobbys schien meine Mutter nicht zu haben. Sie war nicht einmal eine leidenschaftliche Hausfrau. Es war offensichtlich, dass sie nicht gern tätig war. Sie hatte eine Lehre als Gärtnerin abgeschlossen, jedoch nie in dem Beruf gearbeitet. Mit 19 heiratete sie. Sie hatte eine Nähmaschine, doch die benutzte sie selten. Ihre geäußerten Wünsche bezogen sich auf schöne Kleidung, feines Geschirr, hübsche Gardinen und darauf, etwas Besseres zu sein. Die Erfüllung ihrer Wünsche erwartete sie von außen, ohne eigenes Zutun sollten sie sich einstellen. Ein Mal hörte ich sie sagen, ihr Mann werde sicher einmal Minister…

Die Mutter sammelte Sammeltassen und wollte es immer schön haben, am besten schöner noch als die Nachbarn. Sie erzählte mir vom Schlafzimmer der Nachbarin, deren Mann nicht aus dem Krieg gekommen war und ein Mal durfte ich in dieses Zimmer schauen. Ich sah ein Ehebett, das mit einer Tagesdecke abgedeckt war, auf der eine Puppe vor einem Kissen saß. Wieso hatte diese alte Frau eine Puppe, sie spielte doch sicherlich nicht mehr damit. Und wieso wollte die Mutter so etwas auch?
Für die Mutter waren materielle Werte entscheidend und das Bestreben, etwas Besseres zu sein. Doch sie selbst bemühte sich nicht um die Erfüllung ihrer Wünsche.
Das lässt darauf schließen, dass ihre Wünsche als Kind zu großzügig berücksichtigt wurden. War sie ein überbehütetes Einzelkind, dessen Eigeninitiative beschnitten wurde? Es ist naheliegend. Alle Aufmerksamkeit ihrer Eltern lag auf ihrem Wohlbefinden, auf ihrer Bildung und darauf, sie zu beschützen in den schweren Zeiten. Ihre Mutter war eine resolute Frau, die für alle Anderen das Beste wollte, doch was das Beste war, bestimmte sie. Widerspruch wurde nicht geduldet. So wurde wahrscheinlich auch Marianne in ihrer seelischen Entwicklung gehemmt und in ihrem Selbstausdruck behindert.

Ihre Eltern taten wahrscheinlich zu viel des Guten und ließen ein unselbständiges Kind, das zu Faulheit und Verantwortungslosigkeit neigte, heranwachsen.

Jedoch hatte meine Mutter gute Eigenschaften, die ich als Kind unter diesen Umständen nicht wahrnehmen konnte. Auch hatte sie sich ihre Ehe anders vorgestellt. Nun, an einen verschlossenen, verbitterten Mann gefesselt, und unselbständig wie sie war, musste sie sich in ihren Erwartungen betrogen fühlen. Und trotzdem versuchte sie, für alle ein halbwegs normales Leben zu arrangieren. Was ich als falsch empfand, diese Weihnachtsfeste, Ostern, Tierparkbesuche und Geburtstagsfeiern, waren ihre Bemühungen, es irgendwie schön zu machen.
Und sie hatte wunderschöne, weiße Hände.

Mein Leben als 21jährige, das ich später führte, erscheint mir sehr viel besser als das der Mutter. Ich studierte mehrere Male, las viel in Bibliotheken, hatte viele Freunde verschiedenster Couleur, ging aus, trank Bier in Kneipen, tanzte Nächte hindurch, trampte durch halb Europa, besuchte Freunde überall in der DDR, diskutierte mit ihnen über Gott und die Welt und träumte von einer besseren Welt.
Ich machte all diese Sachen, von denen meine Mutter keine Ahnung hatte, dass es sie überhaupt gab und sie wusste nicht, dass ich es tat und das war wahrscheinlich besser so.

Vater

Der Vater war die meiste Zeit in der Kaserne und auch das war besser so. Er war groß, schwarz, brüllte laut, rauchte ständig und drohte, augenblicklich zu explodieren. Er war wie ein Pulverfass, dem besser ausgewichen wurde. Mit ihm war nicht zu spaßen, mit der Mutter auch nicht, doch er war richtig gefährlich. Ich wusste nichts über ihn. Als ich klein war, hielt ich ihn für eine Art böser Maschine. Eine menschliche Eigenschaft konnte ich ihm nicht zuordnen. Auch schien er keine Eltern zu haben, keine Familie, was mich nicht wunderte, so ein Monstrum konnte keine menschlichen Züge an sich tragen,

weder äußerlich noch Innen. Doch, da stimmte etwas nicht.

Er hatte drei Stofftiere, einen Tiger, einen Löwen und einen Hund. Diese saßen auf seinem Nachttisch. Jeden Abend deckte er sie mit zärtlichen Worten zu und wünschte ihnen gute Nacht. Ich dachte damals schon, als ich es von meinem Bett aus beobachtete, sorgsam darauf bedacht, dass er nicht bemerkt, dass ich wach war, er müsse verrückt sein. Zu seinen Kindern sprach er nie in einem freundlichen Ton. Zu mir war er ausschließlich böse und bei diesen Stoffbälgern entwickelte er Zärtlichkeit…
Doch das bedeutet, dass in seiner Seele sanfte Anteile leben mussten, die er im wahren Leben nicht zu zeigen wagte. War das seinem jahrelangen Aufenthalt in der Armee und Kasernen zuzuschreiben? Oder gab es dafür noch andere Gründe? Zeigte sich in ihm ein zutiefst unsicherer Mensch, der kein Selbstvertrauen entwickeln konnte, so ein ängstlicher Typ, der nicht zu seinen Gefühlen stehen kann, weil er davon ausgeht, dass dies ihm Verachtung und Ärger einbringen wird? Wer war mein Vater und wusste er selbst, wer er war?

Über seine Kindheit und Jugend weiß ich nichts. Alles, was mir erzählt wurde, kam von meiner Oma. In der Anfangszeit seiner Beziehung zu meiner Mutter kam das junge Paar abends öfter bei den Eltern meiner Mutter vorbei. Meine Oma wollte wissen, auf wen sich die Tochter da eingelassen hatte und fragte ihn aus.
Der Vater meines Vaters besaß eine Fabrik und war, das fand ich erst sehr viel später heraus, mit einer Sinti verheiratet. Es ist anzunehmen, dass die Beziehung zwischen solch ungleichen Menschen nicht ohne Probleme verlief. Später, ich wohnte schon nicht mehr bei den Eltern, erzählte meine Oma, der Vater hätte sehr, sehr viel Geld geerbt, unvorstellbar viel, Millionen. Zu dem Zeitpunkt waren seine Eltern gestorben und er hatte als Alleinerbe die Fabrik bekommen bzw. den Erlös aus dem Verkauf derselben.

Ich war etwa acht oder neun, als mir auffiel, dass der Vater anders aussah als andere Väter und Männer. Er hatte tiefschwarze Haare, fast schwarze Augen und seine Haut war braun. Da ich keine Roma und Sinti kannte und es in der DDR so gut wie keine Ausländer gab, konnte ich keine Erklärung dafür finden. Jedenfalls war er nicht wie die anderen und ich kam äußerlich nach ihm. Auch ich war nicht wie die anderen und das war deutlich zu sehen.
Beim Nachdenken über meine Herkunft fiel mir ein, dass die Mutter uns Kinder mit „Zigeuner" rief, wenn wir zum Essen kommen sollten oder bei anderen Gelegenheiten. Wir waren keine Kinder, sie nannte uns „Zigeuner" und dafür

gab es einen Grund.

Weil mein Vater sich als Jugendlicher gegen den Krieg engagierte, zeigte ihn der eigene Vater an. Er wurde verhaftet und seiner Jugend wegen nicht gleich erschossen. 1942 musste er zur Bewährung als Soldat an die Ostfront, um zu tun, wogegen er vorher eingetreten war. Er musste Menschen erschießen, die ihm nichts getan hatten. Irgendwann geriet er in russische Gefangenschaft und danach angeblich in ein Umerziehungslager. Ob es solche Lager überhaupt gab, weiß ich nicht, ich konnte nichts darüber finden. Aus der Gefangenschaft wurde er Anfang der fünfziger Jahre in die kasernierte Volkspolizei nach Ostberlin entlassen. Eine Wahl hatte er nicht. Die Uniform wurde gewechselt, der Befehlston blieb.

Wie alle Menschen wird er mit 14 Jahren Träume gehabt haben, vielleicht wollte er Architekt werden oder Tischler, vielleicht hätte er gerne Musik gemacht oder Fußball gespielt. All das kann ich nicht sagen. Er sprach nie.
Wie ein Pulverfass, das jeden Moment explodieren konnte, musste er behandelt werden und am besten war, sich in seiner Gegenwart unsichtbar zu machen. Seine ganze Wut, seine ganze Verzweiflung, die Verzweiflung eines nicht gelebten Lebens, entlud sich auf die Kinder und vor allem auf mich.
Ich hatte schreckliche Angst vor ihm. Gleichzeitig hasste ich ihn derart, dass ich keinen Schmerz verspürte, wenn er zuschlug. Mein Hass verschluckte den Schmerz einfach. Bei Hans-Joachim Maaz finde ich:

„Rigide Regeln, enge Moralvorschriften, kleinliche Kontrollen, Vorwürfe und Beschämungen sollen das Kind einschüchtern, gefügig machen, unterwerfen und so die väterliche Schwäche verbergen helfen. Die frühe Wut des Vaters reagiert sich am Kind ab, die väterliche Minderwertigkeit macht ihn zum Despoten, seine Gefühlsabstumpfung lässt ihn zum Gewalttäter werden….Der Autoritarismus verbietet das Echte und Lebendige, erstickt die Gefühle, erzeugt Hass und schürt Gewalt.“ („Der Lilith Komplex“, Hans-Joachim Maaz)

Das ist das Hochzeitsfoto meiner Eltern, aufgenommen 1951 auf einem Hinterhof in der Spreestraße, Berlin-Schöneweide. Der Vater wirkt verunsichert, ja ängstlich und mit nur geringem Selbstvertrauen. Ein feiner lächelnder Zug um seinen Mund ist zu erkennen, vielleicht war er froh, verheiratet zu sein. Das Böse war nicht in ihm angelegt.
Die Mutter schaut lieb und ergeben. Sie hat etwas Keckes in ihrem Gesicht, als trüge sie im Inneren eine eigene Welt.

Später trat der Vater in den diplomatischen Dienst ein. Er war intelligent, nehme ich an und besaß Begabungen, die er wahrscheinlich selbst nicht kannte. Doch er hatte keine Möglichkeit, sie auszuprobieren und zu leben. Ihm blieb nichts anderes übrig, als ein braver Staatsbürger der DDR zu werden, Mitgliedschaft in der Einheitspartei der SED, Mitglied in der Kampfgruppe und Mitglied der Staatssicherheit. Wer er eigentlich war, sollte ich nie herausfinden. Die Jahre ab seiner Verhaftung, der Krieg und die Zeit danach bei der kasernierten Volkspolizei hatten ihn gelehrt, dass er sein Leben nicht selbst bestimmen konnte.

Er hatte aufgegeben irgendwann und sein Augenmerk auf seine Karriere innerhalb des sozialistischen Systems gelegt. Es ging ihm nur noch um Pflichterfüllung, Geldverdienen, Nichtauffallen und so tun, als ob er ein glückliches Leben hätte. Doch es war ihm anzusehen, dass er unglücklich war. Er trug ein verkniffenes, böses Gesicht zur Schau, so dass meine Freundinnen mir zuflüsterten, er sehe sehr böse aus.

Meine armen Eltern waren beide unbewusste Menschen. Aus ihnen wären andere Eltern geworden, wären die Verhältnisse andere gewesen. So aber können sie als Opfer ihrer Zeit gesehen werden, die es nicht vermochten, sich aus ihrer inneren und äußeren Gefangenschaft zu befreien. Dafür fehlte es ihnen an Vorbildern, an Bildung, an Widerspruchsgeist und Kraft. Es fällt mir schwer, sie dafür nachträglich anzuklagen. Es trifft sie die Verantwortung für ihr Leben, jedoch keine Schuld. Die Voraussetzungen für eine mögliche Einsicht in ihr Verhalten fehlten. Bis zum Ende ihres Lebens waren sie nicht fähig, um ihre verlorene Jugendzeit zu trauern, sich selbst zu hinterfragen, sich mit ihren Erlebnissen zu beschäftigen, sowie mit sich selbst.
Ich kann es nachvollziehen.

BRIEF DER AHNEN

Verzeih, mein Kind, die große BÜRDE,
in deine Hände legt ich, wie gern ich würde,
den großen SCHMERZ wohl selbst da tragen,
doch all das Leid ließ uns verzagen.
Wir schlossen all, den Tod, die Pein,
in Kammern unsrer Herzen ein.
Auf KRIEGS-FELD und in SCHÜTZEN-GRAB,
sank einst der Vater, Sohn hinab,
die Heimat starb, so karge Güter,
Bombenhagel riss uns nieder.
Rauchend Mauern, schwarze Augen,
raubten Seele uns und Glauben.
Wir wollen doch nur überleben,
hab'n deshalb Herzen weggegeben.
Das Lächeln starb uns und das Lieben,
Gefühle sind uns kaum geblieben.
Die Liebe war uns tief verscharrt,
in Seelen-Kerkern streng verwahrt.
Verzeih, mein Kind, dies schlimme Erben,
den Traum vom Krieg, wo Menschen sterben.
Mög HERZENS-DORN bald nicht mehr quälen,
zur PERLE werden, euren Seelen.
In dunkle Krume wird's Korn gelegt,
das Jahr erst drauf, zum Lichte strebt.
Mög WAHRHEIT in euch werden wach,
weil unser Mund nicht SCHWEIGEN brach.
Vergebt uns Stenge, Rückzug, Gram,
dass Liebe nicht zum Vorschein kam.
Zwar hat man uns das Herz entzweit,
doch LIEBE lebt jetzt, wird jetzt befreit.

Susanne Lohrey, 15.09.24

Weil ich böse bin

Aber er ging mit euch immer in den Wald, sagte meine Oma, wenn die Rede auf das schlechte Verhalten des Vaters kam. Ja, er ging mit uns immer in den Wald, meine Schwester vorn im Kinderwagen, ich auf der Deichsel stehend dahinter. Ich war drei Jahre alt, als er mich deflorierte.

Er müsse das tun, sagte er, weil ich böse bin. Er wischte mit seinem Taschentuch das Blut von meinen Beinen. Er tötete meine Seele, zerstörte mein Sein und sagte, er müsse es tun. Er sagte, ich sei böse und vernichtete mich.

Danach war ich nicht mehr vorhanden. Mein Körper existierte ohne mich weiter, mein Körper verriet meine Seele, denn er tat einfach so, als wäre nichts geschehen. Weiter wuchs er, weiter funktionierte er. Ganz allein für sich, er brauchte die Seele nicht. Meine Seele war in die Wolken geflogen, in das Licht und lebte losgelöst von mir.

Je früher ein Trauma geschieht, um so verheerender und nachhaltiger wirkt es. Ich hatte verloren. Im Alter von drei Jahren war mein Leben vorbei. Ich musste es mir Stück für Stück zurück holen, ganz allein. Es wird lange dauern, bis ich wieder zu mir finden werde, zumal ich wie Fliegen Menschen anzog, die sich an mir bereichern und mich für sich selbst benutzen wollten. Alle meine Grenzen waren eingerissen worden. Ich spürte sie nicht mehr. Die Verteidigung meines Selbst wurde hart bestraft von dem, der Vater genannt werden musste. Ich durfte mich nicht verteidigen, niemand durfte mich verteidigen, ich war es nicht wert.

Es gibt nichts Gutes, was ich über ihn sagen kann. Seine eigenen Traumen aus dem Krieg waren gewiss schrecklich. Dass er nicht in der Lage war, die erlebte Gewalt nicht an seine Kinder weiter zu geben, ist seinem schwachen Charakter, seinen eigenen Traumata und seiner Unbewusstheit zuzuschreiben. Damit stand er nicht allein, viele Kinder wurden geschlagen, es war nach dem Krieg allgegenwärtig und nicht verboten, Kinder nach Strich und Faden zu verprügeln.
Doch dass er seine kleine Tochter vergewaltigte, hat nichts mit dem Krieg zu tun. Viele Väter, die im Krieg waren, erwiesen sich hinterher als liebevoll und sanft. Und viele, die ihre Kinder schlugen, hätten sich mit jedem geprügelt, der

es gewagt hätte, ihre kleine Tochter sexuell zu belästigen.

Mein Vater verdient die Bezeichnung „Vater" nicht. Durch den Krieg geschädigt oder nicht, er äußerte sich böse und gewalttätig. Er war ein Verräter.
Er war aber auch krank, seine Seele war krank, seine Psyche deformiert und er war demoralisiert. In menschlicher Hinsicht war er ein Wrack. Auf Arbeit und in der Partei funktionierte er, dort wurde auf Befehle reagiert; im zwischenmenschlichen Bereich war er verunsichert und hilflos. Er wusste nicht mehr, wie Menschen sich zueinander menschlich verhalten. Vergessen, einfach so oder durch den jahrelangen Befehlston verdrängt, war er im zivilen Leben desorientiert, was er durch laute Befehle zu überspielen suchte. Ein anderes Mittel war ihm nicht geblieben. Der Krieg hatte seine Seele zerstört.

Ich weiß nicht, ob er über seine eigenen Handlungen reflektieren konnte, denke aber, es war ihm nicht möglich. Wahrscheinlich befand er sich innerlich ständig auf der Flucht, vor allem, was ihn hätte berühren können. Auf seine Weise fürchtete er sich vor der Menschenwelt und musste sich abkapseln, immer in Angst, jemand könne seinen wahren inneren Zustand bemerken. Das war der Grund, weshalb er im Außen so ein Monstrum war, die Angst entdeckt zu werden trieb ihn dazu; die Angst jemand könne herausbekommen, dass in seinem Inneren ein verängstigtes kleines Kind sitzt.

Ich wurde die Heulsuse. Bei jeder Gelegenheit brach ich in Tränen aus, was die Erwachsenen veranlasste mich nun Heulsuse zu nennen und zu beschimpfen. „Du musst den Kopf heben, du musst den Leuten in die Augen schauen!", ermahnte mich die Oma mit lauter Stimme, wenn ich mit tief hängendem Kopf auf der Straße neben ihr her lief. Ich konnte niemandem in die Augen schauen, ich war vernichtet worden. Er hatte mich einfach umgebracht und niemand wollte es zur Kenntnis nehmen. Die Mutter hatte das Blut, das mir die Beine hinunter lief, als er mit uns nach Hause kam, abgewaschen. Danach wurde nicht mehr darüber gesprochen.

Von da an, versuchten sie sich gegenseitig zu beweisen, dass sie mich nicht leiden konnten. Es war nun erst recht verboten, freundlich zu mir zu sein. Die Freundlichkeit meiner Mutter mir gegenüber hätte der Vater gegen sich gerichtet auslegen können und wäre er zu mir freundlich gewesen, was er ja vordem schon nicht war, hätte es als erneute Annäherung betrachtet werden können. War ich schon vorher verloren gewesen, so saß ich nun endgültig in der Falle.

Niemand wusste, wie er mit den Vorkommnissen umgehen sollte. Ein solches Ereignis war nicht vorgesehen und es musste unbedingt vor den Nachbarn verborgen werden. Es hatte als ungeschehen zu gelten. Also sollte auch ich mit drei Jahren so tun, als wäre alles gut. Es war aber nichts gut.
In dieser Familie war gar nichts gut. Es war alles falsch. Das Bild, was sie nach außen boten, entsprach nicht der Wirklichkeit. Sonntags in den Tierpark fahren, zum Geburtstag ein Geschenk, Weihnachten einen Weihnachtsbaum und den Urlaub an der Ostsee verbringen.
Nichts stimmte, es war alles falsch.

Ich möchte anmerken, dass ich die Bezeichnung „Missbrauch" für Vergewaltigungen von Kindern falsch finde. Das Wort „Missbrauch" impliziert, dass ein Kind auch ge-braucht werden kann. Auch der Ge-brauch eines Kindes kommt jedoch einer Vergewaltigung gleich. Kinder sind keine Gebrauchsgegenstände. Die Vergewaltigung eines Kindes kann sein ganzes Leben zerstören, je schlimmer, um so jünger das Kind ist. Das Wort „Missbrauch" verschleiert die gravierenden Folgen einer solchen Tat und mildern sie ab. Wenn ich bedenke, welch Auswirkungen Vergewaltigungen für die Opfer haben, dann sollte die Schwere einer solchen Tat gleich nach Mord kommen und entsprechend bestraft werden.
Dass Vergewaltigungen oft als „Kavaliersdelikt" betrachtet werden und die Strafen milde ausfallen, kommt einer nochmaligen Verurteilung des Opfers gleich und zeigt, wie inhuman unsere Gesellschaft vor allem Frauen und Kindern gegenüber ist.

Heute habe ich meinen Frieden mit ihm gemacht. Ich verzeihe ihm sein Brüllen, seine Gewalt, seine Wutausbrüche, die Vergewaltigung verzeihe ich nicht. Ich würde mir selber unrecht tun, würde ich es verzeihen. Seelenmord darf nicht verziehen werden. Ich habe es überlebt, gerade so, ich habe auch meine späteren Selbstmordversuche überlebt, meine Alkoholexzesse und meine Depressionen. Ich bin stark und so leicht stirbt es sich nicht. Aber ich habe meinen Frieden mit ihm gemacht.

Auch in Anbetracht dieses Menschen kann ich sagen, ich hatte ein viel besseres Leben als er. Einmal dem „Zuhause" entronnen, hatte ich so viele Lebensmöglichkeiten und Entscheidungsfreiheiten, die sich der Vater nie hätte vorstellen können. Inwieweit lebe ich das Leben, das er gern gelebt hätte? Es scheint mir möglich, dass er unbewusst sein ungelebtes Leben an mich weiter gereicht hat, damit ich ersatzweise für ihn lebe.

„Nichts hat psychologisch gesehen einen stärkeren Einfluss auf ihre Umgebung und besonders auf ihre Kinder als das ungelebte Leben der Eltern.“, sagt C. G. Jung.

Kinder

Die mich umgebenden Menschen ließen nicht zu, dass ich ihnen vertrauen konnte. Vertrauen konnte ich nur mir selbst. Menschen waren gefährlich. Das hatte ich früh gelernt. Gleichsam schlüpfte ich in mein Inneres und fühlte mich dort geborgen. Ganz allein war ich und hatte nur mich. Ich war der wichtigste Mensch in meinem Leben.
Unter diesen Umständen mussten sich in mir narzisstische Züge ausbilden. Die Hauptperson für mich war Ich. Mir vertraute ich, meiner Kraft vertraute ich und sonst niemandem. So blieb ich abgekapselt. Zwischen der Außenwelt und mir gab es eine unsichtbare Wand und ich gehörte hinter die Wand. Ich gehörte nicht dazu. Ich gehörte nie zu den anderen und ich wollte auch nicht dazu gehören.

In der Tiefe in mir fand ich einen Ort voller Harmonie, hell, weich und mit wunderschönen Farben. Dort war ich, bevor ich auf diese schreckliche Welt kam, das wusste ich. Eine kostbare Erinnerung an mein Leben vor der Geburt. Von dort kam ich und dort würde ich auch wieder hingehen.
Wenn es möglich war, versteckte ich mich, damit die Erwachsenen nicht ihre Aufmerksamkeit auf mich richten konnten und versuchte, mich an den Ort, den ich in mir hatte, zu erinnern. Leider gelang es nicht, mehr herauszufinden, als eine stille, helle, pastellfarbene Harmonie. Dort gab es liebevolle Geborgenheit. Die konnte mir niemand nehmen, das war meine Sicherheit und sie gehörte mir ganz allein. Dort war ich zuhause und das würde ich nie jemandem verraten.

Trotz der Umstände war ich größtenteils ein unternehmungslustiges Kind. Es waren wohl die Zigeuneranteile in mir, die sich aufrecht und stark durchsetzten und sich durch nichts unterkriegen ließen.

Arglos machte ich in Abwesenheit der Erwachsenen Unsinn. Ideen fielen mir von selbst zu und begeistert setzte ich sie um. So hängte ich mich an die Wäsche, die die Mutter auf den Balkon zum Trocknen gehängt hatte und schaukelte daran, bis die Klammern absprangen und ich mit den Wäschestücken auf dem Boden saß. Was damit tun? Ich warf eines nach dem anderen über die Balkonbrüstung auf die Straße.

Einmal, als meine Mutter Besuch von einer Freundin mit ihren zwei Kindern hatte, wurden alle Kinder in die Küche gesperrt. Schnell animierte ich die anderen Kinder dazu, mir zu helfen, die Küchenmöbel anzumalen. Wie würden sich die Eltern freuen!
Fast brachte ich einmal beim Spielen meine Schwester um. Während der Zeit des Mittagsschlafes waren wir Kinder ungestört und konnten unseren Neigungen nachgehen. Aus dem Puppenwagen, der aus Korb geflochten war, zog ich einen der bunten Verzierungsstreifen und knüpfte eine Schlinge, ohne zu wissen, dass es eine Schlinge war. Diese legte ich um den Hals der Schwester, damit sie mein Hund sei und zog daran. Glücklicherweise kamen die Eltern rechtzeitig.

Täglich war während der Zeit des Mittagsschlafes Gelegenheit, Kreativität zu entfalten. Ich befreite eine Fliege von ihren Beinen, weil ich schauen wollte, was sie dann tut. Nun, sie flog. Umgekehrt riss ich einer anderen die Flügel aus, die dann nur noch die Fensterscheiben hoch und runter laufen konnte, und das tat sie. Scheinbar unbeeindruckt, lebte jede auf ihre Weise weiter.
So sammelte ich Erkenntnisse, obwohl die Erwachsenen mich daran hindern wollten.

Ich erinnere mich an einen Waldspaziergang, bei dem ich auf eine große Hecke zulief, weil ich eines der dunklen Blätter anfassen wollte. Alle Erwachsenen brüllten los: Nein! Nicht anfassen! und wollten mich am Klugwerden hindern. Aber ich war schneller und griff in die Blätter hinein. Schlagartig erkannte ich, dass dies keine gute Idee war. Es waren Brennnesseln.
Ein anderes Mal öffnete ich leise die Ofentür vor dem brennenden Feuer, was mir strengstens untersagt war. Ich hielt den Feuerhaken hinein bis die Spitze rotglühend war, zog ihn dann heraus und fasst zu. Sofort wusste ich, was „heiß" bedeutet.

Überall waren die Erwachsenen hinderlich. Sie sagten mir, ich solle nicht mit den Straßenkindern spielen, ich solle nicht berlinern, ich solle nichts vom

Boden aufheben, ich durfte nicht auf die am Straßenrand liegenden Laubhaufen steigen und nicht auf die Schneehaufen im Winter. Ich wurde dazu erzogen, einen Knicks zu machen, wenn ich einen Erwachsenen begrüßte und beim Sitzen immer schön das Röckchen über meine Knie zu halten. Auf eine gewisse Art vermittelten sie mir, ich sei etwas Besseres. Andererseits wurde mir alles verboten, was ich gern getan hätte.

Ich war an allem interessiert, das zufällig in den Kreis meiner Aufmerksamkeit fiel, zum Eiskunstlaufen gehen, bei den jungen Naturforschern mitmachen, Akkordeon spielen lernen und im Schulchor singen. Nichts war erlaubt.

Alle guten Mädchen meiner Klasse waren im Chor. Da wollte ich auch hin. Weil es mir verboten war, ergriff ich selbst die Initiative und ging nach der Schule in den Hort, wo die Kinder der arbeitenden Eltern aufbewahrt wurden. Da es dort sehr chaotisch und unübersichtlich zuging, fiel nicht auf, dass ein Kind dort war, was nicht angemeldet war. Nach dem Hort ging ich mutig zum Chor und musste vorsingen, um aufgenommen zu werden. Alle Kinder lachten mich aus, denn singen konnte ich nicht; doch der Chorleiter hatte ein gutes Herz und nahm mich auf. Als ich danach heim kam, traf ich die Mutter auf der Treppe, die auf dem Weg zur Polizei war, weil ich den ganzen Nachmittag nicht heimgekommen war.
Am nächsten Tag sprach sie mit dem Chorleiter und erklärte ihm, ich könne nicht singen und dürfe nicht in den Chor, worauf dieser sagte, ich sänge doch gar nicht schlecht. Ich stand daneben und hörte es deutlich. Es nutzte nichts, ich durfte nicht hin, wie ich auch alles andere nicht durfte.
Es war hoffnungslos. Aber einmal wird diese Zeit vorbei sein und ich endlich groß. Dann kann ich tun, was ich will und dann kann ich mich endlich wehren gegen diese bösen, ungerechten, dummen Eltern.

Schon kleine Kinder spielten damals unbeaufsichtigt auf dem Hof und auf den Straßen. Unser Haus stand am Ende einer Straße, die genau auf die Spree zulief. Der ruhige, dunkle Fluss war von beiden Seiten mit Mauern eingefasst, auf denen schmiedeeiserne Zäune befestigt waren.
Wir Kinder standen oft an diesen Gittern und schauten auf die Schiffe, die den Fluss hinauf und hinunter fuhren. Am interessantesten waren die Äppelkähne (So nannten wir damals die Lastkähne auf den Flüssen Berlins.), die Kohle, Sand, Steine oder Schrott transportierten. Auf ihnen lebten ganze Familien, Frauen hängten Wäsche auf und Kinder rannten an der Reling entlang. Wie ich diese beneidete! Ich konnte nicht nachvollziehen, wie Erwachsene in engen

Wohnungen leben konnten, wenn es doch die Möglichkeit gab, auf so einem Kahn zu wohnen und in der freien Welt herum zu fahren.
Als ich später einen Zirkus kennen lernte, faszinierte mich die Lebensweise der Zirkusleute. Tatsächlich waren sie immer unterwegs, mal vier Wochen hier, dann zwei Wochen woanders. In so einem Zirkuswagen wollte ich leben und nirgendwo anders! Warum hatte ich nur solch langweilige Eltern? Ich war eindeutig am falschen Platz!

Es trat zu Tage, was in mir war, was meine Ahnen an mich weiter gegeben hatten: die Lust ein unstetes und abenteuerliches Leben zu führen. Frei und ungebunden wollte ich sein, ich brauchte weder Sammeltassen noch Fernseher, weder Geld noch Ehre. Ich wollte einfach nur so sein wie ich bin und das war in dieser Familie nicht möglich. Gleichzeitig sehe ich die Parallelen, auch mein Vater konnte sein Leben nicht leben. War mir daher verboten, mich interessiert der Welt zuzuwenden?

Diese Eltern und ich passten nicht zusammen. Lange Zeit war ich überzeugt, vertauscht worden zu sein oder aus irgend einem Grund von einem anderen Planeten zu kommen. An diesen Ort gehörte ich nicht, ich fühlte mich so fremd, so wenig zugehörig.

Im Nachhinein kann ich verstehen, dass ich kein einfaches Kind für diese Eltern war, zu fantasievoll, zu temperamentvoll, zu lebendig. Sie konnten sich nicht freuen an solch einem Kind. Sie wollten Kinder, die still, gehorsam und problemlos waren. Am liebsten wären ihnen unsichtbare Kinder gewesen. Sie wollten ihre Ruhe. Warum hatten sie überhaupt Kinder?
Weil es einfach so war, weil alle Kinder hatten. Darüber dachte man damals nicht nach. Es war normal, Kinder zu haben und wurde nicht hinterfragt. Die Möglichkeit sich gegen Kinder zu entscheiden, war nicht vorhanden, sie existierte noch nicht als Idee.

Ich wollte mich zu dem Menschen entwickeln, der ich war und sie versuchten mich herunter zu dimmen auf ihr niedriges Niveau. Wie in eine kleine Kiste gesperrt, wie in einen Sack gesteckt fühlte ich mich, eingeengt und verboten. Alles war verboten, wie ich selbst verboten gehörte. Ich musste sie hassen und hasste sie von ganzem Herzen.
Meinen Ansprüchen konnte die Mutter nicht gerecht werden. Ich erwartete, sie sei klüger, besser, engagierter als ich, gerecht, unternehmungslustig, lebenslustig und einfach bewundernswert. Das war sie aber nicht. Ich fand sie

schon als Kind langweilig, ungerecht, faul, dumm und hässlich war sie obendrein. Da sie nicht einmal lieb und fürsorglich war, war sie eine echte Enttäuschung.

Lieben nicht alle Kinder ihre Mütter und Väter? Im günstigsten Fall, ja. Im ungünstigsten Fall nicht, nein. Die Mutter und ich waren nicht kompatibel. Ich spürte eine grundlegende Ablehnung in mir ihr gegenüber, die nicht allein daher kam, dass sie mich verprügelte. Auf eine tief gehende Weise konnte ich sie nicht leiden.
Sie war eher eine Bedrohung, als dass ich Vertrauen zu ihr hätte schöpfen können. Sie war nicht auf meiner Seite, sie stand mir nicht bei und wollte nicht das Beste für mich. Das Beste wollte sie nur für sich und meine Schwester und ich musste mich dem fügen. Aber sie war auch dumm und taugte in keiner Weise zu einem Vorbild. Niemals wollte ich so werden wie sie. Ich wollte so werden wie ich war, aber auch das war eine Herausforderung, denn, wer war ich eigentlich?

Spätestens nach dem Krankenhausaufenthalt der Schwester war klar, dass sie das gute und ich das schlechte Kind war. Und so blieb es. Ich konnte machen, was ich wollte, so lieb, so fleißig sein, die Küche putzen, Kuchen backen, Essen kochen, die besten Zensuren nach Hause bringen, es nutze nichts. Keine meiner Bemühungen fand Beachtung, rief Anerkennung oder Freude hervor.

Schon bevor ich in die Schule kam, wurde ich für das Tun der Schwester verantwortlich gemacht, es hieß, ich sei doch die Ältere und hätte aufpassen müssen, es besser wissen müssen, mehr Verstand haben müssen. Jahr für Jahr. Bis wir erwachsen waren blieb es so, sie war die Kleine schützenswerte und ich hatte als die Vernünftige die Verantwortung zu tragen. Bis in alle Ewigkeit. Uns trennten ein Jahr und drei Monate.

Heimlich schlug ich die Schwester oder kniff sie in den Arm. Ich musste es tun, um mir selber gerecht zu werden. Sie dagegen spielte ihre Macht bei den Eltern gegen mich aus, wenn sie zum Vater rannte und mich verpetzte, auch dann, wenn es nichts zu petzen gab. Sie hatte Freude daran, wenn ich ungerechter Weise bestraft wurde. Es war ihre Machtstellung mir gegenüber, die sie zeigen konnte in einer Familie, in der auch sie litt.

Wir spielten miteinander Vater-Mutter-Kind, das war zur damaligen Zeit ein Spiel, das wohl alle Kinder übten. (Fernseher und Monitore aller Art gab es

noch nicht.) Die Mutter war ich, die Schwester das Kind und der Vater war auf Dienstreise. Das Spiel spiegelte unser tägliches Leben wieder und diente der Verarbeitung des Zustandes in der Familie. Auch waren unsere Puppen unsere Kinder, an denen wir anziehen, ausziehen und füttern übten. Und natürlich flößte ich meiner Puppe Spinat durch ihren geöffneten Mund ein.
Wir spielten Friseur, indem ich der Schwester die Parfums der Mutter auf den Kopf schüttete und mit dem von der Wand geschabten Putz vermengte. Dass niemand darüber erfreut war, verstehe ich heute.
So hatte ich eine Beziehung zu meiner Schwester, bei den Eltern jedoch blieb ich auf Abstand.

Kinder hatten nichts zu sagen, sie hatten keine Meinung zu haben und keinen Willen, hatten zu gehorchen. Unterhaltungen mit den Kindern gab es nicht. Unterhaltungen zwischen den Eltern gab es auch nicht.
Es hieß, nimm die Ellbogen vom Tisch, halte die Beine still, halt den Mund, sonst setzt es was…du brauchst wohl eine Abreibung…iss den Teller auf… untersteh dich…du kriegst gleich was hinter die Ohren… Auf diese Weise redeten sie täglich. Es gab keine Liebe, keine Freundlichkeit, keine positive Zuwendung und kein Interesse.

Alle Kinder würden geschlagen, dachte ich. Dass Heidrun aus meiner Klasse eines Tages mit blau geschlagenen Wangen in die Schule kam, wunderte mich nicht. Sie hatte natürlich auch solche Eltern wie ich.
An dem Ort, an dem Kinder Geborgenheit erfahren sollten, lebte ich in Angst. Noch wenn ich heute irgendwo lese oder höre, dass von der Sorglosigkeit der Kindheit gesprochen wird, werde ich wütend. Sicher gibt es unbeschwerte Kindheiten, jedoch mindestens ebenso oft unerträgliche Kinderjahre.

Die Herausforderungen des Lebens beginnen nicht schlagartig mit der Volljährigkeit, sie setzen sofort mit der Zeugung ein und dauern bis in den Sterbeprozess hinein. Schwierige Kinderjahre sind wahrscheinlich viel verbreiteter, als allgemein angenommen. Glückliche Kinderjahre halte ich eher für eine Legende, für eine Wunschvorstellung. Die meisten Kinder, die während und nach dem Krieg aufwuchsen, kamen aus zerstörten und traumatisierten Familien, sicherlich waren sie weniger oft glücklich als gedacht. Es war üblich, Kinder zu schlagen, in den Westzonen Deutschlands blieb die Prügelstrafe in den Schulen noch bis in die sechziger Jahre erlaubt. Es war akzeptiert, Kinder zu quälen.

Doch die Menschen hatten allgemein keinen unbeschwerten Umgang miteinander. Nie war ich in einer der anderen Wohnungen in unserem Haus. Auch bei Norbert nicht, mit dem ich zusammen auf dem Hof spielte. Nie trank meine Mutter bei einer Nachbarin Kaffee und nie betrat eine Nachbarin unsere Wohnung. Die 12 Jahre der Nazidiktatur hatte sie misstrauisch gemacht. Es war gefährlich, sich anderen zu offenbaren, da hielt man sich lieber zurück. Als junge Mutter würde ich es ganz anders erleben und zwar überall, wo ich wohnte. Die Hausbewohner in den siebziger und achtziger Jahren in der DDR passten gegenseitig auf ihre Kinder auf, teilten ihre Sorgen miteinander und halfen sich selbstverständlich. In allen Häusern, in denen ich später wohnte, fand ich Freunde.

Krieg

Schon als ich noch sehr klein war, durfte ich auf dem Hof mit Norbert spielen, der in der Parterrewohnung bei seinen Großeltern lebte. Wir spielten Krieg, bauten uns im Sand Barrikaden und schossen dahinter mit Stöckern, die unsere Gewehre waren, auf den Feind. Dass man Krieg spielte, lernte ich von ihm.
Aber was sollten wir auch sonst spielen? Niemand sprach von dem, was gerade geschehen war, doch es war überall sichtbar. Hinter unserem Haus gab es ein großes tiefes Loch mit viel Schutt drumherum. Es war klar, dort hatte ein Haus gestanden und es war schreckliches geschehen.
Wenn ich an der Hand meiner Oma zum Markt ging, kamen wir an zerstörten Häusern vorbei, von denen noch einzelne Teile standen. Da flatterten Tapeten im Wind, die an den stehengebliebenen Wänden klebten und in einem halben Raum hing ein Waschbecken an der Wand. Wo waren die Menschen, die dort gewohnt hatten?
Onkel Gerhard, der Mann von Tante Inge, die die Schulfreundin meiner Mutter war, hatte eine tiefe Narbe am Bauch, die ich sehen konnte, wenn er mit freiem Oberkörper in seinem Garten saß. Und es war der gleiche Onkel Gerhard, der uns Holzgewehre schnitzte, damit wir Krieg spielen konnten.
Die Zeit vor mir war sehr, sehr dunkel, richtig schwarz war sie. Das spürte ich, wenn ich versuchte, sie mir vorzustellen. Ich erahnte mehr, als dass ich es

wusste, was da geschehen war. Mit Kindern wurde nicht darüber gesprochen. Mit Kindern sprach man nicht.

Eines der ersten Kinderlieder, das ich von anderen Kindern lernte, war: „Mariechenkäfer flieg, der Vater ist im Krieg, die Mutter ist in Pommernland, und Pommernland ist abgebrannt, Mariechenkäfer flieg.“ Wir haben es bei jedem Mariechenkäfer gesungen, der sich uns auf die Hand setzte und ich fand das Lied immer sehr traurig.

Als ich einmal mit der Oma einkaufen ging, sah ich eine Frau, deren Arm die ganze Zeit über wackelte. Ich fragte die Oma danach und sie sagte, … na die war verschüttet! Als hätte ich es wissen können, ich hatte keine Vorstellung vom Verschüttetsein.

Später war meine Oma die Einzige in der Familie, die von der vergangenen Zeit sprach, vom Hunger, den Luftangriffen, von Toten auf der Straße, wie sie hamstern fuhren zu den Bauern und wie ihnen in einem kalten Winter, wo sie nachts mit ihren Mänteln in den Betten schliefen, die Kartoffeln unter dem Bett erfroren. Fensterscheiben waren nicht mehr vorhanden, die Fenster waren notdürftig mit Pappe vernagelt, Heizmaterial gab es nicht und die Kälte kroch erbarmungslos in die Wohnung.

Vom Opa hatte die Oma die Pläne mit den Planquadraten für Berlin bekommen. Abends saß sie vor dem Radio, wo durchgesagt wurde, in welche Planquadrate die Bombenflugzeuge einflogen, so dass sie noch vor dem Sirenenalarm wusste, ob sie schnell in den Luftschutzkeller mussten. Waren sie betroffen, rannte meine Oma durch das ganze Haus und klopfte an alle Türen, um die Nachbarn zu wecken, damit auch diese mehr Zeit hatten. Dann ergriff sie die neben der Tür stehenden fertig gepackten Taschen und rannte mit ihrer Tochter bis an das andere Ende der Straße in den Luftschutzkeller. Auch meine Mutter hatte eine Tasche. In dieser waren ihre Puppen, die immer mitgenommen wurden, weil Puppen wie die Kinder des Kindes waren.

Dann wurde ihre Tochter krank und der Arzt stellte bei ihr eine schwere Herzkrankheit fest. Es gab keine Medikamente, es gab noch nicht einmal genug zu essen. In der Hoffnung auf Hilfe lief meine Oma zu Fuß quer durch ganz Berlin zu einem Kloster, weil ihr gesagt worden war, dort bekäme sie, was der Tochter gut täte. Im Kloster angekommen, konnten die Nonnen nicht weiterhelfen. Nur zu essen gaben sie Lucie, was sie jedoch nicht mitnehmen

durfte. Heimlich wickelte sie die Kartoffeln in die Salatblätter und verstaute sie in ihren Manteltaschen, für die kranke Tochter daheim.
Marianne wurde wieder gesund, ihre Mutter jedoch hat seit dieser Zeit Probleme mit dem Herzen und diese Herzschwäche wurde an mich weiter vererbt.

Zum Kriegsende kamen die Russen. Sie zogen durch die Häuser und Keller, plünderten, nahmen mit, was sie irgendwie für wertvoll hielten und vergewaltigten jede Frau, jedes Mädchen, das sie haben wollten. Meine Oma war durch die Hungerjahre stark gealtert und sah eher wie Mitte 60 aus statt 47, auch war sie spindeldürr, so dass sie glücklicherweise keiner wollte. Sie saß im Keller neben einem Kinderbett, in das sie ihre Tochter und deren Freundin gesteckt hatte. Die Mädchen waren 13 und auch wenn sie durch den Hunger wie 10 aussahen, so war es sicherer, sie zu verstecken.
Noch Jahre später hörte ich, wenn der Opa nach etwas fragte, die Oma sagen: Aber das haben doch die Russen mitgenommen…

Ausgebombt wurden sie nicht, auch verhungerten sie nicht und der Opa blieb wie durch ein Wunder auch im zweiten Weltkrieg von Verwundungen verschont. Aber ging es ihnen deswegen gut? Es waren schreckliche Jahre, die bei allen Überlebenden tiefe Spuren hinterließen.
Die Großeltern waren schon durch den 1.Weltkrieg traumatisiert. Dieses Trauma wurde wiederholt und verstärkt. Ich kann mir nicht vorstellen, wie der Krieg bei ihrer Tochter Marianne, meiner Mutter, gewirkt hat. Sechs Jahre Krieg sind bei einem Mädchen, das mit Kriegsbeginn sieben Jahre alt war, fast die Hälfte seines bisherigen Lebens. Sie war tief verstört für den Rest ihres Lebens.

Die fünfziger Jahre

In dem Mietshaus, in dem wir wohnten, gab es auf jeder Etage drei Wohnungen. In den beiden anderen Wohnungen auf unserer Etage lebten Witwen. Sie waren schwarz gekleidet und immer allein. Was gab es nur für ein Leid hinter jeder dieser Wohnungstüren! Es musste ein schreckliches Leid sein,

das von außen nicht gesehen wurde. Und es gab eine Hemmung, darüber zu sprechen.
Wer lebend vom Schlachtfeld kam, konnte froh sein. Wer unversehrt aus einem Luftschutzkeller kroch ebenso. Wer nicht verhungerte, nicht ausgebombt und als Frau nicht vergewaltigt wurde, hatte Glück gehabt. Was sollte man da noch klagen? Und wer hätte sich dies anhören mögen und warum?
Wo alle betroffen sind, gibt es keine Klagen. Es war eben so. Anderen ging es genauso. Jetzt hatte ein neues Leben begonnen.

Die Menschen verdrängten, was an den Schmerz des Vergangenen erinnerte. Dieser Schmerz durfte nicht auftauchen. Auf keinen Fall. Dann wären sie explodiert. Ständige Beschäftigung war vonnöten, Radio von früh bis spät, später der Fernseher, Zeitung und Illustrierte vor der Nase, manchmal auch ein Buch. Und nicht sprechen. Sprechen war gefährlich. Jemand konnte Fragen stellen, die man nicht hören wollte. Das Innere schmerzte, niemand durfte daran rühren, nicht einmal von weitem. Es gab keine Möglichkeit der Aufarbeitung, denn wo hätte man anfangen wollen? Wenn der Schmerz, die Trauer und die Wut zu groß werden, müssen sie verdrängt werden.

Was gehst du damit um, wenn alle deine vier Söhne im Krieg umgebracht werden? Beim ersten schreist du deinen Schmerz hinaus, beim zweiten zerreißt es dich schier, doch bei vieren bleibst du stumm. Du fällst in dich zusammen. Nichts kommt mehr raus. Es gibt eine Grenze für den Schmerz, ist diese überschritten, dann machst du zu. Dann tust du so, als sei nichts geschehen. Und alle müssen wegsehen.

Die Kinder wussten von alldem nichts. Die Kinder hatten still zu sein. Sie hatten es gut. Es gab jeden Tag zu essen und nie mussten sie nachts raus und sich vor den Bomben verstecken. Nie. Die wussten gar nicht, wie gut sie es hatten. Sie konnten in die Schule gehen und ohne Angst auf dem Hof spielen. Da sollten sie sich nicht beschweren. Sie hatten gefälligst den Mund zu halten und zufrieden zu sein.

Die Wohnungen in unserem Mietshaus waren klein, 60m2 aufgeteilt auf Küche, Flur, Bad und zwei Zimmer, an einem Zimmer gab es einen kleinen Balkon. Gegenüber des Balkonzimmers auf der anderen Straßenseite lag eine Fabrik, von hohen Mauern umgeben, auf die Glasscherben gesetzt waren, um Einbrecher abzuschrecken. Die Straße selbst war mit dünnen Lindenbäumen bepflanzt und der Hof hinter unserem Haus war ohne Zaun.

Hinter jedem Haus der Straße gab es einen Hof, auf dem die Mieter mancher Häuser Blumen, Büsche oder Kohl pflanzten. Hinter unserem Haus gab es keinen Garten, aber eine Klopfstange, die dazu gebraucht wurde, um Teppiche mit Teppichklopfern zu säubern. Staubsauger waren schon erfunden, aber nach dem Krieg nicht weit verbreitet, so dass nur selten einer einen hatte.
Die einzige Mülltonne für unser Haus, die nicht einmal groß war und 13 Mietsparteien genügte, stand auch auf dem Hof. Die Müllabfuhr kam ein Mal die Woche. Heute gibt es Familien, die eine solche Tonne an einem Tag füllen.

Die allermeisten Verpackungen gab es damals nicht, Lebensmittel wurden abgewogen und in Papier eingepackt. Obst und Gemüse kam in von den Marktfrauen selbst gedrehte Tüten aus Zeitungspapier, bei Butter und Käse, auch beim Fisch, wurde ein Pergamentpapier auf die Zeitung gelegt, bevor sie eingeschlagen wurden. Alles Papier wurde daheim im Ofen verbrannt. Es war noch nicht üblich, süße Getränke aus Plastikflaschen zu trinken, also gab es diese auch nicht. Daheim tranken wir, wahrscheinlich wie die meisten, Wasser aus der Leitung, Tee und Milch.

Es gab weder Fertiggerichte, noch Wegwerfwindeln, keine Plastiktüten und Konserven in Blechdosen waren nicht weit verbreitet, da sie teuer waren. Viele kochten Gemüse und Obst in wiederverwendbare Einweckgläser ein.
Es war eine nachhaltige Zeit. Nichts, was noch irgendwie brauchbar schien, wurde weggeworfen. Den Kindern wurde Kleidung aus alten Uniformteilen genäht oder aus abgelegter Kleidung von Erwachsenen. Die meisten Frauen konnten stricken, nähen und waren allgemein sehr erfinderisch, wenn es um die Verschönerung ihrer Umwelt ging. Ich erinnere mich daran, dass Halsketten aus bunten Papierstreifen gefertigt wurden, so geschickt, dass es der Kette nicht mehr anzusehen war, welches Material ihr zugrunde lag.

Die alte Berliner Zeit reichte noch etwas in die Nachkriegsjahre hinein. Ab und an spielte ein Leierkastenmann auf unserem Hof. Die Mutter gab mir dann einen in Papier gewickelten Groschen (das war ein Zehnpfennigstück, heute etwa fünf Centimes), damit ich ihn hinunter bringe. Auch Laternenanzünder sah ich, wie sie in der Dämmerung durch die Straßen gingen und mit einem langen Stab eine Gaslaterne nach der anderen anzündeten. Damals waren alle Straßen mit Gaslaternen bestanden, es gab noch keine zentrale elektrische Straßenbeleuchtung. Bei den vielen Straßen und der Größe der Stadt muss es sehr viele Laternenanzünder gegeben haben.

Unser Briefträger stieg täglich die Treppen hoch und klingelte an jede Tür, um Zeitungen und die Post zu übergeben. Kam er zu uns, dann redete die Mutter mit ihm. Er war schon alt, hatte graue Haare, trug eine dunkelblaue Post-Uniform und konnte seine Aufgabe in aller Ruhe erledigen, ohne Hast, ohne Stress. Waren in einer Wohnung die Bewohner nicht daheim, steckte er die Post durch den Schlitz in der Tür und warf sie in die Wohnung hinein.

Fernseher waren in den fünfziger Jahren selten und natürlich gab es kein Internet, keine Handys und kaum einer hatte ein Telefon. Ein Radio war das Einzige, was zur Unterhaltung in der Wohnung vorhanden war. Es wurde von meiner Mutter nach dem Aufstehen eingeschaltet und abends vor dem Insbettgehen aus gemacht. Sie hörte den ganzen Tag Seemannslieder und Schlager.

In der Küche meiner Oma stand ein alter Volksempfänger, wie sie Adolf Hitler für das Volk hat produzieren lassen, damit dieses seine Hetzreden hören konnte. Vormittags, wenn sie kochte oder Ordnung machte, hörte sie RIAS, Radio im amerikanischen Sektor, was bei uns im Osten verboten war. Sobald jedoch jemand kam, schaltete sie das Radio aus, nicht wegen des Senders, sondern weil ein Radio bei der Unterhaltung stört.

Natürlich hatte niemand ein eigenes Auto. Auch Fahrräder waren selten. Die Straßen waren ruhig und ab und an kam ein Lieferfahrzeug. Es gab Pferdefuhrwerke, die Bierfässer für die Kneipen lieferten und im Herbst Einkellerungskartoffeln. Im Keller bei uns gab es eine große Kiste, in der die Kartoffeln für den ganzen Winter aufbewahrt wurden. Auch Kohlen wurden mit Pferdefuhrwerken geliefert. Bis Anfang der achtziger sah ich noch Pferde auf den Straßen Ostberlins.

Kinder spielten ohne Aufsicht auf der Straße, gingen allein in die Schule, zum Bäcker oder holten schon im Alter von vier Jahren mit ihren Milchkannen Milch im Lebensmittelladen. Ich erinnere mich an den Bäcker an der Ecke, wo es für 10 Pfennige Zuckerschnecken gab oder Streuselkuchen für 20 Pfennige. Eine Schrippe, so hießen die Brötchen in Berlin, kostete 5 Pfennige und was waren das für Schrippen! Der Bäckerladen damals, wo ich Schrippen holen musste, war voller Wespen, die die Kuchenstücke umsummten. Ich fand die Verkäuferinnen außerordentlich mutig, wenn sie dazwischen griffen, um die gewünschten Stücke zu nehmen.

Zu Tante Gretchen in den kleinen Lebensmittelladen ging ich mit einer Milchkanne Milch holen, die mit einer Schöpfkelle in den Aluminiumbehälter eingefüllt wurde. Milch gab es überall lose, das heißt, unverpackt.
In großen Gläsern warteten grüne, gelbe und bunte Bonbons auf Käufer. Hatte ich das Glück, einige gekauft zu bekommen, dann wurden sie mir in einer kleinen, braunen Papiertüte gereicht. In der Hosentasche erwärmten sich die Zuckerstücke und klebten dann am Papier, was nur schwer abzubekommen war. Aber das machte nichts, im Mund löste es sich. Es gab sogar Kaugummis, doch niemand erbarmte sich, dafür Geld auszugeben und mir welche zu kaufen. Schaufenster waren noch Orte, wo Sehnsüchte wuchsen und wenn es nur die eines kleinen Mädchens waren, die sich Kaugummis erträumte.

Auch Butter, Quark und Käse gab es lose und musste von der Verkäuferin abgewogen und in Papier gepackt werden. Mit Wurst und Fleisch tat man es auf die gleiche Weise. Selbstbedienungsläden, in denen sich jeder Kunde aus den Regalen nehmen konnte, was er wollte, waren noch unbekannt. Sie verbreiteten sich erst in den sechziger Jahren. Mit dem Aufkommen dieser Läden wurde es nötig, alle Ware einzeln und sicher zu verpacken, was einen riesigen Anfall von Verpackungsmüll verursachte.

Etwas weiter weg lag ein Fischladen, der morgens mit großen Eisblöcken beliefert wurde, weil eine andere Kühlung in diesem Laden noch nicht vorhanden war. Drinnen schwammen in einem großen Becken Karpfen. Wollte einer einen Karpfen kaufen, konnte er sich diesen aussuchen. Mit einem Kescher fischte die Verkäuferin ihn heraus, packte ihn auf den Stoß Zeitungspapier, schlug mit einem Holz auf seinen Kopf und schnitt ihm die Kehle durch. Anschließend wurde er in Zeitungspapier eingewickelt. Damals in der DDR war Fisch sehr billig, ich erinnere mich an Pfennige, die Heringe und Flundern noch in den achtziger Jahren kosteten.
In Oberschöneweide gab es auf einem Hinterhof eine Fischräucherei. Dort wurden frisch geräucherte Flundern angeboten, Schillerlocken, vor Fett triefender Heilbutt und natürlich Bücklinge. Auch diese feinen Sachen wurden in Zeitungspapier eingeschlagen.
Es muss sehr viele alte Zeitungen gegeben haben.

Elektrische Geräte wie Waschmaschinen, Kühlschränke oder Haarföne waren noch nicht verbreitet. Wäsche wurde mit der Hand gewaschen und bei schönem Wetter auf dem Hof auf Wäscheleinen getrocknet. Große Wäschestücke wie Bettwäsche und Tischtücher konnten in die Wäscherei

gegeben werden. Kühlschränke waren erst ab der sechziger Jahre verbreitet. Das Leben war einfach und alle waren mehr oder weniger gleich arm.

Meine Oma kochte jeden Herbst Unmengen an Obst und Gemüse ein, das sie billig auf dem Markt kaufte. Birnenkompott, Pflaumen, Aprikosen, Kirschen, Grüne Bohnen und leckere Senfgurken, sie machte saure Heringe selbst, Bratheringe, feines Griebenschmalz, Sülze vom Schweinskopf und manchmal gab es selbst gebackenen Napfkuchen.
Die Kaffeebohnen wurden in der Kaffeemühle mit der Hand gemahlen und jeder Tropfen Wasser musste zuerst auf dem Herd erhitzt werden, wenn abgewaschen oder die Haare gewaschen werden sollten.
Ich erinnere mich an die gemauerten Herde in der Küche, die früh mit Holz und Kohle angeheizt werden mussten, bevor Kaffee oder Tee gekocht werden konnten. Später, noch in den fünfziger Jahren, wurden bei uns die Herde abgerissen und durch Gasherde ersetzt. Es wurden Gasrohre in die Wohnungen gelegt. Das Gas war städtisch und kam von den Gaswerken in Berlin. Es war eine Erleichterung, auch wenn das lebendige Feuer in den Herden im Winter die Küche gewärmt und eine gute Atmosphäre geschaffen hatte.
Aber es gab ja noch den Badeofen, der angeheizt werden musste, um warmes Wasser zum Baden zu haben und die Kachelöfen in den Zimmern, von denen bei uns im Winter aus Sparsamkeitsgründen nur der Wohnzimmerofen geheizt wurde.

Gebadet wurde nur ein Mal die Woche. Solange wir klein waren, stellte die Mutter eine ovale Zinkwanne in die Küche, in die die Kinder gemeinsam gesteckt wurden. Als wir dafür zu groß wurden badeten wir selbstverständlich weiter zusammen in der Badewanne im Bad. Für jedes Kind extra eine Wanne mit warmen Wasser volllaufen zu lassen, wäre Verschwendung gewesen. Merkwürdigerweise erinnere ich mich nicht daran, dass die Eltern badeten, aber zweifellos taten sie es.

Selbstverständlich wurde täglich selbst gekocht, meistens gab es Eintopf, Graupen mit Gemüse, grüne Bohnen mit Hammelfleisch, Tomatenreis, Nudelsuppe, Kartoffelsuppe, Linsen oder dicke Bohnen und Pellkartoffeln mit Butter oder mit Quark und Leinöl. Gab es Grießbrei mit einem Spritzer Sirup, war es für uns Kinder ein Fest. Nur sonntags gab es Schnitzel oder Buletten und zum Frühstück ein Ei. Spagetti und Pizza waren noch unbekannt

Ich erinnere mich, dass meine Oma für uns Kinder Kartoffelpuffer machte, die wir mit Apfelmus aßen, bis uns fast die Bäuche platzten.
Zum Abendbrot gab es Stullen, so hießen in Berlin die Brotscheiben. Sie wurden mit Butter oder Schmalz bestrichen, manchmal kam etwas Schnittlauch auf die Butter.
Zum Frühstück durfte ich entweder Marmelade auf das Brot streichen oder Butter. Butter und darauf Marmelade zu geben, war nicht erlaubt. Dabei schmeckte beides zusammen himmlisch. Also machte ich mir zwei Brote, eins mit Butter, das andere mit Marmelade. Während ich das Marmeladenbrot aß, schob ich möglichst viel von der Marmelade mit den Lippen vom Brot und passte auf, dass sie auf das Butterbrot fiel, das noch auf dem Teller lag. Dann hatte ich mein Butterbrot mit Marmelade.

Alle Pullover für ihre Kinder strickte die Mutter selbst, viele Jahre lang. Das war nicht ungewöhnlich. Wurde ein Pullover zu klein, wurden Manschetten angestrickt. Wurde er noch kleiner, eigentlich wurde ja nicht der Pullover kleiner, sondern das Kind größer, dann wurde er aufgetrennt, die Wolle gewaschen, auf einem Brett gespannt, getrocknet und wieder verwendet. Einmal nähten die Oma und die Mutter mir ein Sommerkleid aus einem alten Kleid meiner Oma und ich glaube, sie machten es gut, denn ich fiel damit nicht auf.

Meine Mutter hatte graue Lebensmittelkarten, die in Abschnitte eingeteilt waren. Immer wenn sie Butter, Zucker oder Quark kaufen wollte, musste sie von diesen Abschnitten einen mitnehmen. Waren alle Abschnitte aufgebraucht, konnte nichts mehr gekauft werden. Dann musste auf die neuen Lebensmittelkarten gewartet werden.
Einige glückliche Menschen bekamen Pakete von ihrer Westverwandtschaft. Diese hatten schöne Westkleidung an und waren auch mit Lebensmitteln besser versorgt. Auch meine Oma hatte dieses Glück. Es war ein Fest, wenn so ein Paket ankam. Schon beim Öffnen entströmte dem Paket ein magischer Duft von Reichtum und Wohlleben. Nach und nach wurden Margarine, Puddingpulver, Kaffee, Schokolade, Brühe, Wurst und Salzsticks ausgepackt und für den Opa eine kleine Flasche Schnaps. Jedes einzelne Stück war liebevoll in buntes, glitzerndes Papier gewickelt; es war wie Weihnachten. Und ich gedenke heute der lieben Menschen, die sich die Mühe gemacht haben, alles so fein einzupacken.

Es geht aufwärts

Es ging voran, was den materiellen Lebensstandard der Bevölkerung betraf. Die Eltern wurden dicker, zogen in eine Neubauwohnung, kauften sich neue Möbel und warfen die gediegenen, aber alten und unmodernen Möbel hinaus. Jetzt zierte eine Schrankwand aus Pressspanplatten in weiß und braun das Wohnzimmer. Sie war extrem geschmacklos, wurde jedoch noch vom Sofa übertroffen, das aus vier einzelnen Teilen bestand, die abwechseln schwarz mit gelben Punkten und rot mit weißen Punkten waren. Über dieses Sofa hängten sie eine Reproduktion des „Schokoladenmädchens" von Jean-Etienne Liotard. Ich bemühte mich, niemanden mit nach Hause zu nehmen.

Es wurden nun auch ein Kühlschrank angeschafft und eine Waschmaschine. Die Kinder bekamen ein Kinderzimmer, das 7m2 groß war. Darin standen unsere zwei Betten, vorn links ein Kachelofen und ihm gegenüber ein großer Schrank, der Kleidung, Schulsachen und sonstiges aufnahm. Damit war der kleine Raum gefüllt. Schulaufgaben machte ich, indem ich mich ins Bett oder auf den Ofen setzte, der nie geheizt wurde. Wenigstens musste ich nicht beim abendlichen Familienfernsehen anwesend sein. Das war ein Vorteil.

Von nun an bestimmte der Fernseher die Atmosphäre des Wohnzimmers. Sessel und Sofa waren gerade auf ihn ausgerichtet, damit auch jeder an dieser kulturellen Veranstaltung teilnehmen konnte. Damals gab es in der DDR ein Programm, das gegen Abend begann und irgendwann gegen Mitternacht endete. Aber, in Ost-Berlin konnten Westsender empfangen werden. Es war in der DDR verboten, Westen zu gucken und die Menschen wurden dazu aufgerufen, sich gegenseitig zu verpfeifen. Trotzdem taten es die meisten. Westprogramme waren unterhaltsamer als der Osten mit seiner ewigen Propaganda. Meine Großeltern schauten fast ausnahmslos Westen, nur montags, wenn abends alte Filme liefen, blieben sie beim DDR-Programm.

Schon damals wurde den Menschen von offizieller Seite keine eigene Meinungsbildung zugetraut. Der Staat wollte sich nicht darauf verlassen, dass seine Bürger das gute vom schlechten Regime selbst unterscheiden konnten. Da wurde dann doch lieber nachgeholfen. So war es schon zur Nazizeit und so ist es bis heute.
Meine Eltern verpfiffen sich nicht, sondern hielten es voreinander geheim, dass sie Westen guckten. Das lief so ab, dass meine Mutter sich nachmittags

gemeinsam mit meiner Schwester vor den Apparat setzte und die Wohnungstür abschloss, damit mein Vater, wenn er später kam, klingeln musste, so dass sie Gelegenheit hatten, schnell auf Osten umzuschalten, bevor er hinein kam.
Das DDR-Abendprogramm wurde gemeinsam geschaut. Waren Mutter und Schwester im Bett, schaltete der Vater um und guckte nun seinerseits Westen. Ich spielte eine so geringe Rolle, dass sie sich nicht genierten, mich ihr Spiel beobachten zu lassen.
Kam die Mutter nach der Arbeit nach Hause, brachte sie etwas Leckeres zu essen für sich und die Schwester mit und sagte mir, du isst das ja sowieso nicht. Damit war klar, dass ich bei ihren Zusammenkünften vor dem Gerät nicht erwünscht war. Das entsprach durchaus meinen Interessen. Trotzdem war es verletzend, ungefragt ausgeschlossen zu werden.
Auch zwischen meiner Mutter und der Schwester bestand kein gesundes Verhältnis. Sie gingen zu beiderseitigem Nutzen eine Zweckgemeinschaft ein, ohne gegenseitiges Vertrauen und Offenheit und trafen sich dort, wo ihrer beider Interessen lagen. Es waren für sie sicher tröstliche Umstände, eine Insel im von Angst und Unsicherheit durchtränkten Familienchaos zu haben.

Es war wahrscheinlich für alle Beteiligten schwer, diese Atmosphäre in der Familie auszuhalten, es war für alle schwer, sich selber auszuhalten. Die Erwachsenen taten so, als wäre alles in bester Ordnung. Es wurde nur immer noch nicht gesprochen. Die Frage: Wie geht es dir? wäre schon übergriffig gewesen. Es waren Äußerungen möglich wie: Es regnet. Der Zucker ist alle. Sonntag kommen Oma und Opa. Diese Sätze blieben unbeantwortet im Raum stehen. Als Erwiderung galt ein Kopfnicken oder ein kurzes „mmh".
Spontanes und grundloses Anschreien des Vaters war normal. Es gab während der 18 Jahre, die ich bei den Eltern leben musste, zwei ganze Sätze, die der Vater zu mir sagte. „Solange du die Beine unter meinen Tisch steckst, machst du, was ich sage.", war der eine und ich bin sicher, diesen Satz haben die meisten meines Alters irgendwann einmal gehört. Der andere lautete: „Du wirst dein ganzes Leben lang machen müssen, was ein anderer dir sagt." Das entsprach seiner eigenen Erfahrung und indem er dies aussprach, schwor ich mir, dass ich immer machen werde, was ich will. Das habe ich weitgehend eingehalten.

Ostern und Weihnachten gab es Geschenke. Zum Geburtstag gab es auch Geschenke und Kuchen. Süßigkeiten und Kuchen waren noch in den sechziger Jahren bei uns in der Familie eine Ausnahme, die gab es nur an diesen besonderen Tagen.

Jahre später machte ich es mit meinen Kindern genauso. Im täglichen Leben gab es keine Süßigkeiten. Als wir einmal einen Freund besuchten, zeigte er den Kindern, wo sie spielen konnten, wo die Toilette war und wo das Schubfach mit der Schokolade. Er staunte sehr, als er später sah, dass sie dieses ratzekahl leergegessen hatten.

In der Schule erhielt ich gute Zensuren, war die Beste der Klasse in Mathematik und Kunst. Daheim war ich das dumme Trampel, dem das täglich auch gesagt werden musste, damit es das nicht vergisst. In meinem Beisein sprach die Mutter zu Nachbarn von meiner Dummheit.
Meine Schwester rutschte gerade so durch, dank des Vaters, der die ganze Schule zusammen brüllte, wenn sie wieder eine 5 nach Hause brachte. (Die 5 war die schlechteste Note.) Daheim war sie das begabte Kind, dessen Knoten erst noch platzen müssen, damit diese Begabungen sich zeigen können.
Meine Mutter und die Schwester kommunizierten noch als die Schwester 16 war und schon mit Männern schlief wie Kleinkinder miteinander. Es war für mich unerträglich, wenn sie sich in Babysprache „unterhielten". Es war nicht nur unerträglich, es war irre.

Ich lebte gleichzeitig in zwei Welten, die eine schätzte mich, die andere verachtete mich, obwohl ich überall der gleiche Mensch war. Also ging ich gern in die Schule und hielt mich nur gezwungenermaßen dort auf, wo für andere Kinder das Zuhause war. Irgendwie musste ich diese Zeit durchstehen, irgendwann wird sie vorbei sein und ich erwachsen und frei.

Aber ich wusste nicht, wer ich war, bemühte mich, dies nicht zu zeigen und versuchte zu sein wie die Anderen. Die Anderen bewegten sich selbstverständlich in dieser Welt, als würden sie dort hingehören. Sie waren liebenswert, sie wussten, wie man sich verhielt, sie machten alles richtig und fühlten sich sicher in ihrer Spontanität.
Ich fühlte mich innerlich als das aller niedrigste Wesen der Welt, ich war das Letzte, ich durfte schlecht behandelt werden und hatte keine Rechte. Ich fühlte mich unglaublich mies.

Der Einfluss meiner Großeltern

Betrachte ich die Mitglieder meiner Familie, wird deutlich, das ich nicht als Abbild oder Synthese meiner Eltern erscheine, sondern eine Synthese meiner vier Großeltern bin. Meine Eltern erscheinen mir wie eine negative Leerstelle zwischen den Großeltern und mir. Die Verbindung zwischen mir und den Großeltern spüre ich noch heute stark, was erstaunlich ist, wo ich doch die Eltern meines Vaters nie sah und nicht viel über sie weiß.

Mein Großvater mütterlicherseits, den ich innig liebte und ich denke, er mich auch, gab mir seine Interessen und Talente weiter. Er spielte Gitarre im Mandolinenorchester in Berlin, das regelmäßig probte, Konzerte gab und Aufnahmen für das Radio machte. Mit viel Liebe kolorierte er alle Illustrationen in seinem Gesangsbuch. In jungen Jahren widmete er sich der Fotografie, fotografierte und entwickelte seine Fotos selbst. Auf seinem Nachttisch lag stets ein Stapel Bücher, aus der Bibliothek entliehen, in denen er täglich las und die oft gegen andere ausgetauscht wurden.
Trotz seiner dramatischen Kriegserlebnisse blieb er sanft, still und beschaulich. Als einziger beantwortete er mit viel Geduld meine kindlichen Fragen. Vielleicht habe ich meine philosophische Ader ebenso von ihm. Noch heute begleitet er mich durch mein Leben, als schütze mich seine unsichtbare Anwesenheit.

Meine Großmutter mütterlicherseits war eine unerschütterliche und praktische Frau, die mit viel Elan tat, was nötig ist. Sie hätte die Energie gehabt, in ihren schwierigen Zeiten fünf Kinder groß zu ziehen. So aber konzentrierte sie all ihre Kraft auf das eine Kind, das sie hatte, um es durch den Krieg zu bringen. Sie war ein Mensch, der schnell Kontakte knüpfte und Freundschaften über Jahre pflegte. Laut, resolut, bestimmend dirigierte sie das Leben um sich, immer vermeintlich im Sinne der anderen, ohne sich selbst dabei zu schonen. Von ihr habe ich die Gabe, sich in Verhältnisse zu schicken, die nicht veränderbar sind und sie mit Tatkraft und Erfindungsreichtum durchzustehen. Ihre Liebe zu Musik und Natur, die sie mit ihrem Mann teilte, ging in mich ein. Auch die Gabe überall ohne Mühe Freunde zu finden, hat sie mir vererbt.
Sie war geschickt, was Handarbeiten betraf, kochte ausgezeichnet, war gastfreundlich zu jedermann und schrieb an vielen Abenden lange Briefe an ihre Verwandten und Bekannten im Westen.

Den Großvater väterlicherseits habe ich nie sehen können, noch nicht einmal seinen Vornamen kenne ich. Er war der Fabrikbesitzer. Ich nehme an, er hat mir die Fähigkeit gut organisieren zu können weiter gegeben, die Fähigkeit selbständig zu arbeiten, Verantwortung zu übernehmen und ein gewisses praktisches Geschick, das es mir erlauben sollte, später ohne Geld und Hilfsmittel im Wald eine Hütte zu errichten. Mit zunehmendem Alter nähere ich mich seinem aufrechten Gang. Obwohl ich nie sein Angesicht sah, fühle ich mich zu ihm hingezogen.

Ein Puzzleteil fügt sich zum anderen und manche Teile sind nicht zu finden, sie fehlen und wären doch so wichtig.

Meiner Sinti-Großmutter verdanke ich meine dunklen Augen und eine Haut, die schnell braun wird ohne einen Sonnenbrand zu bekommen, auch meine dunklen Haare, die inzwischen grau geworden sind, habe ich von ihr. Ich verdanke ihr meine Leidenschaft für alles, was sich bewegt, Tanzen, Musik, sich von einem Ort zum anderen zu bewegen, Autofahren, Karusselfahren, sich zu drehen, bis einem schwindlig wird, sich überall zuhause zu fühlen und nicht den morgigen Tag zu fürchten.
Sie hat ein unglaubliches Freiheitsgefühl an mich weiter gegeben und das Gefühl, mir gehöre die Welt; die Eigenschaft, mich innerlich zu erheben, wenn es unerträglich wird auf dieser Erde, sowie Kreativität und Zuversicht.
Und ich weiß nichts über sie. Was für ein Unrecht.
Schreckliches Unrecht war ihr und ihrer Familie geschehen. Während der Nazizeit wurden in Deutschland 40% aller Juden umgebracht und 90% aller Zigeuner. Sie hatte Brüder und Schwestern, Neffen und Nichten, sie hatte Eltern, Tanten und Onkel und sie hat überlebt. Vielleicht als Einzigste ihrer Familie. Wenn 90% eines Volkes getötet werden, betrifft es alle Überlebende. Es hat alle traumatisiert.
Meine liebe Großmutter, ich fühle mich dir sehr verbunden, ich fühle mich dir zugehörig, dir am ehesten von allen meinen Ahnen.

Ich bin meinen Großeltern dankbar für ihre Gaben!
Bessere hätte ich nicht erhalten können und bessere Großeltern hätte ich nicht haben können!
ich hoffe, von irgendwo blicken sie auf mein Leben und finden es gelungen und ihrer würdig. Es gab in meinem Leben viele Gelegenheiten, bei denen ich ihre Gaben habe einsetzen können, vielmals haben sie mir geholfen.

Wir sind mehr mit unserer Familiengeschichte verbunden, als wir gemeinhin glauben. Durch uns wirkt das Leben unserer Vorfahren. Ihre Begabungen und Tätigkeiten, ihre Sehnsüchte und Schmerzen reichen sie an uns weiter, ihre Art zu leben, sowie ihre unbewältigt gelassenen Probleme.
Ich sehe mich als Vertreter meiner Ahnen, der beauftragt ist, zu klären und zu regeln, was ihnen nicht möglich war. Etwas lebe ich auch für sie, um zu ergänzen, was sie versäumten, um zu versuchen zu tun, was über ihre Kräfte ging.
Momentan stehe ich an der Spitze meiner Ahnenfamilie und vielleicht ruht ihre Hoffnung auf mir, darauf, dass ich noch offene Probleme regeln kann. Mein Leben gehört mir nicht allein, es ist durch meine Vorfahren bestimmt bis in viele Handlungen hinein, bis in mein Denken und Fühlen.
Auch wenn ich nicht stolz auf meine Familie als Ganzes sein kann, so kann ich es doch auf das Bemühen ihrer einzelnen Mitglieder, ein anständiges Leben zu führen und schwierige Zeiten zu überleben. Wäre ihnen das nicht gelungen, gäbe es mich heute nicht.

Mit dem Wissen über unsere Vorfahren leitet sich Verständnis ein für Mitglieder unserer Familie, die wir weniger mögen. Kommt der Sohn nach dem Urgroßvater, der als Matrose über die Meere fuhr und nicht von seinem Whisky loskam? Und die Tante, welche als Prostituierte arbeitete, war sie die Ursache für die Sexsucht der Tochter? Hat der Jüngste sein verträumtes Wesen vom Onkel übernommen, der ohne Bein aus dem Krieg kam? Indem wir Zusammenhänge erkennen und sehen, wer welche Eigenschaften weiter trägt, können wir Verständnis empfinden, wenn sich zeigt, was uns nicht gefällt.

Jedes Problem, das sich zeigt, zeigt sich als Aufgabe, die es zu bewältigen gilt. Eine Familie erweist sich als solche, wenn sie ihre Mitglieder verständnisvoll begleitet und stärkt, wenn sie den nötigen Schutzraum stellt, in dem sich die Einzelnen bewegen können, um mit ihren Aufgaben zurecht zu kommen.
Auch wenn Familien im äußeren Leben auseinander fallen, im Inneren gehören sie zusammen und dieser Zusammenhalt lässt sich nicht aufheben.

Heim

Ich war 11 Jahre alt, als unverhofft ein großes Wunder geschah. Eines der Wunder, die man nicht erwarten kann, weil sie so unausdenkbar sind.
Ich kam in ein Kinderheim! Was die meisten Kinder als Unglück erlebten, war meine Rettung. Endlich frei, endlich gleichwertig mit anderen Kindern, endlich freundliche Erwachsene im Alltag, keine Gewalt und Menschen, die mich mochten. Was für ein Geschenk!
Meine Zeit im Kinderheim war die Zeit, in der ich ein Heim hatte, in dem ich daheim war und Heimat fand. Weil es so eine wundervolle und glückliche Zeit war, berichte ich ausführlich davon. Auch, weil es mir unvorstellbar scheint, dass ein solch freies Leben von Heimkindern in der heutigen Zeit möglich wäre, ja überhaupt gibt es in unseren zivilisierten Ländern wahrscheinlich wenige Kinder, denen so viel Freiheit zugestanden wird, wie uns Kindern damals in den sechziger Jahren im Kinderheim des MdI (Ministerium des Inneren) in der DDR.

Meine Eltern hatten beschlossen, für drei Jahre ins Ausland zu gehen. Sie befanden ihre Kinder für zu unwürdig, um mit ihnen darüber zu reden, was sie dort tun würden. Vielleicht auch war der Grund ein anderer, sie selbst hielten für unwichtig, was sie dort tun würden.
Meine Mutter sagte, wenn sie dorthin gingen, bekämen sie ein doppeltes Gehalt und könnten sich nach den drei Jahren ein Auto kaufen. Ich war sehr froh darüber, in ein Heim zu kommen. Doch fragte ich mich, was das für Eltern sind, die ihre Kinder weggeben, weil sie sich ein Auto kaufen wollen.

Sie gingen also ins Ausland und für mich begann eine abenteuerliche Zeit in ungezügelter Freiheit, eine glückliche Zeit, für die ich dankbar bin und ohne die ich später vielleicht nicht überlebt hätte. Die Erinnerungen an diese drei Jahre gestalten sich vor dem Hintergrund der beklemmenden Verhältnisse in meinem Elternhaus besonders phantastisch, noch heute denke ich gerne an diese Jahre zurück.

Unser Heim befand sich im alten Gutshaus in dem kleinen Ort Cöthen in der Nähe von Bad Freienwalde. Insgesamt waren zu meiner Zeit 64 Kinder dort untergebracht. Die Jungen, die in der Überzahl waren, hatten ein eigenes Gebäude. Die Mädchen bewohnten die obere Etage des Haupthauses, in dem sich auch die Gruppenräume, die Verwaltung, die Aula, sowie die Küche und der Speisesaal befanden.

Es gab noch ein kleines Gebäude, in dem unsere Wäsche gewaschen wurde und zwei neu gebaute Mietshäuser für die Erzieher, Köche und den Busfahrer, denn ein kleiner Bus gehörte zum Heim, mit dem die älteren Kinder in die Oberschule nach Bad Freienwalde gefahren wurden. (Die Oberschule entspricht heute etwa dem Gymnasium.)

Dieses Heim lag am Rande des Ortes mit etwa 60 Einwohnern, dessen einzige Straße im Jahre 1964 fast ganzjährig im Schlamm versank und nachts in völliger Dunkelheit lag. Es gab weder Bürgersteige noch Laternen. In der Mitte des Dorfes stand links von der Straße eine kleine Schnapsfabrik, die einen süßlichen Geruch verbreitete und für uns nicht weiter interessant war. Am Ende des Dorfes, noch hinter der Kirche, lag ein alter Friedhof im Wald verborgen. Dort besuchte ich die Gräber, die bis ins 17. Jahrhundert und weiter zurückreichten. Deutlich ließ sich an den Geburts- und Sterbedaten ablesen, wann ein Krieg oder eine Epidemie das Dorf heimgesucht hatte. Dann starben ganze Familien und viele Kinder im gleichen Zeitraum.
Damals ging das Gerücht, die Cöthener Kirche sei vom Baumeister Schinkel oder von dessen Plänen beeinflusst, was jedoch nicht richtig ist. Sie wurde vom Baumeister Johann Gottfried Trost in den Jahren von 1750 bis 1752 gebaut, der im Dienst des Fürsten von Anhalt-Cöthen stand. Diese Kirche hebt sich in ihrer Gestaltung von den damals üblichen Dorfkirchen bemerkenswert ab, indem sie Würde und Eleganz ausstrahlt.

Die Leute im Dorf waren arm zu Ostzeiten in der Mitte der 60er Jahre, ihre Wohnungen dunkel und klein und wer einen Fernseher besaß, fühlte sich vom Leben begünstigt. Hinten am Friedhof wohnte eine alte Frau in einer so kleinen und schiefen Lehmkate, deren Fenster sich nur wenig über dem Erdboden befanden, dass ich verwundert darüber war, dass jemand so unkomfortabel wohnen konnte.
Links vor dem Heim hatte ein Bauer seinen Hof. Bei ihm wohnte Julius, ein Verrückter, der ein Pferdefuhrwerk kutschierte. Julius mochten wir sehr gern. Er konnte nicht sprechen, lachte dafür aber den ganzen Tag und war immer fröhlich. So freuten wir uns übereinander, er sich über die Kinder, die ihn so stürmisch begrüßten und wir uns über ihn und seine Fröhlichkeit.
Einer unserer Erzieher erzählte, Julius hätte früher zu viel gelernt und wäre darüber verrückt geworden. Dieser Gefahr setzten wir uns nicht aus, indem wir unsere Zeit so viel als möglich im Freien verbrachten, sahen wir die Schule doch nur als notwendiges Übel an.

Im Dorf gab es weitere Menschen, die nicht sprechen konnten. Eine Familie vergrößerte sich jedes Jahr um ein weiteres Kind. Diese sahen alle gleich aus, so dass man sie schlecht unterscheiden konnte. Sie trugen schmutzige Kleidung, denn wahrscheinlich hatte diese Familie keine Waschmaschine, die damals noch rar waren. Die Mutter konnte unmöglich all die anfallende Wäsche und die ganze Arbeit bewältigen.
Der Vater musste 12 oder 14 Kinder ernähren und das war bei dem geringen Lohn auf dem Dorf eigentlich gar nicht möglich. Das Kindergeld betrug 20 Mark, ab dem dritten Kind 50 Mark pro Kind und Monat. Weitere Hilfen dürfte es nicht gegeben haben. Die Mutter hatte immer ein, zwei, wahrscheinlich sogar drei Kleinkinder, die alle noch gewindelt werden mussten. Es gab zu dieser Zeit nur Stoffwindeln, die man täglich auskochen musste. Auch waren Fertiggerichte für Kinder unbekannt. Inwieweit es Hilfe von der Verwandtschaft gab, weiß ich nicht.
Diese Kinder hatten so komische großväterliche Namen wie Paul, Walter oder Willi. Unsere Jungen hießen Michael, Karl-Heinz, Norbert, Jürgen und Wolfgang. Bis auf zwei waren alle Kinder dieser Familie Jungen. Keines der Kinder konnte sprechen, auch wenn sie alle Tage in die Schule gingen. Unsere Jungen machten sich lustig über ihre Namen und die armen wussten nicht, wie sie sich wehren konnten.
Dann kam einer der Jungen mit einer Blinddarmentzündung ins Krankenhaus und musste dort mehrere Wochen verweilen. Als er wieder nach Hause entlassen wurde, trug er nicht nur saubere Kleidung, er konnte auch sprechen! Das beeindruckte mich sehr, war es doch der Beweis dafür, dass diese Kinder nicht dumm waren, sondern sich infolge der Verhältnisse nicht besser entwickeln konnten…und, dass auch die Schule ihnen nicht dazu verhalf sprechen zu lernen!

Der weitaus interessanteste Mann aber wohnte in Falkenberg, dem Ort, in dem unsere Schule lag. Er war sicherlich schon über die 50, vielleicht über 60 Jahre alt, groß gewachsen, blind und ihm fehlten beide Hände. Die Leute erzählten, er sei in jungen Jahren in die Tochter des Gutsherren verliebt gewesen, eben dieses Gutsherren, in dessen Haus wir wohnten. Dieser habe ihm die Augen ausstechen lassen, damit er das Mädchen nie wieder anschauen könne und die Hände abhacken lassen, damit er sie nie wieder berühren könne.
Er verbreitete eine Aura der Ehrfurcht um sich. Wenn wir ihn nahen sahen, verstummten wir alle. Niemand traute sich, ein Wort zu sprechen.
Bei jedem Wetter zog der blinde, große Mann in den Wald, um Holz zu sammeln. An langen Eisenketten zog er tote Stämme zusammengebunden

hinter sich her. Was für ein schweres Schicksal er trug, um seine Liebe betrogen und ein ganzes langes Leben gestraft, dachte ich...und neben der Schwere seines Schicksals fand ich diese Geschichte sehr romantisch.

Das ganze Heimgelände war von einem großen Holzzaun umgeben, in den die Kinder an geeigneten Stellen Löcher gebrochen hatten, um sich Wege in die Freiheit zu sichern. Diese Freiheit bestand neben den verschiedenen Schauplätzen im Dorf mit seinen Gärten aus einem wilden Wald, in dem eine morastige Quelle lag, so ein teichiges Loch im weichen blätterbelegten Boden, in das von den alteingesessenen Kindern zur Begrüßung alle neuangekommenen Jungen geworfen wurden. Es galt als Mutprobe, denn der Neuankömmling wurde getestet, ob er auch keine Petze war.
Für den Prüfling geschah es überraschend. Unter einem Vorwand wurde er bei Dunkelheit mit freundlichen Worten zum Wasser gelockt und überraschend hineingestoßen. Natürlich auch bei frostigen Temperaturen im Winter. Und wenn er nicht schwimmen konnte, verfuhr man ebenso. Ritual war eben Ritual. Petzte er hinterher nicht, war er als Mitglied der Gruppe aufgenommen und alle standen für ihn ein. Sollte er die Dummheit begehen zu erzählen, was ihm widerfahren war, hatte er nicht mehr viel zu lachen.
Die neuen Mädchen wurden zum Einstand überraschend verprügelt. Das widerfuhr mir etwa drei Tage nach meiner Ankunft. Ich hatte mich im Heim sofort heimisch gefühlt, die anderen Kinder hatten mich gut aufgenommen, die Erzieher waren freundlich. Schlechter als bei meinen Eltern hätte es ohnehin nicht sein können. So fühlte ich mich das erste Mal im Leben gleich unter gleichen und nicht von ständiger Angst begleitet. Das war ein fast unglaublich gutes Gefühl.
An diesem Abend der Prüfung stürmten die anderen fünf Mädchen nach der Nachtruhe in das Zimmer, in dem ich schlief und schlugen auf mich ein, gossen Wasser auf mich und in das Bett und kratzten mich mit den bösesten Worten blutig. Ich hatte keine Ahnung, aus welchem Grund der plötzliche Angriff erfolgte, doch mein Gefühl sagte mir, ich müsse darüber strengstes Stillschweigen bewahren.
Nach dieser Aktion fühlte ich mich ziemlich schrecklich. Doch am nächsten Tag waren alle Kinder wie zuvor freundlich. Es war nichts als eine Prüfung gewesen.

Vieles war für alle Kinder gleich geregelt. So erhielt jedes Kind 25 Mark Taschengeld im Monat. Das war für mich eine schier unüberschaubare Menge Geld, das ich zu meiner freien Verfügung hatte. Bezahlt werden mussten davon

Briefmarken, Schreibzeug, Schulhefte, Zahncreme und Seife. Da ein Schulheft damals 10 Pfennige kostete und eine Briefmarke 20, blieb ein riesiger Rest übrig, den man für Kino, Schokolade und Brause ausgeben konnte. Der größte Teil unseres Geldes wanderte also zu Fischers.

Gleich schräg gegenüber vom Eingang zum Heim befand sich ein winziger Laden, der von zwei alten Schwestern betrieben wurde, die den Namen Fischer trugen. Wie es sich für eine solche Konstellation gehört, war die eine etwas größer und dünner und die andere kleiner und dicker. Beide trugen schwarze Kleidung und sahen genauso aus, wie ich mir alte Jungfern vorstellte.
Bei Fischers konnte man alles kaufen, was ein Kinderherz in den sechziger Jahren begehrte: Gummischlangen, Zuckerstangen, Teddys aus Gummi, die man lang ziehen konnte, große Cremewaffeln, süße schäumende Brause und, was noch viel besser war: Brausepulver! Dieses, eigentlich dazu gedacht, im Wasser gelöst zu werden, wurde von uns auf die Hand geschüttet und dann mit der Zunge aufgeleckt, was herrlich kribbelte.
Ganz auf ihre Kundschaft eingestellt, lagen all die begehrlichen süßen Dinge auf dem Verkaufstisch und kam eine besondere Leckerei in den Laden, dann sprach es sich bei uns schnell herum und wir rannten hinüber, um etwas zu ergattern, bevor die Leckereien weggekauft waren.

Wir waren der stärkste Jahrgang im Heim. Unsere Gruppe bestand aus 15 Jungen und sechs Mädchen. Daher waren uns zwei Erzieher zugeteilt, eine junge Frau und ein junger Mann, die wir miteinander verkuppelten, indem sie von uns in den Gruppenraum gesperrt wurden. Die Tür verbarrikadierten wir von außen, so dass sie für eine Weile dort festsaßen. Als sie nach einiger Zeit von den anderen Erziehern befreit wurden, waren sie ein Paar, heirateten später und bekamen ein Kind.
Erzieher spielten ansonsten eher eine Statistenrolle. Sie gaben sich bestimmt die größte Mühe, ihren Job ordentlich zu machen, doch genossen sie keine große Autorität und kaum Vertrauen. Das lag nicht an ihnen, sondern daran, dass sie uns ein Verhalten abringen mussten, das in vielen Fällen unserer Natur widersprach und somit Widerstand hervorrief. Es standen ihnen obendrein nicht viele Mittel zur Verfügung, uns gefügig zu machen. Sie waren der verlängerte Arm der Eltern, die sich allesamt irgendwo im Ausland verbargen und mussten uns gut behandeln, was sie ein bisschen in eine machtlose Situation brachte.

In diesen Zeiten waren auch die Menschen, welche etwas mehr Geld hatten, und dazu konnte man die Eltern der Heimkinder zweifellos zählen, weit vom heutigen Lebensstand entfernt. Ich besaß für die kalte Jahreszeit zwei Pullover, zwei Hosen, eine Strickjacke, einen Anorak, zwei, drei Röcke und ein Paar Winterschuhe. Das war eine gute Ausstattung für ein Mädchen meines Alters. Meine Freundin Rita, eines der Dorfkinder in unserer Klasse, zog den ganzen Winter über denselben von ihrer Mutter gestrickten Pullover an. War dieser schmutzig, wurde er abends gewaschen und über Nacht zum Trocknen an den Ofen gehängt. Manchmal war er am nächsten Morgen noch etwas feucht, wenn Rita in die Schule kam. Als dieser Pullover dann an den Ärmeln etwas zu kurz wurde, strickte ihre Mutter einfach ein Stück an, so dass er wieder passte.

Die Kleidung wurde, wenn sie zu klein war, an jüngere Geschwister weitergereicht und wenn diese sie dann auswuchsen, bekamen sie die Nichten und Neffen oder Nachbarskinder. Neu wurde nur etwas gekauft, wenn keine andere Möglichkeit bestand. Eine neue Hose oder ein Paar Schuhe waren für die meisten eine teure Anschaffung.
Wünsche nach neuen Sachen einfach so, weil eine andere Farbe gefiel oder die Form nicht mehr modern war, konnten selten erfüllt werden. Es gab noch kein ausgeprägtes Bedürfnis nach Markenklamotten, die begehrten Levis ausgenommen, und solange ich im Heim war, keinen Wettstreit, wer die tolleren Klamotten oder Schuhe hatte.
Es kam vor, dass ein Kind ein anderes mit Schokolade dafür bezahlte, wenn dieses seine Hausaufgaben machte. Doch ein Ringen nach Anerkennung der „besseren" Klamotten wegen war unter uns unbekannt. Besitz wurde auch von uns ersehnt, hatte aber nicht die Bedeutung, so dass er hätte unser Verhalten bestimmen können.

Dorfschule

Alle Heimkinder gingen in öffentliche Schulen. Das bedeutete für uns, täglich zwei Kilometer durch den Wald zur Schule zu laufen und zwei Kilometer zurück…eine herrliche Gelegenheit sich auszutoben. Nur die älteren ab der 9. Klasse wurden mit dem Bus in die nahe Stadt zur Schule gefahren.

Den Weg gingen wir allein und bei jedem Wetter. Auch für die kleinen in der ersten und zweiten Klasse war dies selbstverständlich. Handys hatten wir nicht dabei, weil es damals noch keine gab. Im Winter war es sogar noch dunkel, wenn wir früh los mussten. Wir fuhren auch nicht mit dem Fahrrad, was natürlich möglich gewesen wäre. Es gab einen Fahrradschuppen auf dem Hof und einige wenige Kinder besaßen solch ein tolles Fortbewegungsmittel. Die Mehrheit von uns aber besaß kein eigenes Rad, denn eine Ausgabe für ein Fahrrad war den meisten Eltern damals nicht möglich. Auch die Dorfkinder besaßen keine Fahrräder, mit denen sie zur Schule hätten fahren können.

Auf dem Schulweg waren wir uns selbst überlassen. Wir liefen mitten auf der Fahrbahn, die mit runden Wackersteinen gepflastert war. Wenn das Pferdefuhrwerk mit Julius kam, hörten wir es rechtzeitig und gingen zur Seite. Keiner unserer Erzieher besaß ein eigenes Auto und auch im Dorf Cöthen erinnere ich mich nicht, ein Privatfahrzeug gesehen zu haben.
Manchmal liefen wir durch den neben der Straße fließenden Bach, das Fließ. Besonders Mutige krochen durch die Röhre, die an einer Stelle das Wasser dort, wo das Forsthaus stand, unter der Straße hindurch führte, so dass sie mit triefend nassen Schuhen und Hosen in der Schule ankamen. Die verantwortungsvollen Lehrer schickten sie danach unverzüglich zum Umziehen nach Hause, was das Ziel der Aktion gewesen war.

Beim Forsthaus trafen wir auf einen kleinen Rehbock, der sich allen Kindern entgegenstellte, um seine Kräfte zu messen. Der Förster hatte ihn verlassen im Wald gefunden und mit der Flasche aufgezogen. Daher kannte er keine Angst vor Menschen und sah in uns Rivalen, an denen er seine Kräfte erproben konnte. Wir hielten ihm unsere Schulmappen entgegen, an denen er sein kleines Geweih wetzte und freuten uns daran.

Im Winter lag Schnee, der erst im Frühjahr wegtaute, manchmal sehr viel Schnee. Und die Winter waren kalt. Es fiel sogar einmal die Schule aus wegen zu viel Schnee und alle Kinder mussten zum Schneeschaufeln antreten. Maschinen, die den Schnee hätten bei Seite schieben können, gab es in dieser Gegend nicht. Da fast niemand mit dem Auto unterwegs war, machte das nicht viel aus. Felder wurden im Winter nicht bestellt und die Leute liefen sowieso zu Fuß und das war auch, mit etwas Mühe zwar, bei hohem Schnee möglich.

Ein wunderbares Vergnügen war es, auf den Schulmappen den Berg herunter zu rutschen. Nicht nur wir, auch unsere Hefte und Bücher wurden dadurch

schneeverklebt und nass. Wir wälzten uns auf dem Schulweg gründlich, bewarfen uns und andere mit Schneebällen und erschienen möglichst von oben bis unten weißbeklebt im Klassenraum. Auch dann mussten wir wieder nach Hause gehen, um uns trockene Sachen anzuziehen.
Auf dem Schulhof sorgten die Kinder für eine oder sogar zwei riesige Schlitterbahnen, an denen sich anstellen musste, wer darauf schlittern wollte. Die unvernünftigen Lehrer streuten immer wieder Sand darüber, doch die Kinder schufen sich wieder neue Bahnen.

Wir waren vielleicht 40 Kinder in der Klasse. Das war damals eine normale Klassengröße. In der sechsten Klasse hatten wir noch die alten Holzbänke, die es vor dem Krieg gab, in denen mit kleinen Klappen versehene Tintenfässer eingelassen waren, die wir aber nicht mehr benutzten. Wir schrieben mit Füllern, in die Tinte mittels eines Kolben eingesogen wurde.
Die Oberflächen dieser Tische waren mit Zeichen und Texten verziert, da kein Schüler es versäumt hatte, sich darauf zu verewigen. Sie waren derart geschnitzt und bekleckst, so dass ich keinen Platz finden konnte für eine eigene Beschriftung. Es war nicht möglich, mein Signum darauf zu setzen, ohne ein anderes zu zerstören. Doch ein Schuljahr später wurden unsere Schulmöbel ausgetauscht gegen blanke weiße Plastikmöbel. Diese waren für kreative Verewigungen denkbar ungeeignet.
Der Klassenraum war mit den Schulbänken ausgefüllt, die in drei Reihen nach vorne zum Lehrer hin ausgerichtet waren. Die vordere Wand war mit einer Tafel versehen, auf die der Lehrer seine Notizen machen konnte. In jedem Klassenraum gab es zwei Öfen, einen vorne neben der Tafel und den zweiten hinten an der Wand. Im Winter wurden sie jeden Morgen vom Hausmeister geheizt.
Wir nutzen jede Gelegenheit, die Schule ausfallen zu lassen oder auf andere Weise den Unterricht zu sabotieren. Einmal zerstörte ein Junge im Winter vor Beginn des Unterrichts eine Fensterscheibe des Klassenraumes, so dass unbarmherzige Kälte in den Raum strömte. Darin konnte man uns nicht unterrichten. Der Junge, der diese heldenhafte Tat beging, bekam mächtigen Ärger.
Der Hausmeister musste das Fenster reparieren, was erst möglich war, nachdem er eine passende Glasscheibe besorgt hatte. Das war ein gar nicht so leichtes Unterfangen, denn Material war knapp und nicht immer überall zu haben.

Wir hatten viele liebenswerte Lehrer, die zum Teil so menschlich waren, dass sie versäumten, uns zu unterrichten. Herr M. sollte uns in Physik unterrichten, kam aber gern schon etwas angetrunken in die Schule. Auch war er ein enthusiastischer Fußballliebhaber, was wir schnell herausgefunden hatten. Vor jeder seiner Stunden wurde ein Junge ausgemacht, der sofort bei Unterrichtsbeginn nach den neuesten Fußballspielen fragte. Der Lehrer vergaß allen Unterricht und redete über Fußball…zuverlässig viele, viele Unterrichtsstunden lang, so dass ich lange nicht wusste, womit sich Physik überhaupt beschäftigt.

Der Zeichenunterricht fiel zwei Jahre lang aus, weil kein geeigneter Lehrer zur Verfügung stand. Als wir dann endlich eine Lehrerin bekamen, drangsalierte sie uns mit unmöglichen Übungen, um jeden Schüler mit einer kreativen Ader in vorgedachte Formen zu pressen, sodass niemand Gefallen daran finden konnte. Sie schaffte es, dass es mich vor einem Unterricht grauste, an dem ich die größte Freude hätte finden können.
Ich erinnere mich daran, dass wir mit einer Pinzette kleine Stückchen vom selbstklebenden Buntpapier reißen mussten, um daraus ein Mosaik auf dem Zeichenpapier zu erstellen. Eine andere Übung bestand darin, Raumschiffe zu zeichnen. Doch die Art der Umsetzung war vorgegeben, die Richtung der Striche bestimmt, so dass ich nicht die geringste Lust hatte, meine Ideen zu Papier zu bringen. Infolgedessen erhielt ich in einem Fach, in dem ich vorher immer geglänzt hatte, schlechte Noten.
Eine junge Frau sollte uns biologisch bilden. Zu ihrem Unglück war sie klein, dick und trug ständig denselben braunen Rock. Jedoch war sie in ihrer Kinderliebe unerschütterlich. Eine ganze Bande von 40 Kindern hörte nicht auf sie. Die Dreisteren bewarfen sie mit Kreide oder kleinen Papierkügelchen, während die meisten während der Unterrichtsstunden ihren privaten Beschäftigungen nachgingen. Ich war sicher, sie fürchtete sich vor jedem Tag, an dem sie in die Schule gehen musste. Eines Tages fragte ich sie, weshalb sie Lehrerin geworden war….weil sie Kinder über alles liebe, sagte sie lächelnd. Und ich begriff, dass ihr diese Bande von frechen und ungehörigen Kindern nichts anhaben konnte. Vielleicht freute sie sich sogar an unserer Munterkeit… Das fand ich bewundernswert.

Zum offiziellen Lehrertag am 12. Juni erfreuten wir unsere Klassenlehrerin auf unsere Weise.

In der Mitte des Heimgeländes, dort, wo alle Wege von den einzelnen Häusern zusammen liefen, gab es ein großes Blumenbeet. In aller Frühe, bevor uns jemand daran hindern konnte, ernteten wir das Beet ratzekahl ab.
Jedes von uns 21 Heimkindern erschien mit einem Arm voller Blumen in der Schule und wir überreichten unsere Riesensträuße nacheinander der Lehrerin. Diese holte etwas verunsichert mehrere Wassereimer, in die sie die Blumen stellte. Sie wusste nicht genau, wie sie die Sache aufnehmen sollte. Von uns als Scherz gedacht, konnte doch niemand etwas dagegen sagen. Nach dem Unterricht begleiteten wir sie nach Hause, um beim Tragen der Blumen zu helfen.

Heute müssen viele Kinder einen Tag bewältigen, der einschließlich der Hausaufgaben länger ist als der Arbeitstag ihrer Eltern.
Wir hatten weniger Unterricht, als es inzwischen üblich ist. Sechs Unterrichtsstunden an jedem Dienstag wurde von uns wie eine ungebührliche Last empfunden. An allen anderen Tagen gab es nur fünf Stunden oder sogar nur vier am Sonnabend. Wir brauchten die freie Zeit, um das Leben zu erkunden und uns auszuprobieren im Miteinander, wozu all das gehörte, womit wir uns von morgens bis abends beschäftigten. Wir brauchten diese Zeit, um herausfinden zu können, wer wir selber waren und um - heute würde man sagen - soziale Kompetenzen zu erwerben.

Für die Hausaufgaben gab es eine dafür vorgesehene Zeit am Nachmittag. Die Erledigung derselben wurde auch kontrolliert, aber wenn 21 Kinder einstimmig sagen, dass es keine Aufgaben gibt, dann brauchen sie auch keine zu machen. Die Kommunikation zwischen Erziehern und Lehrern war nicht so ausgefeilt, als das sie uns auf die Schliche gekommen wären. Nachmittags waren unsere Lehrer zu Hause und somit telefonisch nicht mehr erreichbar. Private Haushalte verfügten damals nur in Ausnahmefällen über ein eigenes Telefon. So erledigten wir die Hausaufgaben oft in den Schulpausen, einige Minuten vor dem Unterricht schnell abgeschrieben von jemandem, der sie einem ausborgte.

Ich fand es damals schon merkwürdig, dass man uns in der Schule zwang, uns mit Dingen zu beschäftigen, die uns nicht interessierten, damit wir nicht tun konnten, was uns interessierte. Schon damals dachte ich, dass alle Kinder sofort zu guten Schülern würden, wenn man erlauben würde, dass sie das lernten, was sie auch lernen wollten. Doch aus einem unverständlichen Grund sollte das nicht sein.

Später sollte ich in Frankreich Kinder kennen lernen, die nicht in die Schule gingen und sich genauso wie alle anderen zu nützlichen Menschen entwickelten. Auch sie lernten selbstverständlich lesen, rechnen, schreiben und noch vieles mehr, was in der Schule nicht gelehrt wurde, wie beispielsweise Feuer machen, ein Tier schlachten, Lebensmittel haltbar machen, wilde Pflanzen und essbare Pilze zu kennen und finden, Fährten lesen, aber auch Auto fahren und Maschinen reparieren.
Ich nehme an, wenn die familiären Verhältnisse stimmen, empfinden Kinder ohne Schule ihr selbstbestimmtes Leben als glücklicher, als beschulte Kinder. Vorausgesetzt, es bleibt ihre Entscheidung, ob sie eine Schule besuchen oder nicht. Nötigung von Eltern, die Schule nicht zu besuchen - und das gibt es - , ist genauso frustrierend für ein Kind, wie die Nötigung der Gesellschaft, zur Schule gehen zu müssen.

Zwischen Kirschenklauen und einstürzender Turnhalle

Nach der Schule hatten wir einfach frei!
Keinem Erwachsenen wäre es eingefallen, unsere Zeit zu verplanen. Und keiner wäre auf den Gedanken gekommen, dass uns hätte etwas passieren können. Nirgendwo schien es Gefahren zu geben. Keine Nachrichten suggerierten im Gebüsch lauernde Verbrecher, Entführer oder Erpresser. Die Welt war ein riesiger Abenteuerspielplatz, den wir erkundeten und uns zu Eigen machten. Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, am wenigsten wir selber, wir wüssten nichts mit dieser Zeit anzufangen. Es gab in unserer Nähe keine Sportvereine, keine Töpferkurse oder Englischlernprogramme, keine Musikschule, kein Ballett und nicht einmal die Möglichkeit, Reitunterricht zu nehmen. Von einigen Eltern angeregt, sollte mal ein Chor gegründet werden, doch daraus wurde nie etwas. Alle Bemühungen versickerten auf ihre eigene Weise in allgemeiner Interesselosigkeit an vorgeplanter Freizeitgestaltung.

In diesen Jahren las ich alle Bücher über Indianer, die ich in der Bibliothek finden konnte. Ein gemeinsames Leben der Menschen und ihre Auseinandersetzung mit der Natur schien mir die ideale Lebensform zu sein. So verlor ich sofort das Interesse an Geschichte, als die Menschen ihre Höhlen

verließen. Damit schienen sie in ein lange währendes Zeitalter einzutreten, indem nur Herrschernamen und Kriegsdaten wichtig waren. Diese mussten wir auch noch auswendig lernen. Das war langweilig und wurde von mir als Zumutung empfunden.
Wie man sich sicherlich denken kann, waren meine Zensuren in diesen Jahren nicht die besten, doch damit stand ich unter den Heimkindern nicht allein.

Es gab einen Fernsehraum, in dem für alle ein Fernseher stand, der nicht einmal groß war. Darin lief ein einziges Fernsehprogramm, das erst nachmittags zu senden begann. Sendungen für Kinder waren rar. Außer Professor Flimmrich, der immer Montags einen Film für Kinder unseres Alters sendete, lief noch eine Serie am Wochenende, so etwas wie „Janoshik, der Held der Berge". Wir schauten manchmal Fernsehen, wenn es draußen regnete und wir einfach nichts anderes zu tun wussten. Das geschah selten.

Auf der einzigen asphaltierten Straße, die es gab und die in den Nachbarort Dannenberg führte, fuhren wir Rollschuh. Zum Nachbardorf hin führte die Straße leicht bergauf, den ganzen Rückweg aber konnten wir uns rollen lassen, drei Kilometer weit, wobei wir schöne Geschwindigkeiten erreichten.
Die riesigen Kirschbäume am Rand dieser Straße, die von einem Mann mit großem Hund bewacht wurden, rückten im Juni mehr und mehr in den Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit. Dieser Mann hatte die Bäume gepachtet, um die Kirschen verkaufen zu können. Wir Kinder waren somit seine natürlichen Feinde, die er tagsüber zu vertreiben wusste, indem er mit seinem Hund an der straffen Leine die Allee auf und ab lief. Wir erzählten uns grässliche Geschichten, in denen er seinen Hund auf ein Kirschen klauendes Kind hetzte.
Da wir Angst vor dem Hunde hatten, holten wir uns die Kirschen nachts. Dazu kletterten wir nach Anbruch der Schlafenszeit durchs Kellerfenster ins Freie und entschwanden in die Dunkelheit. Bei den Kirschbäumen dann oder im Wald trafen wir uns mit den Jungen, denn meistens zogen wir in der Gruppe los.
Bei einer dieser Raubaktionen lagen wir anschließend Kirschen essend am Feldrand und schauten in den mit Sternen übersäten Himmel. Da tat sich mir das Herz auf und ich fühlte, es wartet ein mit wundervollen Erlebnissen überreiches Leben auf mich. Den ganzen Himmel sog ich in mich auf und war durch und durch glücklich.

Im Herbst gingen wir Birnen holen. Es gab unweit des Dorfes einen herrlichen Baum mit riesigen gelben Früchten, die so lecker, saftig und süß waren, dass kein Kind hätte widerstehen können.
Natürlich war es für die Pächter der Bäume ärgerlich, wenn wir ihnen bei der Ernte zuvor kamen. Heute kann ich das gut verstehen. Doch hätte sich vielleicht eine Lösung finden lassen, indem wir hätten bei der Ernte helfen können und in Naturalien bezahlt worden wären. Weil es aber keine Kommunikation zwischen dem Heim und den Bauern gab, konnte es in dieser Hinsicht nicht zu Verhandlungen kommen.

Einmal saßen wir in der Dämmerung im Wald verteilt auf Bäumen, weil wir die Wildschweine beobachten wollten. Diese kamen auch und wühlten unter uns im Erdreich. Nur sahen wir nicht viel von ihnen, da es schon fast finster war und uns die Blätter der unteren Zweige die Sicht nahmen. Weil wir uns fürchteten, waren wir soweit hinauf geklettert, wie es nur möglich war.
Beim Hinaufklettern hatten wir nicht die schwierigen Sichtverhältnisse während der Dämmerung bedacht, aber auch nicht daran, dass es uns schwer fallen würde, in unseren Stellungen auf den Bäumen so lange auszuhalten. Es kostete mich wahrhaft Mühe, nicht aufzugeben auf meinem Ast. Den anderen erging es bestimmt ähnlich, doch wollte niemand von uns seine Schwäche eingestehen und der Erste sein, der aufgibt und seine Stellung verlässt. Auch fürchtete ich mich, in der zunehmenden Dunkelheit alleine den Rückweg antreten zu müssen. So blieb nichts anderes übrig, als auf die Schweine zu warten und darauf, dass sie wieder im Dickicht des Waldes verschwanden. Als sie das dann taten, war ich froh.

Für uns begann um halb 8 die Nachtruhe und wir sollten diese einhalten. Das war ein völlig unmöglich Ansinnen, denn welches 11 oder 12jährige Kind ist um halb 8 müde? Mit der Nachtruhe begannen die Aktionen, die wirklich interessant waren, weil sie an sich schon verboten waren und dazu in aller Heimlichkeit durchgeführt werden mussten.
Um der Forderung nach Stille Nachdruck zu verleihen, sollte eine Frau auf unserer Etage Wache halten. Ihr stand ein extra Zimmer zur Verfügung am Ende des Flures. Dort verbrachte sie den Abend und die Nacht, um für uns da zu sein und für Ruhe zu sorgen.
Wenn wir abends das Haus verlassen wollten, mussten wir sehr leise den Flur entlang schleichen, mit den Schuhen in der Hand die manchmal knarrende Treppe hinunter steigen, um durch das Kellerfenster in die Freiheit zu gelangen. Später mussten wir dann ebenso leise wieder in unsere Betten

kommen. Aber das gelang mühelos. Ich werde bis heute den Verdacht nicht los, sie wussten um unsere Aktivitäten und waren einfach nur froh, wenn sie keinen Ärger mit uns hatten.

Abends gingen wir gerne ins Kino, wozu wir nicht einmal das Haus verlassen mussten. Da unsere Aula der einzig große Raum im Dorf Cöthen war, fanden dort zwei Mal die Woche Filmabende für die Bauern statt. Gegen 20 Uhr, wenn die Zuschauer sich alle versammelt hatten, das Licht ausging und der Film begann, schlichen wir Mädchen in Nachthemden die Treppe hinunter in den kleinen Raum zum Filmvorführer. Dort durften wir auf Zehenspitzen stehend durch die Luken, durch die der Film lief, schauen. Das war anstrengend und manchmal, wenn man nicht aufpasste, zeigte sich der Schatten eines Kopfes auf der Leinwand.
Wir blieben auch an dem Abend unbehelligt, als wir uns unter den Vorhang der Bühne gelegt hatten, die sich hinter den Zuschauern gegenüber der Leinwand befand. Dort schauten wir so gemütlich zu, dass wir erst nach dem Anschalten des Lichtes daran dachten, den Raum zu verlassen und uns die Bäuerlein nachschauten, wie wir in unseren Nachthemden schnell wegliefen.

Es war die Zeit der Abenteuerfilme mit Jean Marais und Gerard Philip. Wir sahen „Den Grafen von Monte Christo" und natürlich die Musketiere.
Das Buch von den drei Musketieren war ständig ausgeliehen in der Bibliothek. Wir lasen es alle und auch wir Mädchen schlüpften in Männerrollen und spielten die Abenteuer nach, ritten auf gedachten Pferden durch den Wald und bekämpften uns mit Degen. Niemandem von uns wäre eingefallen als langweilige Dame durch die Welt zu schreiten. Die interessanten Leben waren den Jungs und Männern vorbehalten. So gaben wir uns auch im normalen Leben männliche Namen. Wir, die Mädchen, träumten genauso wie die Jungen von einem männlichen Leben und nicht von einem langweiligen Hausfrauen- und Mutterdasein.
Mein Lieblingsbuch wurde „Gefangene der Panterschlucht" von Wachtan Ananjan, welches davon erzählte, wie fünf Kinder allein in einer Schlucht überwintern, ohne darauf vorbereitet gewesen zu sein. DAS wollte ich auch erleben. Später, viel später kam ich in eine Situation, die mir ähnliches abverlangen sollte.

Vor den Sommerferien 1965 geschah etwas außergewöhnlich Wundervolles: Unsere Turnhalle, die gleich neben dem Schulgebäude stand, stürzte ein!

Bauarbeiter hatten vor ihr einen langen Graben ausgehoben, der sicherlich der Grund dafür war, dass das Erdreich in Bewegung kam.
Während alle Kinder in der großen Pause auf dem Schulhof standen, ruckelte plötzlich das Gebäude, im oberen Teil erschienen Risse, Putz rieselte, Ziegelsteine fielen und dann rutschte der ganze obere Gebäudeteil ein Stück nach vorne. Die Arbeiter sprangen schnell aus ihrem Graben und wir stoben nach allen Seiten davon. Glücklicherweise befand sich niemand in dem Gebäude, so dass es keine Verletzten gab.

Daraufhin durften wir alle nach Hause gehen. Bauberater, Architekten und Amtsmänner erschienen, um die Gegebenheiten vor Ort zu untersuchen. Probestücke wurden in das Schulgebäude eingesetzt, an denen man die Auswirkungen des bewegten Erdreiches ablesen wollte. Die Schule wurde geschlossen, der Unterricht fiel aus. Genügend geeignete Räume, auf die man für den Unterricht ausweichen konnte, wurden zu unserem Glück nicht gefunden. Immerhin handelte es sich um eine ganze Schule mit sechzehn Klassen von je bis zu 40 Schülern. Hie und da erhielten wir mal Unterricht, manchmal in unseren Gruppenräumen im Heim, manchmal in einem Saal in Falkenberg. Das war aber nur ein sehr mangelhafter Ersatz und spiegelte eher die Bemühungen der Lehrer, als dass wir wirklich etwas lernten.
Wir konnten also den lieben langen Tag und so manche Nacht unseren spielerischen Einfällen nachgehen! Die ohnehin schon glücklichen Zeiten und Umstände verbesserten sich ins Unermessliche. Und ich fühlte mich einige Zeit herausgehoben aus der Masse der Menschen, da ich Zeuge des unbeabsichtigten Einsturzes einer Turnhalle war.

Nach den Ferien konnten wir wieder in der alten Schule unterrichtet werden. Doch der Einsturz der Turnhalle war nicht der einzige Schulausfall, der uns beschieden wurde. Wenigstens ein Mal im Jahr wurde über das Heim Quarantäne verhängt, da bei einem der Kinder Typhus oder Gelbsucht festgestellt wurde. Typhus zu bekommen war sehr einfach, man musste nur das Wasser aus dem Fließ trinken, das unseren Schulweg begleitete.
Immer wieder tat das ein heldenmütiges Kind, das absolut nicht gelehrig werden wollte. Dann musste das Kind ins Krankenhaus und wir erhielten alle drei Wochen außerplanmäßig schulfrei. Natürlich durften wir das Heimgelände während der Quarantäne nicht verlassen…doch welches Kind würde sich an solche Maßgaben halten, wenn die Welt so verlockend zu seinen Füßen lag? Wir glaubten sowieso nicht an die Ansteckungsgefahr, was wahrscheinlich der Grund dafür war, dass sich tatsächlich niemand jemals ansteckte.

Kinderspiele

In der stillgelegten Dorfkirche spielten wir Hochzeit. Wir mussten uns durch Brombeerhecken und Gebüsch kämpfen, um durch ein kaputtes Fenster hinein klettern zu können. Ich war sehr beeindruckt, heimlich in einer Kirche tun und lassen zu können, was ich wollte. Immerhin war auch eine stillgelegte Kirche noch ein respektabler Ort, beherrscht von einer zwar abwesenden, aber gewaltigen Macht, die uns gerade nicht zusehen konnte, hoffentlich. Gemeinsam erkundeten wir die Innenräume, bestiegen den engen Turm und gingen eine in die Wand eingelassene Treppe ohne Geländer hinauf. Als beim Abstieg eines der Mädchen nach dem in der Mitte hängendem Strick griff, schlug eine Kirchenglocke an, laut, viel zu laut für uns. Wir bekamen einen Schreck und machten uns fluchtartig davon, aber wieder bemerkte niemand unseren Aufenthalt dort.
Ob wir uns dabei nur so geschickt und leise verhielten, von vielen Schutzengeln begleitet wurden oder die Erzieher einfach froh waren, wenn wir mit uns beschäftigt waren, kann ich nicht sagen. Sie hatten auf jeden Fall Grund zur Freude, wenn wir sie nicht aus Langeweile zu unseren Opfern erkoren.

Einmal sammelten wir abends alle Frösche von der Wiese, die wir finden konnten, und setzten sie kurz vor unserer Nachtruhe unter das Bett im Erzieherzimmer. Wir hatten Mühe, unser Lachen unter Verschluss zu halten, als die Erzieherin zu kreischen begann. Heldenmütig wie wir waren, opferten wir uns dann natürlich, um die Frösche einzusammeln und wieder ins Freie zu bringen.
Als wir eine neue Erzieherin bekamen, beschlossen alle Kinder, mich Renate zu nennen. Jedes Mal, wenn diese nun Renate rief, brachen alle in stürmisches Gelächter aus. So tobten wir abends durch die Zimmer und begeisterten uns daran, dass die Erzieherin immer verzweifelter schimpfte. Schließlich formten wir in einigen stillen Minuten aus unseren Sachen eine Person liegend unter einer Bettdecke. Ich versteckte mich unterdessen. Als der Lärm der Kinder wieder begann, stürmte die arme Frau in das Zimmer, stellte sich vor die Mumie aus Stoffen und brüllte: Renate! raus!
Ich glaube, einige von uns machten sich das Nachthemd nass vor Lachen.
Doch wir waren nicht immer laut. So manche Aktion verlief in aller Stille, zum Beispiel wenn wir nachts in unserem Zimmer in leeren Blechbüchsen auf Kerzenflammen Pudding kochten.

Ein anderes Mal demonstrierte eins von unseren Mädchen, dass man einen Stift mit einem gezielten Schlag mit nur einem Finger durchschlagen konnte. Das wollten wir alle probieren! Nach kurzer Zeit besaß niemand von uns mehr einen brauchbaren Bunt- oder Bleistift, sämtliche Stifte, die wir finden konnten, waren in die kleinsten Teile zerlegt. Was beginnt man mit so einem Haufen unbrauchbar gewordener Stifte? Man bringt ihn ins gekachelte Bad und entfacht dort mit ihnen ein Feuer. Es stank bestialisch und war sicher nicht gesund. Ich erinnere mich, dass eines unserer Mädchen dabei in Ohnmacht fiel und wir Mühe hatten, sie aus dem stinkenden, verqualmten Raum in ihr Bett zu tragen. Plötzlich war ihr Körper bleischwer, wie ein nasser Sack. Obwohl wir alle mit an packten, gelang es uns nur unter größter Anstrengung. Das Mädchen kam wieder zur Besinnung. Alles endete gut, nur wahrscheinlich stinkt es in diesem Raum heute noch nach den verbrannten Überresten.

Wir kamen auf die Idee, ein Mädchen an einen Stuhl zu fesseln, ihr die Augen zu verbinden und dann mit den verschiedensten Sachen zu füttern. Sie musste erkennen, was sie im Mund hatte. Dabei kramten wir so ziemlich alles hervor, was sich dazu eignete, in einen Mund gesteckt zu werden…Salbe, Schuhcreme, Senf… Ich fand das sehr lustig, hoffte aber gleichzeitig, dass nicht ich zur Versuchsperson auserkoren wurde.

Im Sommer stiegen die großen Mädchen auf das Dach des Hauses, um sich dort ungestört zu sonnen. Decken, Bücher und Getränke nahmen sie mit, legten so manche Hülle ab und freuten sich ihres Lebens.
Vom Dorf aus beobachtete dies ein Bäuerlein. Tat er es nun aus Sorge oder aus Unverständnis, er rannte jedenfalls sofort zu unserem Heimleiter, um diese Unart anzuzeigen. Wir Kinder, die dies mit anhörten, rannten schnell nach oben und warnten die Mädchen auf dem Dach. Schnell versteckten diese sich hinter die Schornsteine. Der Heimleiter, mit seinem dicken Bauch behäbig die Leiter hochsteigend, öffnete die Dachluke und sah nicht, was er nicht hätte sehen sollen. Zufrieden schloss er die Luke mit einem Schlüssel ab.
Jetzt saßen sie dort oben und wussten nicht, wie sie hinunter kommen konnten. Glücklicherweise befand sich in der unter dem Dach liegenden Etage auf der einen Seite eine Terrasse. Von dort warfen wir Strick nach oben, so dass die Mädchen zuerst die Sachen und dann sich selber abseilen konnten. Und alles war wieder gut.

Vielleicht mag mancher es denken, aber wir waren keineswegs ein wilder ungeordneter Haufen. Wir lebten in einem geordneten System, auf

geheimnisvolle Weise wie aus sich selbst entstanden, das nach eigenen Gesetzen funktionierte. Unsere Gruppe wurde von einem Mädchen angeführt. Ihr unterstanden die drei oder vier „Chefs“ der Jungen, die Jungs, die am lautesten waren und sich am besten durchsetzen konnten. Die "Chefin" hatte ein Mädchen, das ihr zutrug, was für manchen besser geheim geblieben wäre und ihr die Machtstellung sicherte, die sie auch durch materielle Gaben auszubauen wusste. Das war die Geheimagentin oder Spitzelin.

Es gab Regeln, die eine von uns empfundene Gerechtigkeit aufrecht erhalten sollten. Wir verhielten uns solidarisch zueinander und konkurrierten nicht miteinander. Allen Erwachsenen wurde mit Misstrauen begegnet. Mit allen Kindern solidarisierte man sich, erst einmal. Natürlich durfte nicht gepetzt werden. Verrat der Gruppe galt als eines der schändlichsten Vergehen. Diebstahl bei einem anderen Kind um des eigenen Vorteils wegen stand dem nicht nach. Eigensüchtiges Verhalten wurde nicht gern gesehen. Man teilte und hielt zusammen.
Verging sich eines der Kinder eines Vergehens, waren die anderen nicht zimperlich. Derjenige wurde verprügelt, mit ihm sprach man nicht, er oder sie wurde ausgeschlossen aus der Gemeinschaft. Die Prügeleien verliefen nicht mit äußerster Brutalität, waren doch aber ziemlich heftig, vor allem, wenn man bedenkt, dass fünf, zehn oder fünfzehn Kinder über ein Opfer herfielen und die Aktion mit einer einmaligen Attacke nicht abgeschlossen war, war der Ausschluss aus der Gemeinschaft erst einmal vollzogen.

Die Aufgabe jedes Kindes in der Gruppe ergaben sich auf natürliche Weise. Einer hatte die Einfälle und einer kannte den Weg, ein anderer konnte die Sternbilder auswendig, einer hatte nie Angst und ein anderer dafür besonders viel, einer war der Spaßmacher und einer der Beschützer. Es gab Kinder, die gerne trösteten und anderen halfen und die, die besonders weit springen und werfen konnten, das Mädchen, das immer ein Taschenmesser dabei hatte, den stillen unauffälligen Jungen, der auch mal verlacht wurde und den Anführer, der bestimmte, wer nach hinten schauen sollte und aufpassen, dass niemand uns folgte. Und dann gab es noch das Mädchen, das niemand leiden konnte und daher oft Prügel bezog. Merkwürdigerweise jedoch schien ihr dies nicht viel auszumachen. Manche Kinder kommen mit einer Art innerem Panzer auf die Welt.

Es war wie in jeder Zusammenfügung von Menschen. Jedes Kind erhielt infolge seiner Eigenschaften, die der Gruppe auf seine ganz spezielle Weise nutzen

konnten, seinen Platz. War dieser einmal eingenommen, erwarteten alle, dass er auch ausgefüllt wurde. Man begann eine Rolle zu spielen, dachte aber gleichzeitig von sich, dass man dieses Bild ausfüllte, weil man so war.

Dabei wäre es möglich gewesen, eine andere Rolle einzunehmen, wenn man nur sein Selbstbild geändert hätte. Aber das wussten wir nicht. Solches Denken war damals sogar unseren Eltern unbekannt.

Ich begann in dieser Zeit spielerisch mit meinen Möglichkeiten zu experimentieren, ohne mir anfangs bewusst zu sein, was ich tat. Allgemein galt ich als ruhig, zurückhaltend und unauffällig. Das war mir bewusst und es ärgerte mich ein wenig, dass mein Name nie fiel. Also beschloss ich, dass sich dies ändern müsse. Bewusst legte ich mir kein anderes Verhalten zu, keine Strategie. Ich verinnerlichte meinen Willen, ein auffälliges Kind zu werden und in aller Munde zu sein. Dann „schluckte" ich diesen Beschluss herunter und dachte nicht mehr daran.
Wie von allein ergab sich, dass ich mehr in den Vordergrund rückte und zunehmend bemerkte ich, dass die Aufmerksamkeit der anderen Kinder sich mehr auf mich richtete und sich schließlich auch die Erzieher mehr mit mir beschäftigten. Als mein Name öfter genannt wurde, als es mir angenehm war, erkannte ich erstaunt, dass das Experiment erfolgreich gewesen war und verlor das Interesse daran. Ich fiel wieder in meine alte Unauffälligkeit zurück. Niemand außer mir hatte bemerkt, dass sich zeitweise etwas verändert hatte.

Zu gleicher Zeit erschienen bei Dagmar auf dem Zeugnis bessere Zensuren als bei mir. Ich fand, das stehe ihr nicht zu, obwohl Dagmar ein liebes und kluges Mädchen war, und beschloss, dass sich dies ändern müsse. Ich verinnerlichte dies, schluckte es auf eine schwer zu erklärende Weise hinunter und dachte nicht mehr daran. Dafür etwas zu tun, besser in der Schule zu werden, wäre mir völlig undurchführbar erschienen. Auf dem nächsten Zeugnis waren meine Zensuren besser als die ihren und ich war sehr zufrieden mit der Kraft meines Willens.

Als wir 12 und 13 wurden, starteten wir andere, reifere Aktionen. Wir hatten einen heißen und trockenen Sommer, der schon früh einsetzte. Laut Gesetz stand uns ab einer bestimmten Temperatur – ich glaube, es waren 27°C - Hitzefrei zu und, es gab diese hervorragende Einrichtung von Wandertagen. Unsere Lehrer wollten uns weder Hitzefrei noch einen Wandertag zugestehen,

da sie der Meinung waren, wir hätten viel Lernstoff nachzuholen, womit sie sicherlich Recht hatten.
Kinder sind uneinsichtig und wir waren es besonders, wenn es darum ging, in die Schule gehen zu müssen. Nach langen Diskussionen mit den Lehrern, die für uns immer gleich ausgingen, beschlossen wir, uns unseren Wandertag selbst zu nehmen.

Früh standen wir auf wie immer, frühstückten und begaben uns mit unseren Schulmappen auf den Weg in die Schule. Nach einer kurzen Strecke, als wir uns sicher glaubten, warfen wir unsere Mappen ins Gebüsch und machten uns auf ins Schwimmbad nach Bad Freienwalde, eine ganze Gruppe von über 20 Kindern immer ordentlich am Straßenrand entlang laufend.
Nach einiger Zeit, wir waren schon ein gutes Stück gegangen, kam einer unserer Erzieher auf seinem Moped gefahren. Natürlich hatten sie uns überall gesucht, nachdem wir nicht in der Schule angekommen waren. Mit allen Künsten der Überredung und den übelsten Drohungen wollten sie uns zum Umkehren veranlassen. Sie hatten keine Chance. Wir gingen baden und kehrten erst danach wieder ins Heim zurück, zu Fuß.
Danach erwartete uns eine Strafe, die das Maß der Tat bei weitem überstieg, wir mussten zwei Wochen lang täglich mehrere Stunden nachsitzen und irgendwelche Aufgaben machen. Doch auf unsere Weise fühlten wir uns als Sieger.

Als wir älter wurden, schauten wir uns die Filme nicht mehr durch die Vorführluken beim Filmvorführer an, wir gingen abends nach der Nachtruhe nach Falkenberg ins Kino, manchmal auch auf den Rummel. Da fühlten wir uns schon groß, obwohl die meisten von uns erst 13 waren.
Während wir vordem abends Verstecken gespielt hatten oder Fußball, standen wir nun bei den Großen und schlauchten Zigaretten, um sie dann in einer heimlichen Ecke gemeinsam zu rauchen.

Einer für alle, alle für Einen

Die Grenzen zwischen Ost und West schienen damals für alle Zeiten dicht verschlossen und das zum Verdruss vieler Menschen in der DDR. Nicht nur die Reisemöglichkeiten waren für DDR-Bürger stark eingeschränkt, auch waren interessante Bücher nicht erhältlich, sowie die von den Jugendlichen heiß ersehnten Schallplatten von Westgruppen oder echte Levis, nach denen wir uns alle sehnten. Es gab in vieler Hinsicht einen Mangel, der die Sehnsüchte nach diesen Dingen wachsen ließ.

Von unseren Eltern befanden sich die meisten im sogenannten kapitalistischen Ausland. Die Heimkinder trugen also begehrte Westklamotten, erhielten bei jeder Gelegenheit Pakete mit Westsüßigkeiten und besaßen richtige, wirkliche, echte Schallplatten mit Musik von den Beatles und den Stones. Als wenn das nicht genug gewesen wäre, flogen die Kinder in den Ferien ganz selbstverständlich nach Paris, Stockholm oder Nikosia. Die meisten von uns erlebten in jungen Jahren das, wovon die Erwachsenen, die sie lehren und auf sie aufpassen mussten, vergebens träumten.

So ist es nicht verwunderlich, dass wir von einigen Dorfleuten beneidet wurden und auch von so manch einem unserer Erzieher. Das brachte uns mitunter Probleme ein. Nicht jeder Lehrer in der Schule konnte sich immer beherrschen und bevorzugte manchmal ein Dorfkind.
Wir waren sehr hellhörig, was dies betraf und hielten unerschütterlich zusammen. Besonders über einen Lehrer mussten wir uns ärgern, er benachteiligte uns offensichtlich.

Ich schrieb ein kleines Gedicht über diesen Lehrer, einen völlig harmlosen Vierzeiler, über den man heute lachen würde. Doch damals waren die Zeiten noch anders, die Lehrer erwarteten Respekt von den Schülern. Eine Freundin las diesen Zettel, gab ihn einer anderen und schließlich landete dieses kleine Papier auf dem Lehrertisch, dort wie zur Betonung von einem Jungen mit einer Reißzwecke befestigt.
Der Lehrer betrat den Klassenraum, erblickte den Zettel, las die Zeilen, wurde blass, nahm den Zettel und verließ den Raum. Wir blieben erwartungsvoll still. Er kehrte mit dem Schuldirektor und noch zwei weiteren Lehrern zurück. Sie wollten nur eines, wissen, wer diesen Zettel geschrieben hatte. Ich bin vorher

von allen instruiert worden, auf keinen Fall etwas zu sagen und so sagte ich nichts.
Niemand der Erwachsenen kam auf die Idee zu fragen, weshalb wir der Meinung waren, ungerecht behandelt zu werden. Es ging nicht um das, was dem Vierzeiler voraus ging, sondern allein um unsere Frechheit, unsere Meinung zu bekunden.

Wir schwiegen. Die Dorfkinder durften nach Hause gehen und wir schwiegen weiter. Sie drohten mit entsetzlichen Strafen, doch niemand sagte ein Wort. Sie sammelten unsere Hefte ein, um die Schriften abzugleichen, doch kamen sie zu keinem Ergebnis.
Der Tag verging, wir durften den Raum nicht verlassen, nichts essen, nichts trinken. Niemand verriet mich.

Abends dann mussten sie uns mit reichlichen Drohungen, wir dürften in den Ferien nicht zu unseren Eltern fahren war eine sehr beliebte Drohung, auch, unsere Eltern müssten wegen uns ihre Arbeit im Ausland abbrechen, versehen nach Hause entlassen.
Ich war sehr beeindruckt, die ganze Gruppe hinter mich zu haben. Nun wollte auch ich meinen Teil beitragen, zur Gruppe stehen und dieser weitere Strafen ersparen und ging also zu einem Lehrer, um ihm zu sagen, ich hätte es geschrieben.
Das glaubten sie mir nicht.
Am nächsten Tag wurden alle der Reihe nach einzeln verhört. Jeder musste in das Zimmer des Heimleiters kommen und sich von ihm ausfragen lassen. Ich blieb bei der Wahrheit und sagte, dass ich es geschrieben habe. Sie glaubten mir nicht, denn ihr Bild von der artigen und zurückhaltenden Schülerin und dem, was auf dem Zettel stand, passte für sie nicht zusammen. Irgendwann gaben sie auf und alles verlief im Sande.

Fast alle Kinder aus dem Heim besaßen die begehrten Levis, die es im Osten nicht zu kaufen gab. Es war daher verboten, sie in der Schule anzuziehen. Auch hassten es die Erwachsenen, wenn unsere Jungen karierte Hemden anzogen. Heute weiß ich nicht mehr, was der Grund dafür gewesen sein könnte. Es scheint mir so abwegig, dass mir einfach keiner dazu einfällt. Doch diese Tatsache musste die Jungs immer mal wieder dazu provozieren, sich abzusprechen und alle mit Jeans und karierten Hemden in der Schule zu erscheinen. Damit die Erzieher das nicht verhindern konnten, stopften sie ihre Sachen in die Schulmappen und zogen sich auf dem Schulweg um. Die Lehrer

waren dann erbost und es gab Aussprachen, deren Sinn ich nicht wirklich verstand.

Mit 13 begann ich, stundenlange Streifzüge durch den Wald zu unternehmen, alleine. Kein anderes Kind hatte Interesse, mich zu begleiten, der Wald an sich schien ihnen in diesem Alter schon zu langweilig. Mich beeindruckten die riesengroßen Buchen, die so still und würdevoll dort standen, der weiche moosbedeckte Boden, in den meine Füße einsanken beim Gehen und eine Stille, die durch die Anwesenheit der Bäume zu etwas Besonderem wurde.
Zur selben Zeit entdeckte ich die Kiesgrube als einen guten Platz, um gefahrlos Feuer zu machen. Sie lag etwas abseits vom Dorf, man konnte sie nicht einsehen, so dass die Flammen nicht bemerkt werden konnten und gleich hinter ihr lag der Wald, aus dem man sich mit Holz versorgen konnte.

Zu meinem ersten Feuer konnte ich meine Freundin Sigrid überreden, indem ich ihr vorschwärmte, wie toll es wäre, in der Glut gebackene Kartoffeln zu essen. Allerdings hatte ich keine Ahnung, wie viel Holz man für eine ordentliche Glut benötigen würde, wie lange Holz überhaupt brennt usw. Infolgedessen brannte das Feuer schneller runter als erwartet. Es war schon zu dunkel, um weiteres Holz aus dem Wald zu holen und Taschenlampen hatten wir nicht. Um das Feuer noch länger am Leben zu erhalten, gaben wir zuerst unsere Strümpfe, und dann nach und nach alle unsere Sachen, die wir unter Hose und Pullover trugen ins Feuer. Dies passierte aber nur das erste Mal. Beim nächsten Mal war ich schon erfahrener.

Und dann geschah am 15. Oktober 1966 etwas Furchtbares. Einer von den Großen wurde an einem Fensterkreuz erhängt aufgefunden. Noch einen Tag vorher sah ich ihn lachend über den Hof gehen. Er war ganz in weiß gekleidet und hielt ein Paket von seinen Eltern in den Händen. Es war sein 18. Geburtstag. Hinterher schien mir, er feierte diesen Tag wie einen Abschied.
Wir standen alle in der warmen Herbstsonne auf dem Hof und redeten miteinander. Niemand dachte daran, uns in die Schule zu schicken. Wir rückten noch ein Stück weiter zusammen, als könnte uns dies vor den Unwägbarkeiten des Lebens schützen.
Jeder suchte nach einer Erklärung, nach einem Sinn oder einer Ursache. Aber niemand fand eine Rechtfertigung für seinen Tod. Ein Abschiedsbrief wurde nicht gefunden. Streit hatte es nicht gegeben. Kein Ereignis, das auf solch eine Tat hindeuten könnte. Er war der freundliche, unproblematische Jugendliche gewesen.

Seine Eltern kamen und ich stellte mir vor, wie schrecklich es für sie sein musste. Dieser Tag hat sich mir tief ins Gedächtnis eingegraben, so dass ich heute noch an jedem 15. Oktober an diesen Jungen denke.

Rita

Zwischen den Heimkindern und den Dorfkinder gab es so etwas wie eine unsichtbare Wand. Obwohl wir alle in eine Klasse gingen, hatten wir keinen Kontakt über die Schule hinaus und keine Freundschaften entstanden zwischen uns.
Als wir nach den Sommerferien im Jahr 1966 vor Schulbeginn auf dem Schulhof standen, kam Rita, eines der Dorfmädchen, auf mich zu und fragte, ob ich mich neben sie setzen wolle. Das war ein ungewöhnliches Ansinnen. Niemand von uns saß neben einem Dorfkind und keines der Dorfkinder kam jemals ins Heim. Natürlich war ich erstaunt, sagte aber zu. So viel Interesse von dieser Seite wunderte mich, da musste es doch einen Grund geben.

Es war der Beginn einer langen Freundschaft, die auch noch währte, als ich längst nicht mehr im Heim wohnte und hielt, als ich schon längst keinen Kontakt mehr zu einem der Heimkinder hatte. Tatsächlich, unser Kontakt hält bis heute, wie ein verlässlicher Anker durch alle Unwägbarkeiten des Lebens hindurch. Jeden Morgen zog Rita als erstes einen großen roten Apfel aus ihrer Schulmappe und legte diesen vor mich hin, ein ganzes Schuljahr hindurch. Später, als die Äpfel der langen winterlichen Lagerung wegen etwas müde wurden, entschuldigte sie sich dafür.

Wir Heimkinder wurden gut versorgt, soweit es die öffentliche Versorgungslage zuließ. Jedoch gab es selten Obst bei uns, was ich sehr vermisste. Diese vielen roten Äpfel stehen wie ein Symbol in meinem Leben. Ich bin dem Mädchen Rita bis heute dankbar und immer, wenn es mir schlecht ging, erinnerte ich mich an die vielen geschenkten Äpfel.

Rita und ich verbrachten unsere Unterrichtsstunden damit zu lernen, in Spiegelschrift zu schreiben, nachdem wir verschiedene Geheimschriften

ausprobiert hatten. In Zeiten, in denen wir uns nicht unterhalten konnten, schrieben wir uns Briefe über all die interessanten Themen, die in diesem Alter im Vordergrund des Interesses stehen, das heißt über Jungen, die wir gerade „doof" oder „süß" fanden.

Wir begannen Gedichte zu schreiben und bewunderten uns gegenseitig dafür. Doch ihre waren in der Tat besser als die meinen, wie ich es später immer wieder erkennen musste.
Nach der Schule unternahmen wir gemeinsam Streifzüge, in den Wald, zur Russenkaserne und ich nahm sie mit in die Kiesgrube und weite sie in die Kunst des Feuermachens ein.

Ritas Eltern wohnten in einem eigenen Haus, das von einem großen Garten umgeben war. Ihr Papa brachte aus seiner ersten Ehe drei Kinder mit, die ihre Halbgeschwister waren und dann kamen mit seiner zweiten Frau noch einmal vier Kinder dazu. Diese schliefen alle in Doppelstockbetten in einem sehr kleinen Raum. Es gab noch eine Küche, ein Wohnzimmer und das Zimmer der Eltern. In der Veranda reparierte ihr Vater Radios für die Leute im Dorf.

Später als ich schon längst wieder in Berlin lebte, besuchte ich Rita in den Ferien. Im hinteren Teil des Gartens stand eine kleine Laube. In dieser durften wir wohnen. So waren wir unabhängig und völlig ohne Aufsicht.
Diese Laube war klein. Es fanden gerade zwei Betten darin Platz, zwischen die uns ihr Vater ein großes Radio stellte. Diese Radios waren aus Holz und wenn wir sie zu voller Lautstärke aufdrehten, vibrierte nicht nur das Holz des Radios, sondern auch die Wände der Hütte.
An der hinteren Wand stand ein kleiner Ofen, den wir im Winter bis zum Rand mit Holz füllten, damit wir es schön warm hatten, wenn wir von unseren Ausflügen heimkamen. Ich war 14, als ich das erste Mal eine richtige Kneipe von innen sah, gefüllt mit Bäuerleins, die sich nach der Arbeit, noch in Arbeitsklamotten, dort auf ein Bier – meistens waren es wohl mehrere - trafen. Sie freuten sich sehr über unsere Anwesenheit und niemand wollte es versäumen, mit uns zu tanzen und uns Schnaps auszugeben. So trugen wir erheblich zu ihrem Spaß bei, aber sie auch zu unserem und wir erkundeten die Wirkung von Alkohol.

Verbrachten wir die Abende nicht in der Kneipe, besorgten wir uns im Dorfkonsum eine Flasche „Kavalier". Das war der wahrscheinlich billigste Wein, den ich je trank. Natürlich hätte uns die Verkäuferin diesen niemals verkaufen

dürfen, doch sie wollte wahrscheinlich allen Unannehmlichkeiten aus dem Weg gehen oder hatte sie gar Verständnis?
Danach saßen wir auf unseren Betten, schlürften das Getränk, das uns wie Kohlensäure in die Adern fuhr und hörten die in der DDR verbotenen Sender.

Hätte meine Kindheit sich auf diese Heimzeit beschränkt, hätte ich eine glückliche Kindheit gehabt. Das war leider nicht so, nach Ablauf der Zeit musste ich wieder zu den Eltern zurück. Immerhin hatte ich diese Zeit gehabt. Doch weshalb war es eine glückliche Zeit?

Wir konnten in fast völliger eigener Verantwortung leben, während für unsere körperlichen Bedürfnisse gesorgt wurde. Die von uns gelebte Freiheit war maximal und dies in der Zeit der Pubertät.
Bei Naturvölkern tritt ein Kind in das Erwachsenenalter ein, wenn es die Pubertät durchlebt. Damit wird es verantwortlich für das eigene Leben. In gewisser Weise geschah uns das gleiche. Zwar fehlte die Führung durch Erwachsene, es fehlte das Vertrauen und eine Ausrichtung, es fehlten Ziele, doch wir hatten die Möglichkeit, unsere soziale Kompetenz auszubilden und das Leben im geschützten Rahmen zu probieren.
Daher war diese Zeit unschätzbar wertvoll für mich. Sie stellte alle vorherigen Erlebnisse mit den Eltern in die Ecke. So wie die Eltern lebten, wollte ich nicht leben.

Leider musste ich das Heim 1967 verlassen und zu den Eltern zurück. Der Übergang vom freien Leben im Heim zum Aufenthalt bei den Eltern war ernüchternd, nicht nur für mich, auch die Eltern waren mit einer inzwischen erstarkten 14jährigen überfordert. Wie schon immer schwiegen sie sich und mich an.
Ich ging nun auf die höhere Schule, gemeinsam mit Söhnen und Töchtern von Ärzten, Rechtsanwälten, Zeitungsredakteuren und Regierungsbeamten. Meine Stellung als angehende Abiturientin schützte mich weitgehend vor ihren Übergriffen.

Gleichzeitig erwies sich das Desinteresse der Eltern als Vorteil und schenkte mir Freiräume. Ein Freund lockte mich zum Segelfliegen. Das Fliegen selbst schenkte mir wundervolle Erlebnisse, zu einer Gruppe zu gehören, gab mir Geborgenheit, gemeinsame Abende, Wochenenden und Ferien, an denen ich der elterlichen Wohnung fern bleiben konnte. Es kostete nichts, außer einen jährlichen! Versicherungsbeitrag von 20 Mark.

Es war also jedem Kind möglich, eine solche Ausbildung zu machen, völlig unabhängig vom Einkommen der Eltern. Das war einer der Vorteile der DDR. Die Ausbildung zum Segelflieger galt als Vorbereitung zur Pilotenausbildung und natürlich waren unter unseren Jungs spätere Kampfflieger zu finden.

Ich machte Abitur und entschied mich für den von Berlin am weitesten entfernt liegenden Ort, um Mathematik zu studieren. Es war ein Fach, was mich nicht interessierte, mir jedoch das leichteste schien, denn ich wollte den Aufwand gering halten, um meinen vielfältigen Interessen nachgehen zu können. Finanziell war ich von den Eltern abhängig, da diese zu viel verdienten. Sie hatten mir verboten, Malerei, Grafik oder ähnliches zu studieren, weil eine solche Ausbildung zu einem brotlosen Beruf führt und sie nicht ihr Leben lang für mich aufkommen wollten. Das wollte ich auch nicht und fand trotzdem, es war meine Sache, welchen Beruf ich wählen würde, doch wählte ich nun Mathematik.

Wir waren in unserem Studienjahrgang fast 100 Mathematikstudenten und nach dem ersten Jahr begannen unsere Professoren uns zu agitieren, wir sollen besser das Studienfach wechseln, da niemand so viele Mathematiker benötigt. Es bot sich die Gelegenheit nach Weimar zu wechseln und sich zum Landwirtschaftsökonomen ausbilden zu lassen. Weimar mit einer Architektur- und Musikhochschule, mit seiner wundervollen Umgebung schien mir ein geeigneter Ort, meine Bildung fortzusetzen. Die Musikhochschule sorgte mit ihren Konzerten für meine musikalische Bildung, der Zeichenzirkel der Architekturschule half mir weiter auf meinem Weg, Studentenfeste im Kasseturm, Ausflüge und Wanderungen rundeten den Aufenthalt ab.

Doch mein Ziel war es, Künstlerin zu werden. Noch während des Ökonomiestudiums begann ich ein Abendstudium Malerei und Grafik der Kunsthochschule Dresden in einer Außenstelle derselben in Oederan, das zwischen Dresden und Chemnitz liegt. Diese Abendschule sollte die weiter entfernt wohnenden Interessierten auffangen und fand daher immer an den Wochenenden statt. So war es möglich, dass ich jedes Wochenende dort teilnehmen konnte. Meine kargen finanziellen Mittel fraß zu einem großen Teil die Eisenbahn.

Auch ein Studium kostete nichts, nur ein gewisser Leistungsnachweis musste erbracht werden. Man musste sich mit dem Schul- oder Abiturzeugnis bewerben, die besten Bewerber wurden genommen. Jeder Student erhielt ein

Stipendium von etwa 200 Mark monatlich, das nicht zurück gezahlt werden musste. Es war damals möglich von diesem Geld zu leben, nicht üppig natürlich.
1971, als ich begann zu studieren, war das Stipendium noch von den Einkünften der Eltern abhängig, so dass ich kein Geld vom Staat erhielt. Das wurde einige Jahre später aufgehoben; fortan profitierte jeder Student von diesen stattlichen Zuwendungen. Somit machten es die Verhältnisse in der DDR möglich, dass Kinder aus bildungsfernen Schichten selbstverständlich gemeinsam mit Kindern von Intellektuellen und Künstlern studieren konnten.

Mein Ökonomiestudium schloss ich ab und ließ mich in Chemnitz nieder, der Abendschule wegen. Ich lernte den ganz normalen Arbeitsalltag in einer Bank kennen. Schon im Oktober bekam ich kaum noch Tageslicht zu sehen, den ganzen langen Winter über war es dunkel, wenn ich zur Arbeit fuhr, abends fand der Nachhauseweg wieder im Dunkeln statt. Das war nicht gesund, fand ich, so wollte ich nicht mein Leben verbringen.

Während eines Wanderurlaubs in der niederen Tatra wurde ich schwanger. Unvernünftig wie ich war, ließ ich mich von meinen Gefühlen leiten, ich wollte unbedingt ein Kind.

Männererfahrungen

Unbedingt wollte ich eine eigene Familie haben und nachholen, was mir als Kind gefehlt hatte. Die Voraussetzungen dafür, dass dies gelingen könnte, waren schlecht.
Ich wusste nicht, wie Familie geht, hatte keine Ahnung, wie eine gesunde Elternbeziehung aussehen könnte und keine Vorbilder, die mir hätten zeigen können, wie mit Kindern umgegangen werden sollte. Nicht einmal wie eine gesunde Auseinandersetzung zwischen Paaren aussieht, konnte ich mir vorstellen. Eine Streitkultur hatte ich nicht erlernt. Ich wollte alles besser machen, doch wie, das wusste ich nicht.

Ich wusste, was ich nicht wollte, Gewalt, sexualisierte Gewalt, Demütigung, Zwang, Schweigen, Ausschluss aus der Gemeinschaft, Strafen wie Essensentzug oder das gegeneinander Ausspielen der Geschwister.
Bei Oma Lucie und Opa Oskar war ich nur besuchsweise gewesen. Sie gaben mir Kraft, denn sie liebten mich. Doch ihr Anteil an meinem Leben war nur punktuell.
In Punkto Familie war ich also kein unschuldiges weißes Blatt, sondern ein unvollständiges durch schlechte Erfahrungen löchriges, beschmutztes Blatt. Konnte unter diesen Voraussetzungen ein gesundes Familienleben wachsen? Es war unwahrscheinlich, dass dies gelingen konnte.

Ich war nur mangelhaft sozialisiert. Fähigkeiten, die für den Umgang mit Menschen notwendig sind, fehlten mir oder waren nicht genügend ausgebildet. Meine Seele war nicht entwickelt. Es fehlte an Reife, auch wenn ich dank des Heimaufenthaltes einiges nachholen konnte. Doch Angst vor Menschen, mangelndes Selbstvertrauen, die fehlende Fähigkeit mich selbst zu verteidigen und natürlich mangelnde Bildung auf vielen Gebieten standen mir hinderlich im Weg und wollten überwunden werden.
Ich stürzte mich ins Leben.

Möglichkeiten sich darüber zu informieren, wie Familie geht bestanden nicht. Es gab kein Internet, nur wenige Bücher, die nichts taugten und keine Vorbilder im realen Leben. Zwei Bücher über Kindererziehung aus den 50er Jahren bekam ich geschenkt, in denen stand, das neugeborene Kind solle das schönste und hellste Zimmer bekommen. Wir hatten die ersten zwei Jahre der Ehe noch nicht einmal eine eigene Wohnung und kampierten irgendwie in einem 16m2 großen Zimmer. Laut Buch schien es das Wichtigste zu sein, täglich die Fensterbretter abzuwischen und auf Reinlichkeit zu achten.

Aber was ist Liebe? Wie Liebe vermittelt wird, fand ich nicht. Das lässt sich auch aus Büchern nicht lernen, aber wenigstens hätte ich irgend einer theoretischen Anleitung bedurft, es wäre besser als nichts gewesen.

So stolperte ich unwissend ins Geschehen. Auch wenn ich mir die größte Mühe gegeben hatte, einen guten Mann ausfindig zu machen, es war nicht gelungen. Wie kannst Du erkennen, was Du selbst nicht in dir trägst? Wir gehen mit dem in Resonanz, was unserer eigenen Energie entspricht. Was nicht in uns vorhanden ist, können wir nicht wahrnehmen.

So tat ich mich mit denen zusammen, die genau wie ich nicht beziehungsfähig waren. Sie waren verletzt, auf eine andere Weise und wie ich nicht mit sich selbst verbunden.
Der Vater meines ersten Freundes war Museumsdirektor, der des zweiten Regierungsbeamter, Musiker, Geschäftsmänner und Künstler folgten. Alle meine Freunde hatten eines gemeinsam, sie waren privilegiert, meist Einzelkinder und erwarteten von mir Bewunderung und nicht selten Bedienung. Ich sah mich ebenbürtig mit ihnen, tat jedoch aus mangelndem Selbstbewusstsein heraus alles für sie, für die Liebe, wie ich dachte und benutzte meine Gegenüber unbewusst wie Objekte, in denen ich mich spiegeln konnte.
Ebenso wie sie oder gar noch mehr, brauchte ich Zuwendung, Bewunderung und Bestätigung meiner Person. Ich war nicht in der Lage, mir selbst Liebe und Bestätigung zu geben, nicht fähig, mich zu binden, weil jede Bindung mich ängstigte. Mein Aufmerksamkeit richtete sich auf mich und ich konnte kaum über mich hinaus schauen.

In manischen Phasen folgte ein kreativer Einfall auf den anderen, war ich lustig und amüsierend. Meine jeweiligen Partner benutzte ich dabei als Projektionsfläche. Ich brauchte sie, um meine Wirkung auf sie genießen zu können, und es war mir nicht bewusst.
Das hatte nichts mit einer gesunden Beziehung zu tun, ich blieb auf meiner Seite und meine Gegenüber auf der ihren. Sie waren ebenso beziehungsunfähig wie ich und aus dieser Gleichartigkeit heraus zogen wir uns an. Weder mir noch ihnen war es bewusst. Gegenseitig erwarteten wir, der jeweils andere würde uns glücklich machen. Das Scheitern war vorprogrammiert.

Ein wundervolles Ereignis war ein Sommertag auf einer Wiese im Auenland, wo mein Freund und ich spazieren gingen. Plötzlich brach ein Gewitter los und hüllte uns in einen Wolkenbruch. Ich zog alle Sachen aus und begann nackt mit der Kraft der Elemente zu tanzen, er tat es mir gleich. Wie in einer Filmszene liebten wir uns stürmisch auf der nassen Wiese im Regen, ungehalten im Taumel der Leidenschaft. Wild und glücklich fühlte ich mich in diesen Momenten, auch, weil diese etwas Besonderes waren und das waren sie unabhängig vom jeweiligen Partner.
Dieser wäre auswechselbar gewesen. Kleine romantische Einlagen haben mit echter Beziehung nichts zu tun. Ver-liebtheit ist keine Liebe, es ist das

rauschhafte Gefühl einer Anziehung, die momentane Aufhebung des sich als mangelhaft erlebenden Selbst, die in die Sucht nacheinander führt.

Wikipedia sagt zur Verliebtheit:
„Psychologisch gesehen ist es ein durch das neuronale Belohnungssystem unterstützter Drang zur Befriedigung eines psychischen Mangelgefühls und mit seelischen und körperlichen Suchtmerkmalen und kognitiven Verzerrungen verbunden."

Verliebtheit ist ein krankhafter Zustand, den man gerne mag, weil er eine kurze Zeit lang mit Glücksgefühlen einhergeht. Doch nicht nur Verliebtheit und Partnerschaft stellten für mich Herausforderungen dar, alles erlebte ich als eine solche.

Ich staunte nicht schlecht, als ich bei einem Freund zuhause sah und hörte, dass die Eltern sich einfach so über bestimmte Themen unterhielten, mit dem Sohn! ohne dass Radio oder Fernseher nebenher liefen. Sie sprachen miteinander! ruhig und wohl überlegt tauschten sie ihre Ansichten aus. Das kannte ich nicht. Was sollte ich dazu sagen? Nichts. Ich wusste nichts dazu zu sagen, es war mir alles fremd. Eine Meinung zum politischen Geschehen hatte ich nicht, ob diese Kunst besser war als jene, woher sollte ich das wissen, ob der neue Film von diesem Regisseur wirklich so schlecht war oder doch nicht? Keine Ahnung.

Ungewöhnlich war, dass andere meine Meinung hören wollten. Ungeübt war ich im Formulieren kluger Sätze. Und wie bildet sich im wortlos erfahrenen Raum eine Meinung?

Ich fiel in eine andere Welt. Schule vermittelt ein gewisses Maß an Wissen, aber keine Bildung. Kinder, die mit Büchern und Theater groß werden, mit Erzählungen und Gesprächen ihrer Eltern, die sich am Wochenende Kunstausstellungen anschauen und in die Oper gehen, haben den sogenannten bildungsfernen Kinder viel voraus, so dass diese die Kluft nur schwer überwinden können. Es fehlen Grundlagen, die den Kindern aus gebildeten und interessierten Kreisen während vieler Jahre vermittelt wurden. Und diese Grundlagen kannst du als erwachsener Mensch nicht einfach so aus dem Ärmel schütteln.

Aber auch ein Kind aus einem bildungsfernen Elternhaus kann durch den Kontakt mit liebevollen Eltern beziehungsfähig sein und gelernt haben, sich mitzuteilen, sich zu unterhalten und auszutauschen. Auch das war mir vorenthalten worden.

Dazu kamen später das Unverständnis und die Arroganz meiner Schwiegereltern, was mich zusätzlich hemmte. Wie konnte ihr hervorragender Sohn nur so eine doofe Nuss anschleppen! Seine Eltern blickten auf mich herab und es gab nichts, was ihren Hochmut hätte rechtfertigen können.

Hochmut ist eine überflüssige Eigenschaft, die das Zusammenleben von Menschen stört, ihr Menschsein behindert, spaltet und Gräben schafft. Hochmut macht herzlos denen gegenüber, die scheinbar minderwertiger sind. Ohne Hochmut ließe es sich leichter leben. Doch Hochmut hält die gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse aufrecht, er sorgt dafür, dass bei den „Besseren" keine Empathie und keine Solidarität mit denen, die unteren Schichten angehören, entstehen kann. Sie sind die Höhergestellten und es ist an ihnen, auf die anderen herabzublicken.
Es scheint ihnen die natürliche Ordnung, die nicht in frage gestellt wird. Es schenkt ihnen Energie, die sie mit jedem nach unten gerichteten Blick von den vermeintlich unter ihnen Stehenden absaugen. Niemand verzichtet freiwillig auf eine energetische Quelle. Somit werden durch Hochmut bestehenden ungerechten Verhältnisse stabilisiert.

Dieser Schicht fühlte ich mich nicht zugehörig und somit konnte ich nicht in sie aufgenommen werden. Denn letztlich entscheidet nicht der Bildungsstand über den Platz im Leben, den man einnimmt, sondern, ob man sich diesem Platz gemäß bewegen kann. Die Herkunft prägt das spätere Verhalten. In all meiner gefühlten Minderwertigkeit konnte ich nicht einer „besseren" Schicht angehören.

Darüber hinaus verstand ich rational die Einteilung in Bessere und Schlechtere nicht. Zuerst schien mir der Mensch wichtig, sein Herz und seine Güte. Aus dieser Sicht heraus konnte ich einen Penner als gleichwertig annehmen, während ich meine Schwiegermutter in ihrem Hochmut ablehnte.
Die Schwiegereltern hatten nicht aus eigener Kraft ihren Stand begründet, sondern waren dort hinein geboren worden; obendrein hatte der Krieg einen Bogen um sie gemacht. Sie waren vermögend und kultiviert, was nicht ihr Verdienst, sondern ihrer Geburt zu verdanken war.
Sie hatten Glück gehabt.

Mein Schwiegervater fand mich vielleicht noch passabel, weil ich hübsch war, aber die Schwiegermutter hasste mich vom ersten Augenblick an. Wie konnte ich es nur wagen, ihr den einzigen vortrefflichen Sohn wegzunehmen! Das war

unerhört. Dass ich nicht die Einzige war, die sie mit solch heftigen Gefühlen bedachte, denn sie hasste alle Freundinnen ihres Sohnes, war nur ein geringer Trost.
Auch sie hatte Defizite zu verarbeiten, genau wie ich, doch hielt sie ihre Stellung davon ab, sich menschlich zu verhalten auch dann noch, nachdem ich ihr zwei Enkelkinder geschenkt hatte. Sicherlich, ich war tief gestört, das war nicht zu übersehen und gut möglich ist, dass meine Gestörtheit sie irritierte und sie damit nicht umzugehen wusste. Und doch wäre es nicht nötig gewesen, selbst in meiner Anwesenheit schlecht über mich zu sprechen und mich herabzuwürdigen. Wenn sie es schon während meiner Anwesenheit tat, was sagte sie dann wohl hinter meinem Rücken?

Meine Kinder wuchsen mit ihrem Hass auf mich auf. Weil ich immer alles richtig machen wollte und nicht auf den Gedanken kam, mich und die Kinder vor den Manipulationen dieser Frau zu beschützen, unterstützte ich auch später den Kontakt der Kinder zu ihr. Ich konnte meinen Kindern keine Familie bieten, sie sollten wenigstens die Familie ihres Vaters als Halt im Leben haben. Das sollte sich als Fehler erweisen.

Ihr Sohn war ein Reinfall auf ganzer Linie. Verhätschelt, übermäßig bepflegt, behütet und gefördert, hatte sich bei ihm ein Weltbild ausgebildet, in das ich hervorragend passte. Er, daran gewöhnt, sich nie verantwortlich um etwas zu kümmern, traf auf mich, die unbedingt beweisen wollte, dass sie liebenswert und großartig ist. Ich übernahm die Verantwortung für alles, selbstverständlich für die häusliche Pflege, die Wäsche, die Kinder und sorgte für sein Amüsement neben dem, was ich selbst unbedingt tun wollte.
Während er das nur gerecht fand und sich sträubte, von seinem Lohn zur gemeinsamen Haushaltskasse beizusteuern. Er ging fremd, wenn ihm danach war, beklaute mich, wenn ihm danach war und verhielt sich im Allgemeinen so, als hätte er nur die Mutter gewechselt. Er war zu nichts nutze.

Das konnte nicht lange gut gehen und es ging auch nicht lange gut. Um mein Leben zu retten und nicht länger zu leiden, trennte ich mich, worauf er mit drei Männern und einem LKW anrückte und mir und unseren Kindern unverhofft die Wohnung ausräumte. Ich war mit den Kindern gerade nach Hause gekommen, als die Männer begannen, die Möbel herunter zu tragen. Die Panik der Kinder, die schreiend ihre Puppen und Teddys an sich drückten und sich bei der Nachbarin in Sicherheit brachten, beeindruckten den Vater nicht. Sie waren ihm völlig egal.

Noch studierte ich und lebte unter dem Existenzminimum, während dieser Vater nach Abzug der Alimente, die er an mich zahlen musste, immer noch mehr hatte als ich mit den Kindern. Als ihm einfiel, dass er im Winter Kohlen brauchte, um es warm zu haben, holte er diese kurzentschlossen aus meinem Keller, als ich nicht zu Hause war. Dumm, wie ich war und immer auf ein gutes Verhältnis bedacht, waren seine Schlüssel bei ihm geblieben, denn es hätte ja sein können, dass ich ihn einmal bitten musste, die Kinder aus dem Kindergarten abzuholen. Das änderte ich.
Als ihm diese Kohlen noch nicht genug waren, er ein zweites Mal kam und ich ihm den Kellerschlüssel verweigerte, schlug er mich erbarmungslos grün und blau. Ich ließ die Blessuren von einem Arzt aufnehmen - es waren eigentlich drei Ärzte, die mich mit viel Mitgefühl bedachten -, weil ich ihn anzeigen wollte und ich bedaure bis heute, es nicht getan zu haben. Noch immer sah ich ihn als Teil der Familie an und war um ein gutes Verhältnis bedacht im Sinne der Kinder. Auch das war ein Fehler.

Das Bestreben gut und anständig zu sein, sollte nicht auf Menschen ausgedehnt werden, die sich selbst nicht ebenso verhalten. Man schadet sich damit, denn es gibt keine Chance auf Einsicht bei den Tätern. Sie wurden mit einem anderen Weltbild groß, das ihnen vermittelte, ihnen gebühre alle Aufmerksamkeit, geistige und materielle Zuwendung von wem oder was auch immer, ohne dass sie sich selbst einbringen müssen. Ihr ungerechtes Verhalten sogen sie mit der Muttermilch ein und können es nicht reflektieren. Da alles scheinbar so gut läuft für sie, gab es keinen Grund sich zu verändern. Arschloch bleibt Arschloch in 98% aller Fälle. Narzissten ändern sich nicht bis auf wenige seltene Ausnahmefälle.

Dieser Mann erwies sich in menschlicher Hinsicht als Versager. Aber, das soll gesagt werden, er war zu diesem Egomanen erzogen worden und ich bin sicher, er musste dafür eine hohe Rechnung zahlen. Auch er wurde nicht so geboren.
Jedoch sollte solches Verhalten nicht entschuldigt werden, denn dann sähe jemand wie er keinen Grund, seine für sich so vorteilhafte Lebensart zu ändern. Warum hatte ich unbewusst so einen unvorteilhaften und für mich schädlichen Partner gewählt, obwohl ich genau das vermeiden wollte, was anschließend geschah?

„Die Wahl von gewalttätigen und entwertenden Partnern beruht auf der Wiederholung früherer familiärer Beziehungsmuster. Die Wiederholung des

Schrecklichen ist auch ein Versuch der Psyche, das bisher Unbewältigte allmählich zu integrieren.“ sagt Angela Moré dazu.

Da war ich vom Regen in die Traufe gekommen und dies war nur der Anfang eines Reigens ähnlicher Beziehungen, die sich infolge meiner Prägung ergaben, was von mir in Ermangelung von Wissen nicht erkannt werden konnte.
Während der siebziger, achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts waren die Erkenntnisse, die mir hätten helfen können, zumindest in der Öffentlichkeit noch nicht verbreitet. Es gab kein Internet und in der DDR war die Auswahl der erhältlichen Bücher begrenzt, es waren Psychotherapien nicht üblich und wir gewöhnlichen Menschen, insbesondere ich, hatten von den Hintergründen solcher Vorgänge in Beziehungen keine Ahnung.

Die Mutterwerdung

Doch bevor ich mich von ihm trennen konnte, das heißt bevor ich ihn „erkannte“, ließ ich mir von ihm zwei Kinder machen.
Nach dem Verlassen des Elternhauses, wollte ich alles nachholen, was mir vorher gefehlt hatte, Wissen aneignen, meinen Interessen nachgehen, Freunde haben, lesen, Konzerte besuchen, ins Theater gehen, Klavier lernen, Bilder malen, mich am Leben erfreuen, Geld verdienen und Kinder haben…und das alles auf einmal. Während der langen Zeit der Verbote nahm der Druck zu leben immer mehr zu, so dass ich es gar nicht erwarten konnte, mich hinein zu stürzen.
Ich wusste nicht, dass es klüger gewesen wäre, erst einmal - wenigstens teilweise - zu heilen, alles langsamer angehen zu lassen. Ich wusste nicht einmal, wie kaputt ich war. Ich wusste nicht, dass es besser gewesen wäre, mir mit der Auswahl des Vaters für meine Kinder mehr Zeit zu lassen und ich wusste nicht, das es das Beste ist, die ersten Jahre mit den Kindern zu Hause zu bleiben und sich vor allem um sie zu kümmern.
Alles wollte ich so machen, wie die anderen, denn sie waren es ja, die im Gegensatz zu mir „richtig“ waren. Die Mehrheit meiner Freundinnen heiratete, sie bekamen Kinder, studierten und gingen Arbeiten, alles auf einmal. In meinem Umkreis kannte ich niemanden, der der Kinder wegen daheim blieb.

Menschen allgemein und im Besonderen junge Menschen, wollen in die Gesellschaft hinein, daran teilhaben, sich integrieren und mitmachen. Die Allermeisten vermeiden es, abseits zu stehen und eigene Wege zu gehen. Erst mit den Jahren und zunehmender Lebenserfahrungen kamen mir Zweifel am bestehenden System. Heute würde ich es anders machen…ein nutzloser Gedanke.

In der DDR konnte nicht einfach eine Wohnung gemietet werden. Wohnungen waren Mangelware, die vom Wohnungsamt verteilt wurden oder auch nicht. Jeder versuchte, sich irgendwie zu arrangieren. Es gab Bestechung, illegale Wohnungsbesetzungen oder Leute zogen zusammen und machten sich gegenseitig Platz. Auch eine versteckte Obdachlosigkeit gab es.
Ich musste zu meiner Schwiegermutter ziehen, weil ich in der winzigen Dachkammer ohne Wasser, die ich in Chemnitz bewohnte, mit einem Säugling nicht hätte leben können.
Als die Schwiegermutter mich das erste Mal sah, taxierte sie mich von oben bis unten, verzog abfällig das Gesicht und sagte: „…naja, aber mit deinen Eltern will ich nichts zu tun haben!" Sie vergaß, „Guten Tag" zu sagen. Dieser unerfreuliche Einstieg hätte mich zur Umkehr bewegt, wenn ich eine Möglichkeit gesehen hätte, ein anderes Dach über dem Kopf zu finden. Die gab es jedoch nicht.

So war es eben. Ich freute mich auf mein Kind. Die Freude auf ein neues Leben ist natürlich, selbst wenn sich werdende Mütter in prekären Situationen befinden. Mein Bauch rundete sich und ich blieb ahnungslos und unwissend, das betreffend, was auf mich zukam. Ich wusste es nicht, weil jedes Vorbild fehlte.
Eine Mutter-Kind-Beziehung war mir unbekannt. Mal gelegentlich in einen Kinderwagen geschaut auf der Straße, aber was war ein Baby? Wie sah Muttersein aus? Was waren die Aufgaben einer Mutter über das Stillen und Reinigen des Babys hinaus?
Ich war 22 und innerlich nicht bereit für ein Kind, war ich doch unentwickelt, nicht ausgereift und hatte jede Menge unverarbeiteter Traumen. Warum ein Kind zu dieser Zeit? Warum wollte ich bei völliger Unwissenheit, auf was ich mich einlasse und was es an Aufgaben und Veränderungen mit sich bringt, ein Kind?

Es reicht nicht, ein Kind zur Kompensation eigener Defizite in die Welt zu setzen, denn das schadet dem Kind. Dieses Kind wird deine seelischen

Deformierungen übernehmen, auch wenn du alles tun wirst, um dies zu verhindern. Jedes Kind kommt um seiner selbst Willen auf die Welt, es ist ein eigenes Wesen, hat seinen eigenen Weg und darf nicht von seinen Eltern missbraucht werden, um deren seelische Ungleichgewichte wieder in Balance zu bringen.
Ich wusste das alles nicht, da war nur das Bedürfnis, ein Kind haben zu wollen. Die Freude darüber, als es in mir wuchs, war riesengroß.

Nachdem mich mein Mann ins Krankenhaus begleitet hatte, als ich heftige Wehen verspürte, fuhr er wieder heim, legte sich ins Bett und schlief. Die Entbindung begann für mich damit, dass ich auf solch einen gynäkologischen Stuhl musste und der Arzt mir ungefragt und ohne Vorbereitung die Fruchtblase aufstach, was eine völlig unnötige Aktion war.

Anschließend verlief es im Sinne der Ärzte reibungslos. Ich musste mich in ein Bett legen, wurde mit verschiedenen Geräten verkabelt und niemand sprach ein paar ermutigende Worte zu mir, die Geräte auch nicht. Viel lieber wäre ich herumgelaufen, mir wäre es natürlicher erschienen in Bewegung und aufrecht zu bleiben. Statt dessen musste ich liegen und mir wurden wehenstärkende Mittel injiziert, die nicht nötig waren. Es war eine Routine in Gang gekommen, die einfach ungefragt mit jeder Gebärenden veranstaltet wurde.
Neben mir, durch ein Laken abgetrennt, schrie sich eine Frau die Seele aus dem Leib. Mich ließen sie einfach liegen, die Hebammen und Schwestern wirbelten um andere Betten herum. Ich hätte mich nie dazu hinreißen lassen zu schreien oder irgend jemanden zu beanspruchen, biss die Zähne zusammen und krallte die Fingernägel in meine Handflächen.

Theoretisch hatten wir in der Schule gelernt, wie eine Geburt ablief, eine Stunde Biologie, wie das Kind durch den Geburtskanal gepresst wird. Alles andere erfuhr ich ohne Vorbereitung am eigenen Leib, den Möglichkeiten entsprechend, denn eine natürliche Geburt wäre anders verlaufen. Ich hatte keine Wahl. Wenn die Wehen alle fünf Minuten kommen, ist die Konzentration darauf so groß, dass keine zusätzliche Kraft sich zu wehren vorhanden ist.

Es wäre mir nicht eingefallen, vorher mit dem Kind Kontakt aufzunehmen und mit ihm zu sprechen. In meinem ganzen Umfeld wurde über solche Themen nicht gesprochen, wie damals auch nicht über Sexualität gesprochen wurde. Trotzdem erwartete jeder, dass man alles ohne eine Ahnung zu haben

irgendwie meisterhaft hinbekommt. Schließlich machten andere das ja auch. Ich nehme an, auch für andere Erstgebärende war es eine schwierige Sache. Doch wahrscheinlich genossen die meisten Gebärenden während dieser Zeit und die erste Zeit nach der Geburt wenigstens die Fürsorge ihrer Mütter, Tanten, Großeltern und der Väter der Kinder. Das war bei mir nicht der Fall. Ich hätte mir nicht vorstellen können, dass die Schmerzen so heftig ausfallen und schalt mich selbst als überaus blöd, mich auf so etwas eingelassen zu haben. Nie wieder würde ich ein Kind bekommen! Nie hätte ich dieses Kind bekommen, wenn ich gewusst hätte, auf was ich mich einlasse! Was für wahnsinnige Schmerzen!

Aber alles flutschte, mein Kind kam, wurde mir kurz vor die Augen gehalten und weg war es. Dass ich sagte, ich will mein Kind, wurde ignoriert. Ich war der ausgestandenen Schmerzen wegen halb betäubt und erst einmal froh, in irgend einem Bett zu liegen.
Doch je mehr ich zu mir kam, um so mehr versuchte ich mir vorzustellen, dass ich nun Mutter war. Es wollte nicht gelingen. Wo war mein Kind? Ich schlurfte zur Säuglingsstation, die durch zwei verglaste Wände vom Gang getrennt war, damit die verzweifelten Schreie der Babys nicht zu hören waren. Dort wurde mir gesagt, ich könne mein Kind nicht bekommen. Ich werde es schon noch früh genug sehen. Für die anderen fünf Mütter in meinem Zimmer schien es normal zu sein. Für mich war das nicht normal.

36 Stunden nach der Entbindung sah ich mein Kind das erste Mal. Ich fühlte nichts mehr. Es war mir fremd, lag mit zusammen gekniffenen Augen in meinem Arm und schlief. Wäre es mir in diesem Augenblick abhanden gekommen, ich hätte nichts vermisst. Wir, mein Kind und ich, waren um den natürlichen Prozess der Aufnahme der Bindung von Mutter und Kind betrogen worden. An uns wurde von staatlicher Seite ein Verbrechen begangen, ein Verbrechen an der Menschlichkeit, das als solches nicht gesehen wurde, weil in den siebziger Jahren in der DDR wahrscheinlich mit fast jedem und fast immer so verfahren wurde. Ein legalisiertes Verbrechen bleibt ein Verbrechen.
Franz Renggli, Experte für frühkindliche Traumatisierung, sagt:

„Bei diesen Klinikgeburten war die Trennung und Entfremdung zwischen einer Mutter und ihrem neugeborenen Baby perfekt. Das gilt genauso für die Entfremdung der Gebärenden von ihrem Körper. Und Mütter, die gerade ein Kind zur Welt bringen, sind so hilflos, ihnen bleibt gar nichts anders übrig, als sich der Klinikroutine zu unterwerfen. Unter diesen Umständen konnte eine

Frau ihr Baby nicht aktiv gebären, sie wurde passiv von ihm „entbunden". Mutter und Baby erlebten auf diese Weise eine unendliche Ohnmacht. Beide wurden traumatisiert, häufig gerieten sie in einen Schockzustand." (Früheste Erfahrungen - ein Schlüssel zum Leben" Franz Renggli)

Weiße Folter

Ein neugeborener Mensch verfügt über Bewusstsein und hat ein körperliches und seelisches Schmerzempfinden. Er kann noch nicht beurteilen und einordnen, was mit ihm geschieht, er spürt jedoch sehr genau, wenn es nicht so abläuft, wie es sollte. Und alles, was nicht so abläuft, wie es sollte, ist schmerzhaft.
Alles, was das Neugeborene will, ist Mama! Sein Leben lang war es mit Mama verbunden, hat ihre Bewegungen gespürt, ihre Stimme vernommen und wurde ständig von ihrem Herzschlag begleitet. Mama war sein Leben! Es gab neun Monate lang nichts in seiner Nähe außer Mama. Die ganze Welt war Mama.
Mit der Trennung von Mama bei der Geburt wird es in eine bedrohliche Welt geworfen, die es nicht einschätzen kann. Das war nicht so vorgesehen, es ist unnatürlich. Grelles Licht, unbekannte Laute, gleichgültige Menschen. Das muss Ängste hervorrufen, Todesängste. Plötzlich und unerwartet ist Mama weg. Einfach weg.
Mama hat es im Stich gelassen!

Das Gefühl, im Stich gelassen zu werden, wird durch eine unnatürliche Geburt eingeleitet. Es findet keine Zusammenarbeit zwischen Baby und Mutter statt, die dem Kind auf die Welt hilft. Schon während der Geburt wird - von einer dem Baby unbekannten Kraft - von außen eingegriffen. Auch wenn das Baby die unbekannte Kraft nicht definieren kann, so spürt es doch deren Einfluss und, dass es dieser Kraft ausgeliefert ist, und nicht nur es selbst, sondern auch Mama. Da greift etwas ein, was „größer" ist als Mama und es selbst und das muss dem Baby unheilvoll erscheinen. Es bekommt Angst. Mama kann es nicht vor dem Unbekannten schützen. Mama ist schwach.

Die menschlichen Grundbedürfnisse meines Babys wurden nicht erfüllt, wie es das Baby bisher gewohnt war. Es wurde nicht nur von Mama isoliert, sondern auch von allem anderen, lag allein in einem Bett, wurde nicht berührt, außer wenn es die Flasche bekam. 36 Stunden lang Todesängste. 36 Stunden hatte es erst gelebt und diese 36 Stunden waren eine einzige Qual. Kann sich jemand vorstellen, wie lange 36 Stunden für ein Neugeborenes sind? Wie verläuft ein späteres Leben, wenn es derart schlecht beginnt?

Isolation ist eine Foltermethode!
Ein neugeborenes Baby von seiner Mama zu trennen und es allein zu lassen, muss dieses als mindestens genauso schlimm empfinden, wie ein mit Isolationshaft bedachter Häftling. Doch dieser hat noch seinen Verstand, der ihm Erklärungen geben, seine Fantasie entfalten kann, sich Überlebenschancen ausdenken und von einer Zukunft träumen kann. Das alles kann ein Neugeborenes nicht. Es fällt geradewegs in die Hölle. Das war das Schlimmste, das meiner kleinen Tochter nach der Geburt passieren konnte.

Während ich das hier schreibe, finde ich einen solchen Umgang mit Neugeborenen ungeheuerlich, viel ungeheuerlicher als damals zu der Zeit, als es geschah. Irgendwie dachten wir, es ist eben so, es wird immer so gemacht und sicherlich liegt ein Sinn darin und dann haben wir uns dem Alltag zugewendet.
Da in der DDR in den siebziger Jahren in allen Krankenhäusern ähnlich verfahren wurde, lag mit Sicherheit ein Sinn dahinter, nämlich den, Mutter und Kind voneinander zu entfremden und die Grundlage dafür zu legen, dass keine tiefer gehenden Bindungen entstehen konnten.
Dass es trotzdem viele gesunde Erwachsene gibt, die gute Beziehungen zu ihren Angehörigen pflegen, ist Ausdruck einer hohen Resilienz des Menschengeschlechtes.

Auf dieser Geburtsstation war es den Müttern zusätzlich verboten, ihre Kinder zu stillen. Es hieß, es seien kürzlich zwei Mütter an Infektionen gestorben und daher ist das Stillen der Kinder nicht erlaubt. Die Logik dahinter erschloss sich mir schon damals nicht. Besuche von Angehörigen waren ebenso verboten. Heute hege ich ein tiefes Mistrauen dem gegenüber, was uns damals erzählt wurde. Es wird immer mehr aufgedeckt, welche Machenschaften im DDR-Regime getätigt wurden, nämlich dass Müttern ihre Kinder weg genommen und im Westen zur Adoption freigegeben wurden. Sie wurden verkauft. Ich kann

nicht sagen, ob das in dem Krankenhaus, wo ich entband, solche Vorfälle gab, halte es aber für möglich.

Zu diesen Zeiten in der DDR arbeiteten die meisten Frauen und es war üblich, die Kinder in öffentliche Einrichtungen zu geben. Viele Kinder kamen im Alter von drei Monaten in Kinderkrippen, wo sie zwar den Möglichkeiten entsprechend liebevoll betreut wurden, doch zu früh die Erfahrung machen mussten, dass die Mama sie einfach weggab, weil sie anderes zu tun hatte. Heute weiß ich, dass das eine traumatische Erfahrung für ein Kind sein kann, das war damals nicht bekannt. Jede und jeder machte es so, dann musste es normal sein.
So kam meine erste Tochter im Alter von 12 Monaten in die Krippe, weil ich wieder arbeiten ging. Sie hatte Glück, so lange zu Hause bleiben zu können und doch war es zu früh.

Das Mutter-Tochter-Syndrom

Meine Ururoma ist die vierte Generation vor mir, ihre Tochter Anna die dritte. Lucie die zweite und meine Mutter Marianne ist die erste Generation vor mir. Nach mir kommen meine zwei Töchter und eine Enkeltochter.
Irgendwann fiel mir auf, dass es, so weit wie ich es wusste, stets schwere Konflikte zwischen Töchtern und Müttern gegeben hatte; es schien ein generationsübergreifendes Problem zu sein.

Jedes Problem, das innerhalb einer Generation nicht gelöst ist, wird in die nachkommende hinein getragen. Diese haben zu ihren eigenen Problemen, die sich aus der Zeit ergeben, in der sie leben, noch die ihnen übertragenen Probleme zu lösen. Weil dies meistens nur unvollständig gelingt, können sich Probleme über Jahre und Generationen hinweg verstärken.

Meine Oma Lucie stellte ihre Mutter Anna als strenge Frau dar und sprach gleichzeitig liebevoll von ihrem Vater Karl-Ernst. Lucie selbst war für ihre Tochter und ihre Enkelinnen, also für mich und meine Schwester, da, wenn sie gebraucht wurde. Sie holte ihre Tochter Marianne aus dem Krankenhaus und

pflegte sie zuhause bei sich, als sie und Oskar der Meinung waren, das Krankenhaus wäre nicht gut für ihre Tochter. Derweil wohnten auch meine Schwester und ich in der kleinen Wohnung.

Als ich ein Säugling war, ging Lucie jeden Tag nach ihrer Arbeit bei Marianne vorbei, um dort nach dem Rechten zu sehen und mich zu versorgen. Später, als meine Mutter arbeiten ging, kümmerte sie sich um uns, wenn wir krank waren und Bedarf war. Ich hörte von Lucie nie ein böses Wort zur Tochter oder über sie, im Gegenteil.
Doch dann geschahen merkwürdige Dinge. Als meine Schwester und ich aus dem Haus waren, lud Marianne ihre Mutter immer wieder zum Essen ein und ließ sich das bezahlen, ja, sie lud ihre Mutter ein, um Geld von ihr zu erhalten. Umgekehrt habe ich nie gehört, dass Marianne ihrer alten Mutter zur Hand ging oder ihr in irgend einer Weise half. Lucie erhielt die Mindestrente, während Marianne, die auch keine Großverdienerin war, wesentlich mehr als ihre Mutter zur Verfügung hatte.

Meine Oma war 88, als meine Mutter dafür sorgte, dass diese in ein Altenheim kam und auch dort blieb. Das endete für meine Oma tödlich. Sie war noch in diesem Alter fit und konnte alle Arbeiten daheim verrichten, nur die Kohlen ließ sie sich von einem Jungen aus dem Haus aus dem Keller holen.
Meine Oma war im Winter auf der Straße gefallen. Das kann vorkommen in dem Alter und ist nicht schlimm, wenn es darüber hinaus keine gravierenden gesundheitlichen Probleme gibt. Gleichzeitig gab es ein Angebot des Altersheims, alte Menschen den Winter über unterzubringen und sie im Frühjahr wieder in ihre Wohnungen zu entlassen.

Meine Oma wurde von ihrer Tochter ins Altenheim verfrachtet, ohne dass ich davon wusste. Dann überredete Marianne ihre Mutter, ihr die Rente auf das eigene Konto überweisen zu lassen, damit sie sich besser um alles kümmern könne. Schnell verkaufte sie die Möbel meiner Oma und löste die Wohnung auf, ohne dass diese damit einverstanden war, ja sie wusste nicht einmal davon und wurde vor vollendete Tatsachen gestellt. Anschließend ging meine Mutter mit meiner Schwester auf Reisen.

Ich lebte damals nicht in Berlin, hatte zwei noch junge Schulkinder, hatte begonnen, freischaffend zu arbeiten und musste eine Ausbauwohnung instand setzen. Als ich plötzlich einen Anruf von meiner Mutter erhielt, wir hatten seit Jahren keinen Kontakt gehabt, war alles schon vollbracht. Nach der

erschreckenden Nachricht, meine Oma hätte einen Schlaganfall gehabt - was nicht stimmte, wie ich danach erfuhr - und müsse nun im Heim bleiben, fuhr ich sofort zu meiner Großmutter, doch es war zu spät.

Ich fand sie in einem schlechten Zustand, sie war ihrer Selbstständigkeit beraubt, ihre Wohnung war weg, ihre Möbel, zwischen denen sie ein ganzes Leben verbracht hatte, waren verkauft. Jetzt war sie in einem Zimmer untergebracht, zusammen mit einer fremden Frau und hatte nicht einen Gegenstand aus ihrer Wohnung behalten. Keine Fotos, keine Blumen, keine ihrer alten Tassen, nichts, woran sich eine ihrer Erinnerungen hätte knüpfen können. Wie unmenschlich muss eine Tochter sein, das mit ihrer alten Mutter zu machen?

Lucie schimpfte und beklagte sich lauthals bei mir, nicht über ihre Tochter, nein, über das Heim. Die Heimleiterin, bei der ich mich beschweren wollte, klärte mich über die Taten meiner Mutter auf.
Ich konnte nichts tun. Zwar versuchte ich, die Oma in meine Stadt zu holen, doch das erwies sich als unmöglich, da es zu dieser Zeit bei uns keinen Geriatriebeauftragten gab, an den ich mich hätte wenden müssen, um alles regeln zu können. Da ich eine sogenannte Ausbauwohnung hatte, konnte ich sie nicht bei mir daheim unterbringen.
(Waren Wohnungen in einem baufälligen Zustand, konnten sie als „Ausbauwohnungen" vergeben werden. Der Mieter verpflichtete sich, die Wohnung herzurichten. Alle Arbeiten, die er verrichtete, wurden vom Wohnungsamt vergütet.) Unsere Wohnung war also eine Baustelle.
Weder die Schwester noch die Mutter besuchten meine Oma. Ich konnte nicht einfach mal so vorbeikommen, das bedurfte größerer Vorbereitungen wie Kinder unterbringen, Zug fahren usw. Das heißt, ich konnte sie nicht so oft besuchen, wie es für sie gut gewesen wäre.

Ich kann bis heute nicht verstehen, wie ein Mensch sich so verhalten kann und nicht seinem schlechten Gewissen erliegt. Ich nehme an, meine Mutter hatte kein Gewissen, ebenso wie meine Schwester es nicht hatte. Jetzt, wo ich dies aufschreibe und alles wieder hochkommt, wird mir schlecht vor Empörung.
Es ist nachvollziehbar, dass bei einem Menschen, der jahrelang gehungert hat, das Bedürfnis nach Geld und materiellen Mitteln gesteigert ist. Doch muss er deswegen sein Herz und das Gewissen verlieren? Ihr Verhalten mir als Kind gegenüber kann ich in gewisser Weise nachvollziehen, die Ursachen dafür erklären.

Warum jedoch behandelte sie ihre Mutter so?

Das Einzige, was meine Mutter zu interessieren schien, waren Geld und Ansehen. Sie erwies sich als herzlos, geldgierig und verlogen, nicht nur in diesem Fall, doch wurde es in diesem Fall besonders deutlich. Auch dafür musste es Ursachen geben, auch wenn es mir unverständlich bleibt, weshalb sie so handeln konnte.

Ursachen dafür können auch aus Problemen vergangener Generationen erwachsen sein und müssen nichts mit eigenem Erleben zu tun haben. Gefühle, die nicht aus eigenem bewussten Erleben kommen, können auf das gegenwärtige Erleben übertragen werden. Daraus würde sich ergeben, dass ihr Handeln und Denken zum Teil nichts mit dem tatsächlichen Geschehen zu tun hatten. Das heißt, was Marianne ihrer Mutter antat, lag möglicherweise in einer von ihr aus früheren Generationen übernommenen Problematik. Ihr empathieloses Handeln ist mir völlig unverständlich.

Meine Oma Lucie sagte, ihre Mutter sei streng gewesen, ihr Vater sehr lustig. Ihre Tochter Marianne hatte ihrer Mutter Lucie übel mitgespielt. Ich selbst pflegte keinen Kontakt zu den Eltern und lebte in dem Glauben, es wäre gerechtfertigt, ihrer Verhaltensweisen wegen mir als Kind gegenüber.

Mit Anfang 20 fand ich keinen Grund mehr, zu diesen Leuten zu gehen, vor denen ich immer Angst gehabt hatte. Ohnehin saßen sie nur sprachlos vor ihrem Fernseher und erwarteten von mir eine Unterhaltung, ohne dass sie sich für mich interessierten. Sie waren verstört und was ich auch versucht hätte zu tun, es hätte sie nicht erreicht, weil sie sich schon lange dazu entschieden hatten, unerreichbar zu sein.

Später, als meine Kinder mich verließen, begann ich, Parallelen zu sehen, um so mehr, als mir kein Grund einfiel, weshalb sie das hätten tun sollen. Zweifellos jedoch hatten sie Gründe für den Kontaktabbruch. Dieses Problem, dass die Töchter ihre Mutter nicht mögen, kann als eine der Schwierigkeiten gesehen werden, die in unserer Familie von einer Generation an die nächste weiter gegeben werden.

Ich liebte meine Kinder und tat für sie, was ich konnte. Was meine Eltern mit mir taten, gab ich bewusst nicht weiter. Häufig wird behauptet, dass Mütter und Väter weiter geben, was sie selbst als Kind erfahren haben. Doch ich bin

sicher, es gibt sehr, sehr viele Menschen, die ihre eigenen Kinder bewusst besser behandeln, als sie selbst behandelt wurden. Würde stimmen, dass schlagende Eltern in ihrer Kindheit selbst geschlagen wurden, ließe sich diese Geschichte bis Adam und Eva zurück verfolgen, dann hätten schon die ersten Menschen ihre Kinder geschlagen.
Es wird vieles in den Medien verbreitet, was ohne nachzudenken übernommen und nachgeplappert wird.
Damit tun sie denen Unrecht, die sich redlich bemühen, es besser zu machen als die eigenen Eltern. Das wird nicht anerkannt. Verhält sich jemand so, wie es allgemein üblich ist oder sogar besser, wird nicht gesehen, wenn dahinter eine außergewöhnliche Leistung steht.

Es ist nicht einfach, es anders zu machen, als man es selbst erfahren hat. Das Selbsterlebte hat man im Blut, darüber muss nicht nachgedacht werden, es erfolgt spontan. Was nicht selbst erlebt wurde, muss mühsam in das eigene Leben integriert werden. Es muss vom Verstand ausgehend über den Körper sich mit dem Gefühl verbinden und es dauert seine Zeit, bis es verinnerlicht wird.

Anfangs passierte es mir immer wieder, dass ich nicht wusste, wie ich auf die Kinder reagieren sollte. Da war einfach ein Loch. Auf kleine Kinder muss spontan und sofort reagiert werden. Was tust du, wenn es in dir kein Programm als Handlungsanweisung gibt? Aus dem Gefühl heraus kannst Du nicht reagieren, das hast Du Dir verboten, weil deine Gefühle dir suggerieren, du musst zuhauen. Überlegt, aus dem Verstand heraus, erfolgt keine spontane Reaktion und keine mit einem Gefühl unterlegte Reaktion.
Das ist es aber, was Kinder brauchen, eine sofortige und spontane Antwort auf ihr Handeln. Ich wusste nur, was ich nicht tun wollte, hatte jedoch keinen Ersatz dafür. Es war ein langes Lernen erforderlich.

Meine Kinder erfuhren keine Gewalt, sie wurden sexuell nicht missbraucht, ich achtete darauf, viel mit ihnen zu reden und sie so frei aufwachsen zu lassen, wie es möglich war. Es ging bei uns zuhause meistens lustig zu. Wir spielten miteinander, tanzten und sangen zusammen, machten Musik, fuhren in den Ferien aufs Land, selbst zu Zeiten, als ich kein Geld hatte und amüsierten uns. Es war nicht alles einfach, doch hatten wir, so weit es möglich war, ein gutes Verhältnis zueinander. Dachte ich. Und trotzdem brach ein Kind nach dem anderen den Kontakt zu mir ab, bzw. auch ich tat es, nachdem es Vorfälle gab, die mich bedrohten.

Wenn wir also drei Generationen sind, die ihren Kontakt zur Mutter abgebrochen haben, ist es möglich, dass es in unserer Familie schon länger grundlegende Probleme zwischen Töchtern und Müttern gibt und diese sich von einer Generation auf die nächste vererben.

Ich erinnere mich, dass ich meine Mutter nicht leiden konnte, einfach so und unabhängig von ihrem Verhalten mir gegenüber. Ich mochte sie nicht auf einer tieferliegenden Ebene. Ich fand sie schon immer dumm, faul, falsch und hässlich. Doch hatte sie zweifellos gute Seiten und versuchte das Beste vor dem Hintergrund ihrer Traumatisierung und einer unglücklichen Ehe zu machen.
Versonnen schaue ich noch einmal in das Gesicht meiner Ururgroßmutter. Leicht war das Leben für sie nicht, wie gerne würde ich mich mit ihr unterhalten. Vielleicht hätte sie einen Rat für mich oder eine Erklärung. Gern würde ich Antworten finden und die Konflikte mildern.

Meine Schwester brach ebenso den Kontakt zu unserer Mutter ab, was ich verwunderlich finde, weil sie der Mutter ähnelte äußerlich und in ihrem Wesen und die beiden eine Zeitlang ein gutes Verhältnis zu haben schienen. Auch zwei der Kinder meiner Schwester unterhielten keinen Kontakt zu ihrer Großmutter. Aber das ist noch nicht alles. Als meine Enkeltochter geboren wurde, schaute ich in ihr Horoskop. Dort stand, sie werde große Schwierigkeiten mit ihrer Mutter haben. Damit setzt sich fort, was vor Generationen begann. Wie ist das lösbar?
Wie gehe ich damit um, meine eigene Mutter nicht leiden zu können? Was ist mein Anteil daran? Und kann ich es ändern?

Jeder Mensch gibt zu jedem Zeitpunkt das Beste, zu dem er in der Lage ist. Das trifft ausnahmslos auf alle zu. Ich bin davon überzeugt, dass dies richtig ist. Warum kann ich meine Mutter nicht mit verzeihender Güte betrachten? Warum kann ich sie nicht achten?
Ich will nicht richtig finden, was meine Mutter ihrer Mutter angetan hat. Wie konnte sie nur so gefühllos sein? Ich will nicht gut heißen, was nicht gut ist. Ich blicke auf sie herab. Ich verurteile sie. Ich nehme sie nicht, wie sie ist. Es ist, wie es ist.

Babyzeit

Nach einer Woche wurden mein Baby und ich nach Hause entlassen. Das Zuhause bestand aus einem 16m2 großem Zimmer, wo wir mehr schlecht als recht hausten. Aber gut, das war nicht das eigentliche Problem.
Der Kindesvater und ich wussten nicht, was wir mit dem Baby machen sollten. Es war mir fremd und dieses fremde Baby wollte ständig etwas von mir, meine Aufmerksamkeit, es störte meinen Schlaf, meinen Lebensrhythmus und hinderte mich daran, meinen Interessen nachzugehen. Windeln, Füttern, herum tragen, in den Armen wiegen…das machten wir, eigentlich eher ich.

Doch es fehlte mir jeder Bezug zum Kind und ich bin sicher, dass mein Kind das spürte.
Es dauerte einige Zeit, bis ich lernte mein Kind zu lieben, doch dann liebte ich es mit ganzem Herzen. Ich liebte es so, dass jeder Abstand zwischen uns verschwunden war. Es existierte nicht mehr außerhalb von mir, das Kind war ein Teil von mir und ich litt, wenn es nicht zufrieden und glücklich war. Wir verschmolzen miteinander; eine unerwartete Symbiose von Mutter und Kind hatte stattgefunden.

Die Schwiegermutter konnte sich nicht mit mir arrangieren. Sie sprach nicht mit mir und tat allgemein so, als wäre ich nicht vorhanden. Fragte ich sie etwas, was in einer gemeinsamen Wohnung unvermeidlich ist, dann wendete sie sich an ihren Sohn und antwortete ihm auf meine Frage. Ihr Sohn wiederum unterbrach sofort sein Gespräch mit mir, wenn seine Mutter erschien, damit er seine gesammelte Aufmerksamkeit auf sie richten konnte. Ich hatte durch mein Erscheinen das zu enge Mutter-Kind-Verhältnis meines Mannes und seiner Mutter gestört und das war beiden nicht recht. ich war diejenige, die nicht erwünscht war.
Unbewusst gezielt hatte ich mich von der Außenseiterrolle in meiner Herkunftsfamilie in die Außenseiterrolle meiner eigenen Familie gebeamt. Es ist erstaunlich, wie unser Unterbewusstsein es schafft, an unserem Bewusstsein vorbei alles so gegen unseren Willen zu arrangieren, um uns endlich klar sehen zu lassen. Aber was sollte ich klar sehen?
Die Wiederholung einer traumatischen Situation fordert auf, zu erkennen, an sich zu arbeiten und die eigene Energie zu verändern. Das, was mir jetzt leicht fällt zu schreiben, wusste ich nicht. Wieder fühlte ich mich in einer Situation gefangen, die mich unglücklich machte.

Und, niemand ändert einfach so seine Energie, das erfordert einen langen Prozess der Erkenntnis und der Heilung.

Jedenfalls erfüllte sich meine Vorstellung von einem glücklichen Leben nach dem Entrinnen meiner ursprünglichen Familie nicht. Mit anderen Worten, ich litt. Der Schwiegermutter brachte ich tiefes Misstrauen entgegen und fürchtete, sie könne mir übel schaden, wenn ich mich nicht genügend unter sie duckte. Mein mangelndes Selbstbewusstsein verstärkte die Problematik. Ich hatte die gleiche Rolle inne wie im sogenannten Elternhaus. Sie war mir auf den Leib geschrieben, aufgeprägt worden und ich wollte doch nichts anderes, als sie loswerden und endlich frei und ich selbst sein.

Mein Baby entwickelte sich prächtig und wurde selbständiger. Es wurde von seiner Oma mit Schokolade und Keksen gefüttert. Bald krabbelte die Kleine ins Zimmer ihrer Oma, um dort ihre gezuckerten Nahrungsmittel in Empfang zu nehmen. Gleichzeitig verweigerte sie die Gemüsebreie, mit denen ich sie gesund ernähren wollte. Kam ein Brei auf den Tisch, schrie sie so lange, bis die Oma ihr das Honigglas hinstellte oder gleich Kekse und Kuchen mitbrachte. Zu dieser Zeit empfing ich das erste Mal den triumphierenden Blick meiner Tochter. Sie hatte gesiegt über mich und die gesunde Ernährung. Ich nahm nun wieder die letzte Position ein. Und in diesem Augenblick spürte ich, dass etwas sich in mir von meinem Kind zurück zog.
Ich fühlte mich vom eigenen Kind hintergangen, obwohl dem nicht das Fehlverhalten des Kindes zugrunde lag, sondern das aller anwesenden Erwachsenen. Mein Mann äußerte sich nicht dazu, natürlich nicht, das Handeln seiner Mutter war Gesetz und er wich jeder Verantwortung aus. Und ich dachte, ich könne eine Auseinandersetzung mit der Schwiegermutter nicht riskieren, war ich doch von ihr abhängig. Sie hätte mich ohne zu zögern hinaus geworfen und mein Kind behalten, dachte ich. Vielleicht hätte es sich nicht so verhalten, vielleicht wartete die Schwiegermutter darauf, dass ich mich zur Wehr setze. Doch ich war in meinen Ängsten gefangen und konnte da nicht raus.

Als mein Mann und ich endlich eine Wohnung bekamen, zogen wir dort mit zwei Kindern ein. Diese Wohnung Ende der siebziger Jahre hatte Ähnlichkeit mit der Wohnung, in der ich Anfang der fünfziger Jahren meine frühe Kindheit verbrachte. Zwei kleine Zimmer, Küche, Bad, kleiner Flur und ein kleiner Balkon, Ofenheizung. Nicht komfortabel, aber eine eigene Wohnung ohne Schwiegermutter bot eine neue Chance.

Jetzt zeigte sich deutlicher, dass ich für meinen Mann eine Art Mutter darstellte und er seinen Beitrag am Familienleben darin sah, wenn er Sonntag Vormittag mit zum Spaziergang kam. Meine Zweijährige wehrte sich gegen alles und jeden, sie ging in Opposition zum Geschehen. Damals dachte ich, dass es für sie eine schwere Umstellung war, von der alleinigen Aufmerksamkeit von drei Erwachsenen zur geteilten Aufmerksamkeit von zwei Erwachsenen mit dem neuen Baby. Die Familie ließ mich allein. Es gab niemanden, der kam um zu helfen oder irgendwie sonst beizustehen. Der Gatte versagte. Für Haushalt und Kinder war ich zuständig, er war ja schließlich der Mann. Dass das nicht „normal" war, fiel mir erst auf, als ich später sah, wie bei meinen Freundinnen sich die ganze Familie um Mutter und Kind kümmerte und half. Irgendwie war ich auf einem absteigenden Ast geboren worden.

Doch sah ich die Zukunft hoffnungsvoll. Ich hatte einen der wenigen, begehrten Studienplätze an der Berliner Kunsthochschule bekommen und zwei Krippenplätze für die Kinder. Das war ein großes Glück. Ich glaubte unerschütterlich an meine Stärke.

Alleinerziehend

Meine Schwester und ich besuchten uns ab und zu. Sie hatte inzwischen ebenso zwei Kinder und wohnte, wenn man diesen Ausdruck überhaupt benutzen kann, in einer Unterkunft, die aus einer Durchgangsküche und einem kleinen Zimmer bestand. In ihrem gesamten Mehrfamilienhaus gab es kein Bad und keine Toiletten. Die Einwohner gingen auf Eimer, deren Inhalt sie in den Hof schütteten. Das war Ende der siebziger Jahre in Berlin-Baumschulenweg. Erst nachdem die Hausgemeinschaft verkündet hatte, sie würden alle nicht zur Wahl gehen, wenn dieser Zustand nicht behoben wird, wurden Toiletten eingebaut. Inzwischen schimmelte die Küchenwand in der Wohnung meiner Schwester, griff auf den Küchenschrank über, so dass der Schrank von der Wand fiel und ihr Geschirr zu Bruch ging. Glücklicherweise kam niemand dabei zu schaden. So schlimm habe ich sonst niemanden wohnen sehen. Nicht lange danach bekam sie eine Neubauwohnung in Berlin-Marzahn und war sehr froh darüber.

Scheidung. Mich traf die Familientradition des Kontaktabbruchs, als mein Schwiegervater beschloss, den Anschuldigungen seines Sohnes zu glauben und mich verteufelte. Bei der Scheidung beschuldigte mich der Gatte dessen, was er selbst getan hatte, fremdzugehen.
Ich kämpfte wie eine Löwin um meine Kinder. Bei der Anhörung auf dem Jugendamt, wo es um das Sorgerecht für die Kinder ging, wurden wir beide gleichzeitig vernommen. Mein Mann, der die Kinder angeblich unbedingt haben wollte, sprach minutenlang in meinem Sinne, von wegen ich hätte so eine schwere Kindheit gehabt und würde die Trennung von den Kindern nicht verkraften. Innerlich fiel mir die Kinnlade runter, denn es wurde klar, er wollte sich nicht mit dem Aufwand der Kindererziehung belasten. Das sah das Jugendamt genauso und sprach mir die Kinder zu.

Er zeigte nicht den Ansatz eines Schamgefühls seiner Lügen und Machenschaften wegen. Ihm fehlte jedes Schuldbewusstsein, jede Empathie, so wie er uns ohne Skrupel die Wohnung ausgeräumt hatte, so bog er sich mit seinen Lügen die Realität in seinem Sinn zurecht.
Auch er hatte eine schwere Last zu tragen, eine Last, die nicht sichtbar war, weil er so wohlgepflegt und überheblich daher kam. Wahrscheinlich kam ihm selbst nicht einmal die Möglichkeit in den Sinn, dass auch er innerlich zutiefst verletzt hätte sein können. Die Vergötterung seiner Eltern ließen auch ihn sich nicht zu dem entwickeln, der er eigentlich war und hätte sein können. Sein „Klassenbewusstsein" verbot diese Einsicht. Er handelte aus dem Bewusstsein heraus, etwas Besseres zu sein und mit dem Wachsen dieses Bewusstseins in seiner Kindheit, schrumpfte sein Herz.
Er war in sich gefangen, sein Käfig war seine Arroganz.

Ich konnte nach der Scheidung aufatmen. Für Kinder jedoch stellt die Trennung der Eltern eine Katastrophe dar, doch das war nicht veränderbar. Wäre ich in dieser Beziehung geblieben, wäre ich zugrunde gegangen.
Es gibt Situationen, in denen es nicht richtig gemacht werden kann, weil sich die Bedürfnisse der Einzelnen nicht in Übereinstimmung bringen lassen. Wer dauerhaft mit einem Narzissten zusammen lebt, wird dies mit dem Verlust seiner Lebenskraft bezahlen. Es gibt Konstellationen, in denen keine Versöhnung möglich ist.
Ich war nicht bereit, die Verantwortung für einen verwöhnten, kleinkindhaften Gatten zu tragen. Auch schien mir eine Beziehung, die nicht auf Augenhöhe erfolgt, wenig erfolgversprechend. Vor seiner Seite fehlte die Bereitschaft, sich

zu reflektieren und eventuell in Frage zu stellen. Was aber war mein Anteil? Was sollte ich während dieser Beziehung lernen?
Er stand für die Anteile in mir, die nicht entwickelt waren. Für zu vieles fühlte ich mich verantwortlich und daher kümmerte ich mich um alles, ohne mich gegen den Gatten durchsetzen zu können. In vielen Fällen versuchte ich es nicht einmal. Meine Prägung hinderte mich daran, Grenzen zu ziehen und meine Interessen zu verteidigen. Und genau das hätte ich tun sollen.
Der Kinder wegen konnte ich oft nicht tun, was ich gern getan hätte, weil ich für sie da sein wollte und musste. Dem Manne fiel es nicht ein, für saubere Wäsche zu sorgen, die Küche zu wischen, mit den Kindern Schuhe kaufen zu gehen oder zum Arzt. Das war meine Sache, was aber, wenn ich es nicht getan hätte?
Der Kinder wegen konnte ich solche Experimente nicht machen und meinen Einsatz verweigern. Ohnehin wären mir als Mutter schmutzige oder hungrige Kinder angelastet worden und nicht dem Mann. In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts waren Haushalt und Kinder noch weitgehend Frauensache. Klappte irgend etwas mit den Kindern nicht, so war selbstverständlich die Mutter dafür verantwortlich.
Seine Aufgabe wäre es gewesen, dafür zu sorgen, dass ich abgesichert und stressfrei Zeit für die Kinder und Familie gehabt hätte. Weil er sich jedoch in die Reihe der zu Betreuenden fügte und seine Stellung als verantwortlicher Vater und Gatte verweigerte, musste ich die Last allein tragen. Auf Dauer ist das nicht möglich, ohne Schaden zu nehmen.

Es waren auf meiner Seite die fehlende Übung darin, für meine Rechte einzustehen und mich zu wehren, was zum Misslingen der Ehe beisteuerte. Ich konnte nicht meine Interessen durchsetzen und für meine Rechte einstehen. Das war mir aberzogen worden. Tatsächlich fühlte ich mich rechtlos, auch wenn mein Verstand mir gleiche Rechte zugestand.

Mein Mann hätte eine Frau an seiner Seite gebraucht, die ihn in seiner Rolle als kleinkindhaften Gatten gesagt hätte, wie er sich zu verhalten habe, die ihn erzogen hätte und somit bei ihm eventuell einen Prozess des Wachstums eingeleitet hätte. Das wusste ich erstens nicht und zweitens wüsste ich auch heute nicht, weshalb ich mir solches aufbürden sollte. Ein erwachsener Mensch, der über das Sozialverhalten eines Kleinkindes verfügt und nie Verantwortung übernimmt, ist nicht tragbar. Ganz einfach.

Wie sollen Menschen gute Beziehungen führen, wenn sie es nicht gelernt haben? Der Gatte kam aus gestörten Verhältnissen, ebenso wie ich. Und dann waren wir alleingelassen und es sollte uns gelingen, eine Familie zu führen? Ein verwöhnter Mann wird nicht einsehen, dass er seine Vormachtstellung aufgeben soll, wenn es doch auch anders geht. Er wurde mit einem Weltbild ausgestattet, das ihm nicht erlaubte, sich anders als als unfehlbaren, herrlich anzusehenden Mittelpunkt zu sehen. Es ist nicht seine Entscheidung gewesen. Als Erwachsener jedoch hätte er sein Verhalten hinterfragen können und das hat er nicht getan.

Nun war ich alleinerziehend ohne die Belastung eines kleinkindhaften Gatten, der nicht mehr mit versorgt werden musste. Es war eine gewisse Erleichterung, mich nicht mehr um seine Ansprüche kümmern und seine Seitensprünge nicht mehr hinnehmen zu müssen. Was er jetzt tat, ging mich nichts mehr an. Die häusliche Arbeit war nach Auszug des Mannes weniger geworden, doch immer noch reichlich genug.

Alleinerziehend mit zwei kleinen Kindern ist kein Zuckerschlecken sondern ein harter Job. Es ist unnatürlich und kein gesunder Zustand. Fehlen einer Familie der Vater oder die Mutter, so fehlt den Kindern nicht nur die Hälfte der Ansprechpartner, es fehlt viel mehr, nämlich die Erfahrung vom Austausch zwischen Mann und Frau. Aus Eins und Eins ergeben sich in diesem Fall nicht Zwei, sondern ein Verhältnis, das eine erweiterte Dimension einnimmt und mehr darstellt als Zwei.
Kinder Alleinerziehender erleben nicht, wie weibliche und männliche Prinzipien sich ergänzen und gegenseitig ausgleichen. Es fehlt ihnen die Anschauung der Liebe zwischen verschiedenen Herangehensweisen an die Probleme des Lebens.
Ein alleiniger Ansprechpartner für Kinder ist in dieser Rolle ständig überfordert. Nie kann er die Verantwortung abgeben, nie kann er sich zurückziehen, nie kann er sich ausruhen. Eine solche Dauerbelastung muss den Alleinerziehenden überfordern, auch wenn er über eine gute psychische Gesundheit verfügt. Diese hatte ich nicht.
Mein Antrieb war, alles so gut wie möglich zu machen und das bedeutete eine ständige Überforderung. Zwei Mal fiel ich während der Lehrveranstaltungen vor Erschöpfung in Ohnmacht.
Jetzt konnte ich mir vorstellen, wie es meiner Mutter früher mit meiner Schwester und mir ergangen war.

Geld hatte ich nur sehr wenig zur Verfügung. Hilfe von den Eltern gab es nicht, zu dieser Zeit gab es schon keinen Kontakt mehr. Irgendwie ist er so langsam auf natürliche Weise versickert.
Glücklicherweise hatte ich Freunde, Freundinnen und Liebhaber. Ohne sie wäre ich verzweifelt. Vielleicht hätte ich dann auch, wie meine Mutter mich, meine Kinder geschlagen.
Der Vater behielt es sich vor, die Kinder an einem einzigen Wochenende im Monat zu sehen, wobei er jedes Mal mit ihnen zu seiner Mutter fuhr, die alle bekochte und sich mit ihm gemeinsam um alles kümmerte. Größeres Interesse wollte er nicht aufbringen. Die Kinder waren ihm zu anstrengend.

Zu dieser Zeit musste ich mit dem Stipendium überleben. Die vom Gericht festgelegten Alimente bekam ich zuverlässig, doch deckten sie die Ausgaben für die Kinder in keiner Weise. Weil ich die Kinder hatte, konnte ich nicht neben dem Studium arbeiten, wie es viele der Studenten taten.
Wir lebten vom absoluten Minimum, das heißt, im Grunde war es weniger als das Minimum. Ich rechnete aus, ob ich übermorgen noch die 70 Pfennige haben werde, um Milch kaufen zu können.
Es gab bei uns sehr oft Schmalzstullen, weil nichts anderes möglich war. Vor Weihnachten zog ich abends durch die Müllcontainer, um Geschenke für die Kinder zu finden. Die Kinder sahen nicht, ob die Puppe aus dem Müll kam oder neu gekauft war, sie wurde gewaschen und bekam neue Kleidung gestrickt, schon war das Geschenk perfekt. Für mich war es traurig, ein Fest ohne Braten und Wein feiern zu müssen und ich bekam natürlich von keiner Seite ein Geschenk. Allein war ich auch, während alle um mich mit ihren Familien feierten.
Selbst heute verstehe ich die Herzlosigkeit dieser Familienmitglieder nicht. Aber so waren sie.

Doch mein Studium brachte auch Vorteile für uns, ich hatte alle Schulferien frei und konnte mich gut um die Vorlesungen am Nachmittag drücken, weil Mitstudenten meine Unterschrift für meine Anwesenheit übernahmen. Es hätte mir leid getan, die Kinder täglich bis abends in der Einrichtung zu lassen. Wofür hat man Kinder? Doch nicht, um sich den ganzen Tag von ihnen zu trennen.
Trotz der finanziellen Misere genossen wir das Leben. Glücklicherweise hatte ich Freunde, von denen ich Kinderkleidung bekam. Glücklicherweise hatte ich Freunde, die in einer Art Kommune auf Bauernhöfen lebten. So fuhren wir in den Ferien nach Mecklenburg oder Thüringen, um dort kostenlos unseren Urlaub zu verbringen.

In den siebziger und achtziger Jahren war es unter Freunden weitgehend normal, dass geteilt wurde, was da war. Es waren oft 20, 30 Leute, die den Sommer einschließlich ihrer Kinder miteinander verbrachten, ohne dass vorher eine Summe Geld festgelegt wurde. Das Miteinander war wichtiger, als ein finanzieller Ausgleich.

Im Grunde gab es bei diesen Aufenthalten keine Regeln. Wer früh aufstand, kümmerte sich um alle Kinder, die hungrig in die Küche kamen. Das war meistens meine Aufgabe. Gingen die Lebensmittel zur Neige, lief jemand herum und sammelte Geld ein, damit eingekauft werden konnte. Irgend jemand kochte das Essen, Helfer gab es immer. Auch um den Abwasch stritt niemand, wie auch sonst das Zusammenleben harmonisch verlief. Wir redeten viel miteinander und diskutierten weingeschwängert Nächte hindurch. Wieder war es eine neue Welt, der ich begegnete, denn ich befand mich nun mitten unter Systemkritikern, Dissidenten und Ausreisewilligen.
Ich lernte neben für mich neuen politischen Ansichten einen stresslosen Umgang miteinander kennen, gegenseitige Hilfe, ohne dass gestritten wurde, wer jetzt was macht, wer was bezahlt, wer Recht hat usw. Diese Freunde waren ein Segen.

Yasmin

Meine erste Tochter zeigte früh Merkwürdigkeiten. Als erstes fiel auf, dass sie ständig zappelte und sprach. Schon früh hatte sie einen großen Wortschatz, allerdings gelang es nicht, mit ihr wirklich zu kommunizieren. Es kam zu keiner inneren Verbindung zwischen ihr und uns.
Es wäre an den Eltern gewesen, dem Kind eine gesunde Bindung anzubieten. Diese hatte ich jedoch nicht einmal zu mir selbst. Der Kindesvater war und blieb an seine Mutter gebunden und versuchte dem Anspruch, ein guter und erfolgreicher Sohn zu sein, gerecht zu werden. Alles, was er tat, war richtig und musste so sein. Wie soll ein Kind Bindung zu seinen Eltern aufbauen, wenn sie diese nicht zu sich selbst haben und ebenso wenig untereinander?

Schon bevor meine Tochter in die Schule kam, sie war gerade vier Jahre alt, war ich mit ihr bei einer Kinderpsychologin. Ich wusste nicht weiter. Sie schien sich gegen die ganze Welt zur Wehr zu setzen und war überall in Opposition. Sie beklaute Nachbarn, verwendete die übelsten Schimpfworte ohne Grund, und zerstörte Sachen. Einige Male stieg sie in Müllcontainer, die auf dem Hof und in der Straße standen und warf Flaschen und Gläser, die sie darin fand, auf das Pflaster, so dass das Glas zerschellte. Nachbarinnen zeigten mit Fingern auf sie: „…schau, da ist sie wieder…". Auch der Zaun, der hinter dem Haus die Höfe voneinander trennte, und der in seiner Qualität schon arg gelitten hatte, wurde von ihr zerstört. Was jedoch kein wirklicher Verlust war, konnten doch nun die Kinder der angrenzenden Höfe einfacher zusammen kommen.

Als sie vier war, stellte ihr Verhalten am Nikolaustag ein weiteres Rätsel für mich dar. Beide Kinder hatten gleich viele Nüsse, Äpfel usw. in ihre Stiefel bekommen, dazu jeder einen kleinen Nikolaus aus Schokolade. Sehr früh wurde ich durch heftiges Geschrei, das aus dem Flur kam, geweckt. Als ich hinzukam, sah ich Yasmin genüsslich einen Schokoladennikolaus essen, die Kleine saß daneben und weinte bitterlich.
Auf meine Frage hin, was los sei, kam schließlich heraus, dass die Große zuerst aufgestanden war, schnell ihren Nikolaus versteckt hatte und sich weinend neben die Stiefel setzte. Der Kleinen, die hinzu kam, sagte sie, sie hätte keinen Schokoladennikolaus bekommen, worauf diese ihr spontan ihren Nikolaus schenkte. Erst als die Große sich die Schokolade in den Mund schob, wurde der Kleinen bewusst, dass sie nun selbst keine mehr hatte, worauf sie zu weinen begann. Es war Yasmin egal und rührte sie nicht.

Ich wusste natürlich, dass in beiden Stiefeln exakt dasselbe vorhanden gewesen war. Dass ein Kind einem anderen etwas wegnimmt, ist normal in diesem Alter. Yasmin jedoch war mit vier Jahren schon hinterhältig und trickreich, indem sie ihr eigenes in Sicherheit brachte, um davon später profitieren zu können und anschließend auf das Mitgefühl ihrer jüngeren Schwester baute, um sich einen Vorteil zu sichern. Sie nutzte das Mitgefühl anderer aus, das sie selbst nicht hatte.
Ich war erstaunt, einem so jungen Kind hatte ich eine solche Handlungsweise nicht zugetraut. Zugleich und wiederum fühlte ich mich hilflos. Wie soll auf eine solche Handlung einer Vierjährigen reagiert werden?
Woher hatte sie diese Eigenschaft?

Yasmin machte regelmäßig ins Bett, jede Nacht. Nichts schien zu helfen, alles, was ich irgendwo geraten bekam, probierte ich aus. Es wurde natürlich abgeklärt, dass sie körperlich gesund war.

Einigermaßen schockierend fand ich, als sie vor meinen Augen ihre Hose herunterzog und direkt ins Bett pullerte. Was sollte ich tun? Mir fiel nichts ein, also reagierte ich nur mit etwas Schimpfen. Doch das waren bei weitem nicht alle Auffälligkeiten.

Sie malte schon früh sehr schöne Bilder, doch sie lernte nichts. Ob es die Zahlen waren oder die Farben, die Uhr verstehen lernen oder einfache Lieder auf einem Kinderinstrument zu spielen, alles blieb erfolglos. Während ihre kleine Schwester nebenher mit lernte und alles glänzend konnte, verweigerte sich die große in allem. Sie schien auf dem Stand einer Zweijährigen stehen zu bleiben.
Arge Zweifel hatte ich, ob sie schulfähig war. Ihre Kindergärtnerin riet mir davon ab, sie noch ein weiteres Jahr im Kindergarten zu lassen. Sie hatte sicherlich die größere Erfahrung, dachte ich. Also wurde sie eingeschult und alles verschlimmerte sich weiter.

Da ich Mitglied im Elternaktiv war, hatte ich die Möglichkeit im Unterricht zu hospitieren. Dabei konnte ich sie beobachten. Meine Tochter war clever und schieb von ihren Nachbarn ab, auch eine Gabe und Möglichkeit, sich durchzuschlängeln. Ihre Lehrerin bekam den Eindruck, einer nicht guten, aber ausreichenden Leistung. Die Lehrerin hatte andere Problemkinder in der Klasse, Kinder die gar nicht zum Unterricht erschienen und wenn doch, dann ohne Schulmaterial und Hausaufgaben, schmutzig und ohne Pausenbrot.
Mein Kind war sauber, ordentlich und so, wie Schulkinder sein sollten, sie galt als unauffällig und bekam unauffällige Noten.

Nach der ersten Klasse konnte sie nur mangelhaft schreiben, nicht rechnen und gar nicht lesen. In den folgenden Sommerferien übte ich alle acht Wochen lang mit ihr (damals in der DDR gab es acht Wochen Ferien im Sommer), täglich musste sie eine Stunde lang laut vorlesen und vor allem rechnen lernen. Das mit dem Lesen klappte bei Schulbeginn nach der Sommerpause gut, ab sofort erhielt sie dafür die beste Note.

Alles andere änderte sich nicht. Auch als sie eine Klasse wiederholte, verbesserte sich nichts. Noch in der vierten Klasse verstand sie nicht, dass ihre

Fehler im Diktat zu einer schlechten Zensur führten und nicht die Einstellung des Lehrers zu ihr. Sie glaubte, der Lehrer könne sie nicht leiden und daher bekäme sie die unzureichenden Noten. Dabei, dachte sie, wische sie immer freiwillig die Tafel ab, goss die Blumen im Klassenraum und half dem Lehrer die Hefte zu tragen. Sie verstand die Welt nicht.

Ihre Psychologin hatte heraus gefunden, dass sie keinen Zusammenhang herstellen könne, zwischen ihren eigenen Handlungen und den Folgen, die sich daraus ergaben. Es war täglich zu beobachten. Infolge dessen, musste sie sich ungerecht behandelt fühlen, wenn ihre Leistungen beurteilt wurden. Dieses Wissen lieferte eine Erklärung, aber nicht, wie damit umgegangen werden kann.

Für den Vater und die väterliche Familie war es offensichtlich, alles lag an mir. Der Vater meinte, er hätte keine Probleme mit dem Kind, wenn er es das eine Mal im Monat bespaßte. Die Probleme hätte nur ich, also kämen sie wohl von mir, ich käme eben nicht mit dem Kind zurecht, er dagegen schon. Er blieb bei seiner einmal eingenommenen Haltung der Verantwortungslosigkeit und fühlte sich nicht zuständig.
Egal, wie dein Kind ist, du liebst es und versuchst, ihm zu helfen. Du machst es auch gern und verteidigst es, so gut du kannst. Doch gleichzeitig fühlte ich mich hilflos und ungenügend, innerlich zerrissen von den Anforderungen zwischen Yasmin, die gestört und zurück geblieben war und ihrer jüngeren Schwester, die das Leben und alle Anforderungen in Schule und Musikschule mit Bravour meisterte.

Ich schloss mein Studium erfolgreich ab und wir zogen in eine kleinere Stadt, in eine große Wohnung und ich hatte das Glück, als Grafikerin gute Aufträge zu bekommen und reichlich Geld zu verdienen. Das Leben wurde in finanzieller Hinsicht leichter.

Das Verhalten meiner schwierigen Tochter entfaltete sich weiter problematisch. Jeden Nachmittag lernte ich mit ihr, erfolglos. Aufgaben, die ich heute mit ihr übte, konnte sie morgen wieder nicht. Wenn ich sie auf einen Fehler hinwies, sagte sie, der Lehrer hatte es so gesagt. Fand der Lehrer Fehler in ihrer Arbeit, sagte sie, ihre Mutter hätte es ihr so gesagt. War es nötig, wiederholte sie die Aussage unbeirrt hundert Mal. Es war nicht möglich ihr verständlich zu machen, dass es ihre Fehler waren. Schon in jungen Jahren zeigte sich, was sich später herausbilden sollte, dass sie sich in keiner Weise für ihr Handeln

verantwortlich fühlte und ohne jedes Gewissen war. Es war für sie kein Problem, die unglaublichsten Lügen zu erzählen.

Ich übte mit ihr täglich, bis ich einsah, dass ich mit den Bemühungen nur mir und ihr das Leben vergällte. Sie konnte nicht spielen und mir nahm es meine Zeit, ohne dass es erkennbare Fortschritte gab.

Ihrem Lehrer, der Woche für Woche unser Sofa abwetzte, weil seine Hausbesuche ihn immer wieder zu uns führten, sagte ich, ich werde ab sofort nicht mehr üben mit dem Kind. Weiterhin erklärte ich, das sozialistische Schulsystem sei nicht geeignet für Kinder wie meine Tochter.
Diese Aussage ließ ihn erbleichen. Das konnte er nicht so stehen lassen, denn das sozialistische Schulsystem war das bestmögliche! Ab sofort erhielt die Tochter eine Sonderbehandlung in der Schule, um mir beweisen zu können, dass es nicht am Schulsystem lag.
Jeden Nachmittag lernte nun eine extra dafür abgestellte Lehrerin mit meiner Tochter. Nach sechs Wochen gab sie auf und mein Kind erhielt eine Art Freifahrtschein. Egal was sie leistete oder nicht, die vier (vier bedeutete gerade noch ausreichend) war ihr sicher. Sie wurde mit durchgezogen und niemand sprach mehr darüber.

Allgemein wurde es aufgegeben, sich mit ihr auseinander zu setzen. Sie durfte sich verhalten, wie es ihr gefiel und das tat sie auch. So ging sie wie die anderen Mädchen ihrer Klasse zum Chor, jedoch nicht um mitzusingen. Während die anderen Lieder sangen, saß sie im Zuschauerraum und schaute zu. Auch wenn der Chor auf Veranstaltungen sang, war sie nicht auf der Bühne zu finden. Von der Lehrerschaft wollte sich niemand mit ihr anlegen, man ließ sie gewähren.
So weit hatte sich das Leben für sie gut gefügt.

Jedoch hatte sie keine Freunde, niemand wollte mit ihr spielen und bei einigen Nachbarn hatte sie Hausverbot. Sie beklaute immer noch die freundlichsten Menschen, log sie an, verwendete die schlimmsten Schimpfworte und wurde schon mal gewalttätig, wenn etwas nicht so war, wie sie es sich vorstellte.

Das Leben mit ihr war eine ziemliche Plage. Noch mit 10 wusch sie sich nicht und zog ihre Pullover und Hosen verkehrt herum an. Jeden Morgen führte ich einen Kampf mit ihr aus, um sie halbwegs ordentlich in die Schule schicken zu können, weil sie sich allem verweigerte. Der war erst zu gewinnen, als ich

verstand, dass es besser war, in Ruhe meinen Kaffee zu trinken und sie laufen zu lassen, wie sie wollte.
Zwei Tage später kam sie weinend aus der Schule und sagte, die anderen würden sagen, sie stinke. Du stinkst ja auch, erwiderte ich und das Problem war gelöst. Fortan wusch sie sich, kämmte sich die Haare und zog sich ganz passabel an.

Jedoch vergällte sie allen dort, wo es möglich war, das Leben. Eine ihrer Lieblingsaktionen war es, uns Restaurantbesuche unmöglich zu machen. Meine Auftraggeber hatten mich ins Restaurant eingeladen und, warum nicht, nehmen wir die Kinder mit. Das schwierige Kind zappelte derart, sie war inzwischen acht oder neun Jahre alt, dass vier Erwachsene Mühe hatten, Tischtuch und Besteck auf dem Tisch zu halten.
Als der Kellner die Getränke brachte, warf sie ihre Limonade um. Der Kellner wechselte das Tischtuch und brachte ein neues Getränk für sie, dass sie ohne zu zögern wieder umwarf. Der geduldige Kellner kam nochmals mit einem neuen Tischtuch und ich sagte, eine dritte Limonade gibt es nicht. Daraufhin brach Yasmin in sirenengleiches Geschrei aus, sie hätte Durst und bekäme nichts zu trinken. Ihre Lautstärke war beeindruckend, so dass ich auf das Essen verzichten musste und die Zeit mit ihr vor dem Restaurant verbrachte, während meine netten Auftraggeber drinnen mit der kleinen Tochter Konversation betrieben. Den Auftrag bekam ich trotzdem.

Ähnliche Erfahrungen mit Yasmin wiederholten sich oft, täglicher Stress, sieben Tage die Woche, Woche für Woche, Jahr für Jahr und es hörte nicht auf.

Zu ihrem Kindergeburtstag kamen die eingeladenen Kinder. Es gab Kakao und Kuchen und ich spielte mit den Kindern, was eben so an Kindergeburtstagen in den achtziger Jahren gemacht wurde. Mein kleines Mädchen saß in der Ecke und wollte sich an nichts beteiligen. Von mir und allen Kindern wurde sie aufgefordert mitzuspielen, doch sie verneinte unablässig. Als am nächsten Tag die Nachbarin fragte, wie ihr Geburtstag gewesen sei, brach sie in Tränen aus und sagte, niemand hätte mit ihr gespielt.

Aus dem Ferienlager schrieb sie Jammerbriefe, es ginge ihr so schlecht und sie hätte keine Freunde. Als ich sie von dort abholte, erwiesen sich ihre Klagen als falsch, sie spielte inmitten von vielen Kindern und amüsierte sich.

Ich entdeckte Parallelen ihres Charakters zu anderen Menschen, meinem Freund Edgar beispielsweise, von dem ich anfangs schrieb.

Die gleiche Art, sich leidend zu stellen, um daraus Vorteile ziehen zu können. Tief den Kopf hängen lassen und unter Anklage eines Anderen seinen tiefen Schmerz zu äußern, sichert die Aufmerksamkeit der Gruppe, bringt Mitleid, Vorteile und nimmt die Verantwortung für eigenes Handeln ab. Wirklich eine praktische Lösung durchs Leben zu kommen, wenn die Fähigkeiten und der Wille zu anderem fehlen. Jedoch, welches waren die Ursachen für dieses Verhalten bei meinem Kind?

Meine Freunde sagten, sie sei behindert, sie sei nicht normal und, ich solle mit ihr in die Kinderpsychiatrie gehen, ich sollte sie der Charité in Berlin vorstellen. Sie hatten zweifellos Recht. Doch ich entschied zu ihren Gunsten, wie ich dachte, und stellte sie dort nicht vor, weil ich nicht wollte, dass sie mit Medikamenten vollgestopft würde.
Vielleicht war es ein Fehler.

Mit den Jahren milderte sich ihr Verhalten und sie begann, sich besser anzupassen, was ihrer Umwelt gut tat, aber auch ihr selbst. Sie schaffte einen Schulabschluss und schloss erfolgreich eine Lehre ab. Wer sie im Alter von acht Jahren gekannt hatte, hätte das nicht für möglich gehalten.

Später zog sie in das Dorf, in dem ich lebte und es schien so, als würde sich eine normale Beziehung zwischen uns entwickeln. Wir gingen gemeinsam Wandern, fuhren zusammen ins Kino, sie beriet mit mir ihre Partnerschaftsprobleme, ich hütete ihre Kinder, half im Haushalt, buk Brot und Kuchen für sie, nun, was man eben so macht als Großmutter.
Und ich hatte nicht die geringste Ahnung von dem, was sie zur gleichen Zeit hinter meinem Rücken im Dorf verbreitete.

Sie nahm auch dort die Opferhaltung ein und erzählte, sie hätte als Kind nichts zu essen bekommen, ich hätte sie nicht geliebt, sie hätte nicht die Toilette benutzen dürfen und musste aus dem Fenster machen… Wäre es nicht so traurig, könnte man es lustig finden. Mit der Zeit steigerte sie sich in ihren Anschuldigungen. Der Gipfel wurde erreicht, als sie behauptete, ich hätte ihr Kind missbraucht. Noch heute versucht sie auf diese Weise Aufmerksamkeit zu bekommen. Nur wird ihr inzwischen zumindest in diesem Dorf nicht mehr geglaubt.

Den Kontakt zu ihr brach ich ab, nachdem sie auf mich losging und mich schlagen wollte. Sie hatte nie Gewalt erfahren. Doch war sie als Kind

gewalttätig bei anderen Gelegenheiten gewesen. Woher kommt ihr gewalttätiges Verhalten? Woher ihre Verweigerung, woher ihre Lügen und ihr Hang zu materiellen Werten?
Sie scheint wie ein Gegenstück zu mir zu sein und doch hat sie ihren Ursprung in mir. Sie ist wie sie ist, doch weshalb und was lebt sie aus?

Die familiäre Vorgeschichte mit all den ungelösten Problemen wird auch von Yasmin weiter getragen, insbesondere weil sie das Älteste meiner Kinder ist. Damit hat sie eine große Aufgabe übernommen und manchmal liegen Aufgaben als so schwere Last auf den Schultern, dass sie einen Menschen daran hindern, einfach sein Leben zu leben und glücklich zu sein.
Das stellt eine große Herausforderung dar. Vielleicht übersteigen diese Herausforderungen ihre Fähigkeiten, um so mehr, als die Familie ihr von Beginn an die Botschaft mitgab, dass ihre Mutter nicht achtenswert ist. Zusammen mit ihrer Ablehnung von Verantwortung, zeigt sich für sie somit der Weg, die Mutter zu beschuldigen, sich selbst als Opfer dieser zu sehen und sich damit ihrer Aufgaben zu entledigen.

Doch ein Mensch kann sich seiner Aufgaben nicht dauerhaft entledigen. Das Leben wird ihn in die für ihn richtige Richtung drängen, dorthin, wo er seinem Schicksal nicht mehr ausweichen kann.
Eine Lösung muss sie selbst finden.

Es gibt Situationen, die müssen so gelassen werden, wie sie sind. Ihre Rede zu dementieren wäre sinnlos gewesen. Jeder glaubt letztlich, was er glauben will. Und jeder, dem solche Geschichten gefallen, wird daran festhalten. Sie lenken von eigenen Problemen und Verfehlungen ab.
Die Tochter hat es, wie schon früher, geschafft, sich bei vielen unbeliebt zu machen und ist inzwischen fort gezogen. Wir haben seit Jahren keinen Kontakt mehr, was leider auch den Kontakt zu meinen Enkelkindern betrifft, weil ich sie nicht sehen darf. Diese werden manipuliert und mit Geld und Geschenken gefügig gemacht, was ebenso in der Tradition der väterlichen Familie liegt.

Natürlich war diese Entwicklung schmerzhaft. Meine Aufmerksamkeit ruhte jahrelang verstärkt auf Yasmin. Sie hat mir den größten Kummer bereitet, über viele Jahre hinweg. Es gab Momente, in denen ich es bedauerte, sie geboren zu haben und es gab Momente, in denen ich bedauerte, sie geliebt zu haben. Da helfen keine Verstandeseinsichten, da schlägt der Schmerz durch. Dass es dazu kam, ist nicht allein ihr Fehler.

Ihre Geburt selbst und die ersten 36 Stunden ihres Lebens verliefen äußerst traumatisch. Sie wurde in eine dysfunktionale Familie hineingeboren. Dieser Konstellation wurde sie vom ersten Tag an ausgesetzt, eine gesunde Familie lernte sie nicht kennen. Ihr Vater war an seine Mutter, ihre Großmutter, gebunden, die seit dem siebenten Lebensjahr des Vaters mit diesem allein lebte. Somit konnte ihr Vater sich nicht ihrer Mutter zuwenden. Die Familie ihrer Mutter war nicht sichtbar, somit stand diese allein. Ihre Mutter war schwer traumatisiert, nur unvollständig sozialisiert und nicht bindungsfähig.

Beide Eltern wussten nicht, wie mit einem Neugeborenen umgegangen werden sollte; sie waren hilflos und überfordert.

Ihr Vater hatte neben seiner Mutter noch seinen Vater hinter sich, sowie die zweite Frau seines Vaters und zwei Halbbrüder. Familie befand sich auf der väterlichen Seite.

Mit der Trennung ihrer Eltern stand die Mutter allein; vom Vater wurde diese nicht unterstützt, im Gegenteil, wir denken hier mal an die Kohlen, die er ihr im Winter aus dem Keller klaute.
Eltern, die gegeneinander vorgehen, sind ein großer Schmerz für das Kind, sie zerreißen es innerlich.
Machtlos, wer allein steht.
Die größere Kraft liegt in der größeren Masse, also in der väterlichen Familie, die sich von ihrer Mutter distanzierte.
Die Mutter ihres Vaters sprach niemals gut über ihre Mutter und man darf gewiss sein, dass ihr Vater seiner Mutter nie widersprach. Die verbale Manipulation wurde mit dicken Geschenken unterstützt.
Später gesellte sich noch die zweite Frau des Vaters zu diesem Konglomerat und stärkte es.

Es ist verständlich, dass vor allem kleinere Kinder sich eher zu einer Familie hingezogen fühlen, als zu einer einzelnen Person. Familien bieten den größeren Schutz, Stabilität und mehr Sicherheit als eine einzelne Person, die dann auch noch von der anderen Seite schlecht gemacht wird.
Die fehlende Achtung des Vaters der Mutter gegenüber überträgt sich auf die Kinder. Dazu kommen endlose Beschuldigungen, weil die Mutter in den Augen der väterlichen Familie schon immer schlecht war, schließlich kommt diese aus asozialen Verhältnissen. Was stimmt, das stimmt, doch haben sich der Vater samt seiner Familie ebenso asozial verhalten. Betrachtet man ihre Situation,

ihren Bildungsgrad, den kulturellen Hintergrund und ihre materiellen Verhältnisse, dann muss geschlussfolgert werden, dass sie sich asozialer als meine Eltern verhielten, da sie in jeder Hinsicht besser ausgestattet waren.

Da bleibt nichts zu tun für mich, ich muss gehen, abtauchen und Yasmin und meine Enkelkinder verloren geben. Diese Entscheidung trage ich nicht allein, sie wurde mir gewisser Maßen von der väterlichen Familie nahegelegt.
Doch jedes Unrecht hat Auswirkungen. Ungeklärte Probleme werden in die nächste Generation hinein getragen.

Letztlich kann es keinen befriedigenden Kontakt zu einem Menschen geben, der permanent gegen einen vorgeht, weil er glaubt, daraus Vorteile zu ziehen. Es ist ein Vorteil für Yasmin, wenn der Vater und seine Familie ihr Handeln begrüßen. Aber der Nachteil wiegt diesen nicht auf. Sie wird an ihrer seelischen Entwicklung gehindert und sie entbehrt der Liebe einer Familie, die in sich gebunden ist und damit in Liebe vereint.

Jahrzehnte meines Lebens zerbrach ich mir den Kopf darüber, was ich falsch gemacht haben könnte, was ich ändern könnte, worin eine Lösung liegen könnte. Das tue ich heute nicht mehr.
Ich fühle mich heute nicht mehr schuldig, obwohl ich sicher nicht alles richtig gemacht habe, nicht habe richtig machen können. Doch ich werde die Last und die Vorwürfe der anderen Seite nicht mehr tragen.

Kindererziehung?

Je früher das Denken des Menschen in eine bestimmte Richtung gelenkt wird, um so weniger kann er sich dagegen wehren und um so fester haben ihn dieses Denken und die damit verbundene Weltbilder im Griff. Seine Möglichkeiten werden durch die frühe Formung beschränkt.

Aus diesem Grund wurde 1717 in Preussen die Schulpflicht eingeführt und immer weiter ausgedehnt. Das junge Kind soll daran gehindert werden, selbst die Welt zu entdecken und sich eine eigene Meinung zu bilden. Es soll

verhindert werden, dass Kinder sich in ihrer Familie verwurzelt fühlen und den Eltern mehr Glauben schenken, als den Medien, hinter denen die Machthaber stehen.

Heute ist es dem jungen Kind nur in seltenen Fällen möglich, psychisch und geistig gesund aufzuwachsen. Die meisten werden mit Monitoren konfrontiert, bevor sie laufen können, ja, bevor sie krabbeln und sprechen können. Kinder entdecken ihre Welt nicht mehr selbst. Sie bekommen in Medien gezeigt, was ein Hase ist. Schlimm ist, dass sie nicht durch eigene Initiative ihr Umfeld entdecken und nicht durch eigene Initiative wissender werden. Somit vertrauen sie von Anfang an fremden Quellen und nicht ihrer eigenen Wahrnehmung. Sie werden somit von Anbeginn sich selbst entfremdet. Je früher eine Prägung geschieht, um so mehr wird sie das Leben des Kindes beeinflussen.

Gleichzeitig werden Kinder daran gehindert, gesunde Beziehungen zu Mitmenschen aufzubauen. Wird die Beziehung zu Mama und Papa früh unterbrochen, leidet die Seele des Kindes. Zerbricht die Familie, zerbricht auch die Seele des Kindes. Aus kaputten Familien gehen kaputte Kinder hervor.
In der Schule wird fortgeführt, was in Elternhäusern und Kindertagesstätten vorbereitet wurde.

Schon die Eltern wurden von einer Generation auf die nächste daran gewöhnt, sich mehr und mehr abzuspalten von ihren Vorfahren, so dass es ihnen heute normal erscheint, den Medien mehr zu vertrauen, als den Alten und ihrer Lebenserfahrung.
In welchen Familien erzählt man sich heute noch Geschichten aus dem eigenen Leben und dem der Vorfahren?
Welches Kind kennt noch die Namen und Berufe seiner Urgroßeltern?

Eine Hierarchie in den unterschiedlichsten Einrichtungen sorgt dafür, dass die Kinder auf Leistung getrimmt werden, abrechenbare Leistungen, die eine emotionale Entwicklung behindert. Sie werden frühzeitig zu kleinen Konkurrenten erzogen.
Es geht um Anpassung und Übernahme von vorgegebenem Wissen. Wer mehr auswendig gelernt hat, wird belohnt und darf vorankommen. Ob ein Kind sich gütig verhält, solidarisch mit anderen Kindern ist, alte Menschen achtet, Tiere und die Natur liebt, ist zweitrangig. Es wird in der Schule nicht positiv bewertet und somit auch nicht gefördert. Es obliegt den einzelnen Elternhäusern und Erziehern, in emotionaler Weise zu wirken.

Es muss auswendig gelernt werden, gleichgültig, ob dieses Wissen das Kind interessiert oder es jemals gebraucht wird. Dieses stetige Auswendiglernen verhindert, eigene Gedanken zu entwickeln und unterdrückt Schöpfertum. Nicht mehr die eigene Erfahrung zählt, nicht die eigenen Misserfolge veranlassen zu neuen Wegen und Entdeckungen, sondern die Vorgaben eines Lehrprogramms, das die Kinder auf Linie bringen soll. Jedoch wird schnell vergessen, was nicht im Leben angewendet werden wird.

Nicht einmal den meisten Wissenschaftlern geht es darum, die Welt zu erkennen. Ein Mensch, der fünf oder sechs Jahre lang ein Fachgebiet studieren muss, um in dem entsprechenden Berufen arbeiten zu dürfen, wird in seinem Denken ausgerichtet. Versucht er, eigene Ansichten zu entwickeln oder hat er sie gar schon vor dem Studium, wird ihm das in Form von schlechter Benotung übel genommen. Hat er die Zeit des Studiums hinter sich gebracht, denkt er konform und ist in seinem Fachbereich verwendbar. Er wurde auf die Norm ausgerichtet.

Was bedeutet „Wissen-schafft"? Das Wort selbst sagt es, Wissen wird erschaffen. Von wem? Vom Wissen-schafftler. Für wen arbeitet der Wissenschaftler? Für eine hierarchisch gegliederte Institution. Und wem ist die Institution unterstellt? Den Machthabern, die Ziele vorgeben und Ideen verhindern können.

Willst du dich auf die Spur der Wahrheit begeben, musst du dich selbst auf den Weg machen, ohne Geleitschutz, ohne einen Führer oder Guru oder sonst einer Anleitung. Du musst listig sein, zwischen den Zeilen lesen, brauchst viel Geduld und Beharrlichkeit und darfst niemandem auf den Leim gehen. Du wirst Hunderten von Menschen begegnen, die dich von deinem Weg abbringen wollen und dir einreden, dass allein der ihrige Weg der richtige ist. Du wirst Hunderte Male fallen, in eine falsche Richtungen laufen und irgendwann merken, dass hinter jeder herausgefundener Wahrheit, neue Fragen auf dich warten. Und mit jeder Frage kann das neue Weltbild wieder in Frage gestellt werden. Ein solcher Weg ist anstrengend. Und es gibt in den meisten Fällen keinen Lohn dafür. Trotzdem ist ein solcher Weg erfolgreich, denn auf ihm drückt sich dein Menschsein aus. Dieser Weg formt dich. Er macht dich zu dem, der du im eigentlichen Sinne bist.

Du wirst erkennen, dass es kein fest stehendes Ziel gibt und du nie ankommen wirst. Aus dem dicken Panzer, der die Wahrheit versteckt, löst sich nur langsam

Schuppe für Schuppe und mit jedem kleinen Lichtblick, den du hast, trifft von außen mehr Feindseligkeit auf dich.
Sie alle werden dich hassen, die braven Diener des Systems, denn dein Tun stellt sie in Frage. Du verunsicherst sie in ihrem Denken und in ihrer Existenz. Sie hassen dich, auch wenn sie dich gleichzeitig beneiden, um deine Eigenständigkeit, deinen Mut, deine Freiheit und deine Erfahrungen, um deine Wahrhaftigkeit. Im Grunde ihres Herzens wollen sie sein wie du, doch Feigheit und Bequemlichkeit hindern sie daran. Ihnen fehlt es an dem Mut, den du hast.

Die Suche nach der Wahrheit ist nur etwas für mutige Menschen, die keinen Lohn erwarten, keinem Ruhm hinterher laufen und vielen Anfeindungen widerstehen können, die nicht an der Einsamkeit verzweifeln und die Kraft für ihren Weg in sich selber finden.

Heute erkundet der gewöhnliche Mensch gar nichts mehr. Die Fähigkeit zu sitzen, führt das Kind vor den Monitor, wo ihm die Werte eingeflößt werden, die es bestimmen sollen. Der Bildschirm sagt dem Kind, was Gras ist, wie es aussieht und wozu es gebraucht wird. Was nicht nützlich ist, muss nicht erwähnt werden. Denn alles wird nach Nützlichkeit eingeordnet.
Nützlichkeit für wen?

Wie Gras riecht und was dieser Geruch an Gefühlen auslösen kann, wird dieses Kind nur zufällig erfahren. Und es wird sich nur dafür interessieren, wenn ihm der Monitor nicht frühzeitig Angst vor Gras eingeflößt hat. Etwa durch die unzähligen Gefahren, die im Gras lauern, wie giftige Schlangen, stechende Skorpione, Mücken, die Krankheit übertragen und vor allem Zecken. Überall unzählige Zecken! Vorsicht, Zecken übertragen Krankheiten, die dein Leben ruinieren, die zum Tod führen! Der Tod lauert im Grase! Also wirst du es meiden, fürchten und das sollst du auch.

Der junge Mensch erkennt Gras nur noch selten als Lebensraum unzähliger Lebewesen, als Lebensgrundlage für Pferde, Rehe, Hasen, tausende Insekten und Käfer, als lebendigen Ausdruck des Universums und er wird kein Gefühl entwickeln für dieses Gras. Für ihn wird Gras nicht mehr duften, er wird seinen verführerischen Duft nicht riechen und keine laue Sommernacht mit seiner Liebsten im Grase liegend verbringen, um in die Sterne zu schauen.

Dinge, mit denen unsere Gefühle nicht verknüpft sind und die für uns keine emotionale Bedeutung haben, sind für uns nicht liebenswert. Wir haben keine

Scheu, Dinge, die wir nicht lieben zu vernichten. Darum sollst du kein Gefühl für all die Natur und ihre Wunder entwickeln. Dich soll es nicht stören, wenn Wälder abgeholzt werden, um Windräder aufzubauen, die am Ende mehr Schaden anrichten, als dass sie Nutzen hätten.
Du sollst für gefährlich halten, was schön und liebenswert ist, denn Natur kann eine unerschöpfliche Quelle der Kraft und Freude für dich sein. Natur ist unverfälscht, sie manipuliert dich nicht, sieht dich ohne Wertung und ist nicht an dir interessiert. Natur ist wie sie ist, Selbstausdruck. Sie will nichts, als sein, ohne ein anderes Ziel als die Selbsterhaltung. Alles, was sich für sie zu erreichen lohnt, hat sie schon erreicht in ihrem bloßen Sein.
Das sollst du dir nicht zum Vorbild nehmen.

Die Zerstörung der sozialen Bindungen

Der Kitt innerhalb einer Gemeinschaft sind die sozialen Bindungen, von Kameradschaft, Verwandtschaft, Freundschaft bis hin zur Liebe. Indem die sozialen Verbindungen zwischen Menschen, die Menschen gesund und stark machen, nach und nach von der Gesellschaft übernommen wurden, konnten die natürlich gewachsenen sozialen Aufgaben wegfallen. Die Bindungen zwischen Menschen konnten wegfallen. Das schenkte den Menschen die Freiheit von ihrer verpflichtenden Verbindung zu anderen.
Immer mit der Begründung des gesellschaftlichen Fortschritts und ganz zum Wohle des Menschen, wurde den Menschen genommen, was ihn hat innerhalb eines funktionellen familiären Rahmens sicher leben lassen. Mit jeder öffentlichen sozialen Einrichtung wurde ein Stück Menschlichkeit überflüssig gemacht und letztlich abgeschafft. Der Einzelne wurde seiner Verantwortlichkeit für seine Angehörigen enthoben. Gleichzeitig wuchs seine Abhängigkeit vom System.
Auf diese Weise hat jede angebliche Erleichterung zur Unselbständigkeit des Menschen beigetragen. Das System regelt alles bis ins Kleinste und bis in die Familien hinein.

Soll ein Mensch verantwortlich sein für sein eigenes Leben und das seiner Familie, so muss ihm vom Staat diese Verantwortung auch gegeben werden.

Verordnungen, Gesetze und Anordnungen regeln das gewöhnliche Leben und werden nicht hinterfragt. Alles muss beantragt und genehmigt werden. Niemand darf sich einfach so ein Haus bauen oder eine Gartenhütte, nicht einmal ein Plumpsklo. Die Dicke der Wände, die Materialen für die Fenster sind vorgeschrieben, genauso wie die Höhe der Schornsteine. Für jede Tätigkeit bedarf es eines Schulabschlusses, einer Ausbildung, eines Zertifikats, ob Fahrerlaubnis, Köchin, Kindermädchen oder Rettungsschwimmer. Aus einer normalen Putzfrau wurde die Reinigungsfachkraft gemacht.

Heute sind wir so weit, dass jedem vorgeschrieben wird, wo er wie für welche Zeit sein Auto abstellen darf. Das erschreckende ist, dass die meisten es sich nicht mehr anders vorstellen können und auf diese Gängelung beharren. Sie befinden sich in einem unmündigen Zustand, der selbstverantwortliches Handeln und Denken nicht mehr zulässt. Sie werden fragen, ja wie soll es denn sonst sein?
Wie sind wir dorthin gekommen?

„In allen ursprünglichen Kulturen trägt eine Mutter oder eine andere weibliche Betreuerperson das Baby tagsüber mit sich herum. Nachts schläft es immer an ihrem Körper. Entsprechend ruhig und entspannt sind die Kleinkinder - ein Kinderweinen ist in diesen Kulturen kaum zu hören. Alle Hochkulturen hingegen trennen Mütter und ihre Kinder nach der Geburt. Und je höher die Kultur, desto radikaler wird diese Trennung vollzogen - eine emotionale Anpassung an das entfremdete Leben in den Städten, und das seit Tausenden von Jahren.“ (Franz Renggli „Früheste Erfahrungen - ein Schlüssel zum Leben“)

Der Angriff auf die Familie wurde als Angriff auf jeden Einzelnen geführt.
Ein zentraler Punkt auf dem Weg dorthin war die Trennung von Mutter und Kind. Je weniger Bindung ein Kind an seine Familie hat, um so leichter lässt es sich von der Gesellschaft manipulieren. Je früher das Kind aus der Familie genommen wird, um so eher folgt es der Macht, dem Staat oder auch einer anderen Autorität, wie der Kirche oder der Armee.
Das Kind, den ganzen Tag außer Haus, führt ein Eigenleben, an dem Vater und Mutter fast keinen Anteil mehr haben und von dem sie nur bruchstückhaft erfahren. Wurde früher die Entwicklung des Kindes von seinen Eltern begleitet, wird ihnen heute diese wichtige Aufgabe genommen.
Wozu also noch Eltern sein?

Auch wer keine Kinder hat, wird im Alter versorgt und erfährt Unterstützung, wenn er krank wird. Wer keine Kinder hat ist heute im Vorteil, kann er sich doch ganz seiner beruflichen Karriere zuwenden, was ihm mehr Geld einbringt und Vorteile für seine Karriere.

Kinderaufbewahrungsanstalten wurden eingeführt, damit auch Mütter arbeiten können. Gleichzeitig machte es sie finanziell unabhängig von ihrem Mann, der damit seiner Aufgabe als Versorger seiner Familie, enthoben wurde.
Doch auch die Mutter hat größtenteils keine Aufgabe mehr in Bezug auf die Familie und den Kindern, wenn diese fremdbetreut werden. Familienleben findet noch an den Wochenenden statt, die bei vielen vom Fernseher und verschiedensten Monitoren bestimmt werden, zu anderen Teilen von einer Unterhaltungsindustrie, wie Kino, Fitnesscenter, Rummel oder ähnliches, wo die Aufmerksamkeit der Menschen weiter von sich selbst weggeführt wird, was süchtig macht und Spaß suggeriert.

Die Abschaffung einer früher sinnvollen Ordnung, die Aufgaben von Mann und Frau, die in Arbeitsteilung gemeinsam ihre Familie führten, wurde zur Voraussetzung für ihre mögliche Trennung voneinander.
Es eröffnete ihnen die Möglichkeit jederzeit den Partner zu wechseln und nach dem „Perfekten" Ausschau zu halten, was zu vielen oberflächlichen Beziehungen führte.
Auf partnerschaftlicher Ebene kommt es seltener zu tiefen und dauerhaften Beziehungen als in vergangenen Jahrhunderten. Es fällt die Notwendigkeit weg, an sich selbst zu arbeiten, um eine dauerhafte Beziehung möglich zu machen.

Die Alten wurden zu nutzlosen Essern gemacht, ihre sozialen Aufgaben hat ebenso die Gesellschaft übernommen. Die Weitergabe ihrer Erfahrungen und Werte an Jüngere fiel weg. Ihre Geschichten fielen weg. Den Jüngeren wurden die Wurzeln abgetrennt.
Vielen Alten war noch eine Ordnung des Zusammenlebens gegenwärtig, die die Menschen in Gemeinschaften einband, denen vertraut werden konnte. Sie standen einer natürlichen Familienstruktur vor und sorgten mittels der Achtung, die ihnen entgegen gebracht wurde, für Ordnung in diesem System. Jedem Heranwachsendem und jedem Erwachsenen war bewusst, dass er selbst eines Tages diesen Platz einnehmen wird.

Die Alten wurden inzwischen aus dem System entfernt, womit den Jüngeren die Ausrichtung auf ihren eigenen späteren Stand in der Gemeinschaft genommen wurde. Die Alten werden allzuoft in Heime gesteckt, in denen sie bis zu ihrem Ableben ohne eine Aufgabe mehr oder weniger gut gepflegt dahin dümpeln, unsichtbar vom Rest der Welt.
Die Familie fiel auseinander. Der Einzelne findet sich ohne Wurzeln wieder, er weiß nicht, woher er kommt und wozu er lebt. Kennt einer seine Herkunft nicht, fehlt ihm der Ausblick auf eine sinnvolle Zukunft, ihm fehlt die Anbindung an Oben und Unten, was ihn zusätzlich manipulierbar macht.

Für Kranke wurden Krankenhäuser geschaffen, sie wurden aus der Familie genommen und ihrem sozialen Verband. Verrückte kamen in eigens für sie bestimmte Psychiatrien.

Gleichzeitig entfiel das Wissen um tiefere Zusammenhänge von Erkrankungen. Heiler auf naturkundlicher Basis wurden als unwissenschaftlich hingestellt, weil diese mit Kräften arbeiteten, die über die materielle Basis hinaus gingen. Ersatzweise wurden auf chemischer Grundlage viele Medikamente eingeführt, die eine Beschäftigung mit den eigentlichen Ursachen von Krankheiten überflüssig machten. Die Medizin beschränkte sich immer mehr auf die Bekämpfung der Symptome. Die Ursachen einer Erkrankung wurden unwichtiger bzw. die eigene Verantwortlichkeit für das Entstehen derselben geleugnet.

Was bleibt? Mehr oder weniger vereinzelte Wesen, von denen sich jedes in Konkurrenz zu anderen Menschen um sich selbst kümmern muss. Anerkannt wird, wer mehr Geld hat, mehr leisten kann, wer seinen Körper optimiert und einen gewissen Status sein eigen nennt.
Das Leben wurde scheinbar bequem. Jeder wurde frei, sich verantwortungslos seinen Neigungen hinzugeben, wie er es möchte. Doch jeder befindet sich losgelöst von einer schützenden Gemeinschaft, die einen Rahmen geben könnte und einen Sinn für sein Sein.
Der Einzelne wurde entindividualisiert und passgerecht für die Gesellschaft gemacht.

Losgelöst von unserer Vergangenheit, getrennt von den Ahnen, ohne Bindung zum Göttlichen, finden wir keine Richtung für unser Leben. Worauf soll es sich ausrichten? In einer Gesellschaft, in der es keine höheren Werte mehr gibt, wird es um die Vergötterung des eigenen Ego gehen.

Berufliche Ziele, materielle Ziele können für den Einzelnen wichtige Teilziele sein, doch bleiben sie Teile des äußeren Lebens.
Die wirklichen Ziele liegen in der Reifung der Seele, in der Vervollkommnung unseres Menschseins. Für den Weg dahin ist eine Verankerung in der persönlichen Geschichte genauso wichtig, wie eine Ausrichtung zum Licht. Wir sind Bäumen ähnlich, die mit ihren Wurzeln im tiefen Erdreich Halt finden, um in die Höhe wachsen zu können.
Ohne den Halt, den uns unsere Ahnen und die Vergangenheit geben können, ist Wachstum schwierig und ohne eine Richtung zum Geistigen hin verkrüppeln wir wie ein Baum ohne Licht.

Mit der Zerstörung der Familie wurden wir von unseren Wurzeln abgeschnitten und bleiben haltlos zurück. Es kostet Mühe, sich wieder mit ihnen zu verbinden. Wir tragen den Schmerz der Trennung und Vereinsamung in uns, den Verlust der Gemeinschaft und fühlen uns ohne Orientierung. Ohne eine Kenntnis der Vergangenheit fällt es uns schwer, eine Ausrichtung für die Zukunft zu finden. Die Grundlagen fehlen. Wie soll ein Baum ohne Wurzeln den Stürmen standhalten, wie soll er sich nach dem Licht ausrichten?

Aufbruch

Das Studium an der Kunsthochschule in Berlin schloss ich ab. Wir erhielten eine 150m2 Wohnung vom damaligen Künstlerverband der DDR in einer kleineren Stadt und es begann eine wundervolle Zeit, die wir sehr genossen. Als Freischaffende arbeitete ich von zuhause aus und war für die Kinder den ganzen Tag über erreichbar. Weil ich gute Arbeit leistete, verdiente ich mehr als das Doppelte des Durchschnittsgehalts in der DDR.

Das waren gute Umstände, die es erlaubten, eine Zweitwohnung in der Scheune eines Bauern in einem wunderschön gelegenen Dorf zu unterhalten. Da ich meine Arbeit von überall aus führen konnte, verbrachten wir dort den

Großteil der Schulferien, zwischen drei Seen mit Trinkwasserqualität gelegen, mit eigenem Paddelboot und von einem Naturschutzgebiet umgeben.
Yasmin ging zum Reiten, die jüngere Tochter erhielt Musikunterricht und ging zum Ballett.
Unsere Freunde waren Schauspieler, Musiker, Künstler, Schneiderinnen, Putzfrauen, Verkäuferinnen und alle Menschen, die wir mochten. Es gab viel Arbeit, viele Feste, Theater, Konzerte, Ausstellungen und Reisen. Das Leben hob uns auf seine Flügel und ließ uns schweben.

Die Wende beendete es abrupt.

Sie kündigte sich Monate vorher an, eine Stimmung von Auflösung und Strukturänderung breitete sich aus. Freunde zogen weg, andere gingen in den Westen, Paare trennten sich, das fest gefügt scheinende Leben zerbröselte und auch unser Leben geriet schließlich durcheinander. Die Mauer fiel und niemand wusste, wie es weiter gehen würde.

Wir fanden uns mit einem neuen Baby 1990 in einem Berliner Plattenbau wieder. Die Wende hatte mich arbeitslos gemacht, die Zukunft war ungewiss. Mit nun drei Kindern schien mir dies keine glückliche Lage zu sein.
Nachdem ich in ganz Deutschland nach einer Lebensmöglichkeit auf dem Land gesucht und nichts gefunden hatte, fand ich in einer Zeitung eine Annonce, ein Grundstück in den Pyrenäen sei zu verkaufen, Ziegenstall, Wald, Wiese, am Fluss gelegen für 17000 Mark. Dass ich genau 17000Mark auf dem Konto hatte, konnte kein Zufall sein. Zwei Tage später fuhren wir nach Südfrankreich und mit dem Verlassen der Autobahn, fühlte ich mich angekommen.
Zu Hause.
Wildes, bergiges Land. Kaum Zivilisation.

Ich war begeistert! Das Leben der Familie des Landverkäufers mit drei Kindern spielte sich eher unter freiem Himmel ab, als zwischen vier Wänden. Zwischen Fluss, Garten, Feuerstelle und Caravan erzählten sie Geschichten, die den Wind von Freiheit in sich trugen.
So wollte ich auch leben!
Ein halbes Jahr später siedelten wir um, der Vater meines dritten Kindes, meine zwei älteren Kinder, das Baby und ich.
Es war wie ein Sog, der mich ergriffen hatte. So leben wollte ich schon mein Leben lang! Eine Alternative sah ich nicht, wie aus dem Inneren heraus gezwungen musste ich dort hin.

Und alle mussten mit. Für meine Töchter war es eine schwierige Situation, die mir nicht in dem Maß bewusst war, wie sie es hätte sein sollen.
Wenn mir später gesagt wurde, ich sei mutig gewesen, konnte ich darauf nur antworten, ich hätte keine Wahl gehabt: Angst hatte ich nicht, mutig war ich nicht, denn das setzt eine bewusste Entscheidung voraus. Ich entschied mich nicht, das Schicksal zog mich mitten in die Freiheit hinein.
Der Vater meines Sohnes sagte, für ihn würde sich sein Lebenstraum erfüllen, Haus bauen, Ziegen halten, Käse machen. Das war ein passendes Ansinnen, fand ich. Von meiner Begeisterung erfasst, sah ich nicht die Zweifel und die Angst in seinen Augen.

Bücher, Piano, Gründerzeit- und Jugendstilmöbel wurden verkauft. Meine Zuversicht war unendlich groß, all diese Dinge brauchte ich nicht. Nur um das Piano tat es mir leid, doch was war das im Vergleich zu dem, was mich erwartete…

Es schien, als würde ich nun endlich leben können, was in mir lag. Was ich nicht bedachte war, dass ich es genau so tun musste, wie meine Eltern, deren Leben in so einer langweiligen Wohnung ich als Kind nicht verstehen konnte. Auch sie mussten leben, wie es in ihnen angelegt war. Auch sie sahen keine andere Möglichkeit für sich.
Jetzt befand ich mich in der Elternposition und stülpte meinen Kindern meine Lebensweise über, und ebenso meinem Mann, weil ich es nicht anders konnte. Und sie mussten es aushalten.
Heute stelle ich mir vor, wie furchtbar diese Situation für die ältere Tochter gewesen sein musste. Sie hätte stabile unveränderliche Verhältnisse gebraucht, keine Umzüge, keine Unruhe, keine Partnerwechsel, sondern einen sich täglich wiederholenden gleichen Ablauf. So wie ich nicht zu meinen Eltern passte, so passte ich als Mutter nicht zu ihr und sie als Tochter nicht zu mir. Ein Kind versteht das nicht.

Was ich zu bieten hatte, wie die Begeisterung für Kunst, Musik, Theater, Abenteuer, Tanzen und Feste, mit dem konnte sie nichts anfangen. In eine sesshafte bäuerliche Familie hineingeboren, wäre sie ein glücklicheres Kind gewesen.

Jedoch selbst wenn ich es damals verstanden hätte, die Situation wäre unlösbar geblieben. Wir waren fünf unterschiedliche Menschen, jeder mit eigenen Bedürfnissen, davon zwei Töchter, die in höchstem Maß verschieden

waren. Es wäre nicht möglich gewesen eine Lebensform zu finden, die für alle gleichermaßen erfüllend gewesen wäre.

Innerhalb von Familienstrukturen gibt es eine besondere Verbindung von Großeltern und Enkeln zueinander. Mein Großvater väterlicherseits war ein Fabrikbesitzer, der eine Zigeunerin geheiratet hatte. Nahm hier die sich in den nächsten Generationen fortsetzende Problematik seinen Anfang?

Ich kann mir vorstellen, dass die Sicherheit für meine Sinti-Großmutter ein Anreiz war, sich für diesen Mann zu entscheiden, während sich dieser Großvater vom Temperament und dem Freiheitsgefühl seiner Frau hinreißen ließ. Jeder fühlte sich von dem angezogen, an dem es ihm mangelte. Ob die Synthese zweier derart unterschiedlicher Lebensweisen gelang? Das darf bezweifelt werden, aber vielleicht kamen sie besser damit klar, als ich es mir heute vorstellen kann.

Doch die Ungleichheit wurde weiter gereicht und setzte sich in den nächsten Generationen fort. Meine Mutter hatte eine reine, strahlend weiße Haut, die sich auch im Sommer nicht tönte. Während der Vater dunkel war.

Meine Schwester, blond und blauäugig, kam ganz nach der Mutter, während ich dunkel war und nach dem Vater kam.
Auch charakterlich waren wir gegensätzlich. Die Schwester saß auch dann vor dem Fernseher, wenn nur das Testbild zu sehen war. (In Zeiten, während der nicht gesendet wurde, erschien ein Testbild auf dem Bildschirm. Das war die meiste Zeit des Tages zu sehen. Heute unvorstellbar, doch als wir Kinder waren, begannen die Fernsehsendungen während der Woche erst später nachmittags.) Die Schwester träumte schon als Kind von schönen Möbeln und Teppichen, während ich dachte und ihr das auch sagte, dass es darauf nicht ankomme im Leben.

Wer meine Schwester und mich nicht kannte, konnte sich nicht vorstellen, dass wir Geschwister waren. Bei meinen Töchtern wiederholte sich diese Konstellation. Die Ältere blond, blauäugig und sesshaft angelegt, die Jüngere dunkel und eher meiner Lebensart verwandt. Wer es nicht besser wusste, vermutete auch bei uns, dass die Ältere adoptiert war.

Wie kann das aufgelöst, wie miteinander verbunden werden? Es ist möglich, wenn beide Partner Verständnis für einander entwickeln und dem jeweils

Anderen den Freiraum geben, den er braucht. Dafür ist Einfühlungsvermögen und Toleranz vonnöten und ein guter Schuss Humor, um Schwierigkeiten überwinden zu können.
Eine Familie, die füreinander einsteht, den etwas Anderen tolerieren kann und für die der Zusammenhalt größeres Gewicht hat, als ungleich klingende Lebensauffassungen, kann dabei sehr unterstützend sein. Wir sind keine solche Familie. Der sesshafte und angepasste Zweig stellt sich bis heute gegen mich.

Wir waren also in Südfrankreich angekommen, Wiese, Garten, Wald, auf offenem Feuer kochen, im Fluss baden, unter freiem Himmel schlafen. Die erste Zeit bewohnten wir zwei Wohnwagen und ich wartete darauf, dass der Mann begänne, seinen Traum zu verwirklichen, wenigstens damit anzufangen, Haus bauen, Ziegen halten, Käse machen, wie er es angekündigt hatte.

Doch das wurde nichts. Er zog wie wild Stacheldraht durch den Wald, nutzlos, führte nach dem ersten Frühstück ein zweites ein, sprach gut dem Rotwein zu, begann aus mir unverständlichen Gründen den Ziegenstall zu demontieren und musste immer wieder zu seiner Mutter nach Berlin fahren. Dafür erfand er verschiedenste Gründe.
Ich verstand das alles nicht und war damit beschäftigt, den Alltag mit den Kindern zu bewältigen, wieder Wäschewaschen mit der Hand, Feuerholz sammeln und einen Garten anlegen.
Aus dem Dorf kamen die Besitzer des kleinen Hotels und fragten, ob ich bei ihnen putzen könne, was ich gerne tat.
Es war der Anfang in einem neuen Land, der Anfang in einem Dorf und Arbeit ist ein guter Einstieg, auch wenn es Schwarzarbeit ist.
Dem Mann schien es nicht zu gefallen, er begann, mich mit den übelsten Ausdrücken zu beschimpfen. Ich versuchte, mit ihm zu reden, er hörte nicht zu und schien immer wahnsinniger. Ich war ratlos, versorgte die Kinder und hoffte, sein Zustand möge sich bessern.

Doch er besserte sich nicht. Der Mann wurde von etwas in ihm liegendes Zerstörerischen fortgerissen. Mit dem Baby auf dem Rücken stürzte er brüllend mit erhobener Axt auf mich los. Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich mich mit gespaltenem Schädel auf dem Boden liegen.
Während die Mädchen sich zur Nachbarin retteten, warfen sich zwei zufällig anwesende Feriengäste, die zufälligerweise Pfleger in einem psychiatrischen Krankenhaus waren, vor mich und retteten mir das Leben.
Zufälle gibt es nicht.

Es war noch nicht Zeit zu sterben. Der Mann nahm mein Baby, für das er sich bislang nicht interessiert hatte, nahm mein Sparbuch und alles Geld an sich und fuhr zu seiner Mutter nach Berlin. Da saß ich nun, in einem fremden Land mittellos mit zwei halbwüchsigen Mädchen auf dem Sand. In dieser Situation habe ich mir nicht vorstellen können, dass ich da jemals rauskomme. Ein Weg war nicht zu sehen.

Es musste gehandelt werden, auch wenn ich nicht wusste, was jetzt richtig war. Als erstes brachte ich die Töchter bei hilfreichen Nachbarn unter und fuhr nach Berlin, um mein Baby zu holen. Mit Hilfe von zwei großen, starken Polizisten gelang es, da sich der Kindesvater nicht in der Wohnung seiner Mutter befand, das Baby aber schon.

Wir versteckten uns in einem Berliner Frauenhaus, in das ich auch meine Mädchen holen wollte. Das wurde mir nicht gestattet; ich durfte nicht dort bleiben bis auf wenige Tage. Wahrscheinlich machte ich auf die Leute dort noch einen zu guten Eindruck, zu wach, zu planvoll, zu energiegeladen, da hatten sie ganz andere Fälle. Weil mir nichts anderes blieb, fuhr ich mit meinem Baby nach Frankreich zurück.

Und dann wurde ich gerettet. Eine Freundin, die ich aus Deutschland kannte, bot sich an zu mir zu ziehen und mir zu helfen. Sie war die letzten Jahre auf verschiedenen Höfen für Kost und Logie als Magd unterwegs gewesen, um die Frauen und Mütter zu unterstützen. Ich bräuchte sie jetzt nötiger, als alle anderen, sagte sie und kam.
Wir bildeten ein gutes Team. Sie übernahm den Haushalt mit kochen, waschen, Kinderpflege, ich ging vormittags putzen und begann, den Ziegenstall auszubauen. Eine Wahl hatte ich nicht. Praktisch obdachlos und ohne festen Wohnsitz erhielt ich von keiner Seite Unterstützung. Damals hätte ich noch eine Aufenthaltsgenehmigung gebraucht, die ich jedoch nicht hatte und ohne eine feste Anstellung und ohne festen Wohnsitz nicht bekommen würde. Weil ich also nichts hatte, konnte ich nichts bekommen.
Doch ich hatte mich und konnte auf mich bauen.

Es gab ein Stück Land, es war Sommer, es gab Hilfe, viel Arbeit und einen unerschütterlichen Optimismus meinerseits. Um den Ziegenstall auszubauen, benutze ich die Materialien, die vor Ort vorhanden waren, Feldsteine, Flusssteine, Lehm, vom Vorbesitzer alte Paletten und Wellblechplatten, die auf

dem Grundstück herumlagen. Den Garten machten meine Freundin und ich gemeinsam, wobei ich viel von ihr lernte.
Meine Töchter zogen zu ihrem Vater, was für mich schwer, für sie unter diesen Umständen jedoch die bessere Lösung war. Sie waren 13 und 15 und ein solch einfaches Leben, wie ich es derzeit führen musste, war mit der Schule und ihren Interessen nicht zu vereinbar.
Ihre Ferien verbrachten sie bei mir und pendelten auf diese Weise zwischen den verschiedenen Lebensformen hin und her.

Viel Zeit verbrachte ich mit Nachdenken darüber, wie die Konstruktion des Hauses am besten ausgeführt werden sollte. Nicht darauf vorbereitet, jemals eine Arbeit wie diese zu erledigen, waren Kreativität und Einfallsreichtum gefordert. Männer, die ich vor Ort gefragt hatte, was sie mir raten würden, waren nicht hilfreich. Ein Mensch allein kann kein Haus bauen, sagten die einen, ich solle mir ein Armeezelt aufbauen, eine Erdgrube graben, die anderen. Damit ließen sie mich allein.
Nachdem ich die Hütte fertig hatte, kam einer der Ratgeber zu mir, und sagte, in einer solchen Hütte habe er immer leben wollen.
Ich schickte ihn fort.

Als ich im Herbstregen mit meinen Gummistiefeln durch den Schlamm stapfte, entrang sich eine Melodie aus meinem Innersten. Sie drängte nach außen vor Glück, vor diesem überwältigendem Gefühl ich zu sein, in meiner Kraft und mit dem Leben verbunden. Ich hatte es geschafft, ohne Wissen, wie es getan werden muss, ohne Geld, ohne Auto und ohne männliche Unterstützung. Ich hatte es geschafft, weil mir nichts anderes übrig geblieben war.
Aber, ich hatte es geschafft!

Die Hütte steht heute noch. Sie hat 15m2, darin ein Ofen, ein großes Bett, in dem alle Anwesenden gemeinsam schliefen, ein Kellerregal von einem Meter Breite, das all unsere Sachen enthielt - also du kannst dir vorstellen, dass das nicht besonders viele waren - einen Gasherd, den ich von einem Mann aus dem Dorf geschenkt bekam und einen Gartentisch mit zwei selbstgebauten Bänken. Ein Leben ohne Strom verschonte uns vor Radio und Fernsehen und schaffte es, dass ich mich mehr und mehr mit meinem Inneren verbinden konnte. Es war Oktober, als wir einzogen. Den Winter über saßen meine Freundin und ich abends gemeinsam am Ofen, meine Freundin spann Wolle auf einem ausgeborgten Spinnrad, ich strickte Pullover für mein Kind und las in der Bibel. Die Bibel war zufällig das einzige vorhandene Buch.

Auch das ist ja kein Zufall.

Die warme Jahreszeit über lebten wir im Freien. Wir schliefen neben der Feuerstelle, aßen am Tisch unter den Eichen, arbeiteten im Garten, wuschen uns im Fluss und genossen das Leben, das ein paradiesisches war. Alles änderte sich auf diese Weise, mein Verhältnis zur Welt und mein Verhältnis zu mir.

Das, über was ich mich jahrelang definiert hatte, gab es nicht mehr. Keine Kunst, keine Künstlerfeste, kein Theater und keine Premierenfeiern, keine feine und gut bezahlte Arbeit am großen Tisch im Warmen, keine tollen Klamotten, keine Putzfrau mehr und keinen Fensterputzer….alles weg.

Heute kann ich sagen, dieser gewaltsame Ausstieg war die wichtigste Erfahrung meines Lebens und ich will sie auf keinen Fall missen. Freiwillig wäre ich einen derartigen Schritt niemals gegangen. Unfreiwillig war es das Beeindruckendste, was mir passiert ist.
Diese Erfahrung brachte mich endgültig weg von der Idee, berühmt und reich sein zu wollen. Es blieb nur die Freiheit und die Besinnung auf die eigenen Kräfte, die Rückbesinnung auf mich. Zugleich verlor ich sehr viele Ängste. Was kann einem noch passieren, wenn er sich plötzlich und unerwartet mittellos findet?
Neben der Entdeckung der eigenen Fähigkeiten konnte ich sehen, dass sich vieles von selbst fügt und mir half, aus dieser misslichen Lage heraus zu kommen. Der Putzjob bot keinen Reichtum, aber eine verlässliche Einkommensquelle. Meine Freundin kam, um uns zu unterstützen. Neue Freunde stellten sich ein, die in verschiedenster Weise halfen.
Man ist nicht verloren, wenn man sich nicht verloren gibt.

Mein Platz

Heute sehe ich mich außerhalb der Familie, außerhalb jeder Gemeinschaft und liebe diesen Standpunkt, obwohl er schmerzhaft ist und ich ebenso darunter

leide. Doch immer, wenn mir dies bewusst wird und ein Teil von mir es gerne ändern würde, gefällt es mir gleichzeitig, mich zu ihnen in Opposition zu befinden. Es wäre falsch, würde ich etwas anderes behaupten.
Dieser Platz wurde mir von Beginn an zugewiesen, er ist mir vertraut, ich kenne ihn. Neben dem Schmerz, den er mit sich bringt, stellt die Außenseiterrolle das Besondere dar. Das Besondere kommt von ab-sondern, das Besondere ist immer das, was abseits steht. Und, wer abseits steht, steht gleichzeitig im Mittelpunkt, im abseitigen Mittelpunkt, im besonderen Mittelpunkt. Was wie ein Widerspruch aussieht, erklärt sich von selbst.

Mir wurde die Omegaposition zugewiesen, das heißt, ich stand ihnen distanziert gegenüber, zeichnete mich durch kritisches Denken, Kreativität und Freiheitsstreben aus, und versuchte alles zu hinterfragen, um den Problemen auf den Grund zu gehen und eine Lösung zu finden.

Der Besondere, der Abseitige ist die Hauptperson der Familie. Er übt einen Sog aus auf alle anderen, da ein Familiensystem, wie alle Systeme, bemüht ist im Gleichgewicht zu bleiben und nach Ausgleich strebt. Wird nun ein Mitglied aus dem Zusammengang entlassen - in Familien ist die Zugehörigkeit nicht kündbar, wie zB. in Arbeitskollektiven - und abgesondert, dann verschiebt sich das Gleichgewicht innerhalb des Systems stark.

Der Abgesonderte übt einen Sog aus, ohne dass er es beabsichtigt, infolge seiner Stellung. Mit ziemlicher Sicherheit kann gesagt werden, dass ihm andere Familienmitglieder folgen werden, vielleicht erst in der nächsten oder übernächsten Generation. Sie werden es vielleicht unbewusst tun, doch das Bedürfnis, das System ins Gleichgewicht zu bringen, wirkt über Generationen hinweg.

Mit dem Ausschluss eines Menschen aus der Gemeinschaft erfolgen gleichzeitig Projektionen auf den Entsprechenden, die seinen Ausschluss rechtfertigen sollen. Projiziert wird, was die restlichen Mitglieder der Gruppe nicht an sich selber sehen wollen, ihre ungeliebten Eigenschaften und Sehnsüchte, die nicht wahrgenommen werden sollen, die sie bei sich selbst unterdrücken. Was in ihrem eigenen Inneren nicht akzeptieren und unterdrücken, müssen sie im Außen bekämpfen. Oft gibt es dabei eine Täter-Opfer-Umkehr. Ihre Anschuldigungen dem Ausgeschlossenen gegenüber haben mit ihnen selbst zu tun.

Es ist der Wille der Angreifer, den Sündenbock auszuschließen. Der Sündenbock trägt den Spiegel, in dem sich die Angreifer spiegeln, sich jedoch nicht erkennen wollen.
Verfehlungen, denen man selber erlegen ist oder denen man zu erliegen droht, werden dem gewünschten Außenseiter angehängt. Und schon hat man keine Probleme mehr, jedenfalls keine, die man an sich selber korrigieren und bekämpfen muss. Man ist entlastet und hat seine eigenen Probleme dem Außenseiter angehängt. Dabei ist es völlig unwichtig, ob die ihm vorgeworfenen Eigenschaften tatsächlich bestehen oder er vielleicht sogar gegensätzliche Merkmale aufweist.
Auf diese Weise stabilisiert der Omega den Gruppenzusammenhalt. Probleme, die die Gruppe belasten könnten, werden ihm angehängt, was die Gruppe frei macht von diesen Schwierigkeiten. Ein Omega muss stark sein, um die Schwächen der anderen Gruppenmitglieder und die Außenseiterposition tragen zu können.

Jedes dieser engeren Mitglieder meiner Ursprungsfamilie, Mutter, Vater und Schwester, hatten mich ausgeschlossen während meiner Kindheit und Jugend. Was sie mir vorwarfen war mit klarem Verstand nicht nachzuvollziehen. Sie vertauschten die Leistungen meiner Schwester mit den meinen und beschuldigten mich der Dummheit, obwohl dies auf die Schwester zutraf. Später wurde ich vom Vater meiner Töchter, seiner Mutter, seiner zweiten Frau und den eigenen Töchtern ausgegrenzt. Wieder geschah es unter unglaublichen Beschuldigungen, die mit mir nichts zu tun haben. Oder haben sie auf einer tieferen Ebene doch etwas zu tun mit meinen Traumen und mit dem, was ich ungewollt und unbewusst weiter gegeben habe?

Verblüfft hat es mich, als ich bemerkte, dass es sie nicht interessiert, ob ihre Beschuldigungen stimmen. Sie WOLLEN, dass ich schuldig bin, um einen Grund zu haben, mich auszugrenzen. Es geht ihnen nicht um Wahrheit. Sie lehnen es ab, sich selbst zu reflektieren, denn dann liefen sie Gefahr, mich als Sündenbock entlasten zu müssen. Es geht ihnen darum, sich nicht selbst anschauen zu müssen, vielleicht ihren Neid auf mein unkonventionelles Leben oder auf meinen Mut, auf meine Unbekümmertheit und auf meine Gabe, stets einen Grund der Freude zu finden.

Ich bin anders als sie und aus diesem Grund lehnen sie mich ab. Doch mit dem, was sie in mir ablehnen, lehnen sie sich ein Stück weit selbst ab.

Vielleicht fürchten sie sich davor, dass auch in ihnen zu tage treten könnte, was sie mir neiden.
Gleichzeitig kann ich nichts tun, um diese Situation zu verändern, weil sie es haben wollen, wie es ist und sich in der Mehrheit befinden.

Doch ich lehne sie ebenso ab. Ich muss sie ablehnen, damit es mir besser geht. Von meinem verlorenen Posten aus kann ich sie nicht noch lieben. Jedoch brauche ich sie nicht zu hassen, denn leben möchte ich nicht wie sie und an ihrer Stelle sein auch nicht. Sie nicht hassen zu müssen, erleichtert mich. Es lässt mir die Freiheit, mich zu ihnen zu verhalten, wie ich möchte, was bedeutet, jederzeit mein Verhalten ändern zu können, was nicht möglich wäre, wäre ich in meinem Hass gefangen.

Es gab ein Wechselspiel zwischen ihnen und mir, was inzwischen stagniert hat. Ich fühle mich ohnmächtig einer Gruppe gegenüber. Diese Leute machen mir angst, weil sie viele sind und gegen mich zusammen halten. Vielleicht bin ich der alleinige Grund dafür, dass die restlichen Familienmitglieder zusammen stehen. Ein gemeinsamer Feind ist dem Gruppengefühl förderlich.
Ich fühle mich hoffnungslos und machtlos, daran etwas ändern zu können. Also verlasse ich diesen Clan. Ungelöste Probleme wiederholen sich und werden auf die nächste Generation übertragen. Ich fühle mich allein nicht dazu in der Lage, die Situation verändern zu können.

Sie definieren sich als Familie darüber, anständige angepasste Menschen zu sein im Gegensatz zu mir. „So kann man nicht leben!“, heißt eins der Argumente gegen mich. Doch sind sie glücklich?

Ein glücklicher in sich ruhender Mensch braucht weder Feinde, noch Gegenspieler und will auch niemanden ausgrenzen. Er braucht nicht das Unglück eines anderen. Sie sind nicht glücklich und nicht bei sich, sonst würde ihnen eine solche Konstellation nicht behagen. Es fehlt ihnen an Mut und Klugheit, denn ansonsten würden sie diese Situation und die Beschuldigungen gegen mich hinterfragen und einen mutigen Blick auf sich selbst werfen.
Jeder ist wie er ist und das kann man ihm nicht vorwerfen.

„Der psychisch Gesunde braucht keine Feinde“, sagt Hans-Joachim Maaz in einem Interview mit Mario Goldstein auf Youtube. Der psychisch Gesunde ruht in sich und benutzt seine Umwelt nicht zur Rechtfertigung seines Lebens.

Die Probleme der anderen sind nicht die meinen und doch berühren sie mich, weil diese Anderen mich benutzen, um ihr eigenes Gleichgewicht aufrecht erhalten zu können. Wie kann das gelöst werden? Gibt es überhaupt eine Möglichkeit der Lösung?
Jeder Konflikt lässt sich nur dann dauerhaft lösen, wenn alle Beteiligten Frieden schließen mit sich, sich mit den eigenen Eigenschaften und Handlungen und denen der anderen versöhnen. Weil einige Beteiligte den Frieden nicht wollen, weil sie für sich Vorteile aus der Situation ziehen, bleibt alles, wie es ist.

Die Spaltung einer Familie ist immer ein Zeichen eines krankhaften Zustandes dieser Familie. Jedes einzelne Mitglied dieser Familie hat seinen Anteil daran. Auch ich, natürlich, ich empfinde meine Außenseiterposition als mir entsprechend. Darum möchte ich diesen Platz heute nicht mehr verlassen. Einmal an diese Position gewöhnt, kann ich mir in meinem Alter keine andere mehr vorstellen. Die Zufriedenheit mit meinem Leben gibt mir Recht.

Es gibt einen weiteren Grund, nämlich meine Angst vor Nähe. Inzwischen an die Einsamkeit gewöhnt, kann ich mir nicht vorstellen, wieder Teil einer solchen Familie zu sein. Da sie mich verachten und verleumden, muss ich mich von ihnen distanzieren. Eines bedingt das Andere. Unbewusst band ich mich an Menschen, die mich davor bewahrten, Nähe zu ihnen herstellen zu können. Insofern wurde die jetzige Situation von mir selbst gesucht, auch wenn es unbewusst geschah.
Und wahrscheinlich gibt es noch eine tieferliegende Ursache. Ich erinnere mich, dass ich schon als sehr kleines Kind Familienfeste schrecklich fand, auch wenn der Vater nicht anwesend war. Es kam die Westverwandtschaft meiner Oma, alles liebe Menschen, aber so laut, so durcheinander redend, sich jeder in den Vordergrund drängend, so schrill. Ich spürte eine große Scheu davor und war froh, wenn alle wieder verschwanden. Ich nehme an, da war etwas in mir angelegt, das nicht sehr gesellig war.

In Mobbingprozessen, gleich ob in der Familie oder im öffentlichen Raum, müssen die Mobber angeschaut werden. Sie sind es, die ihre Probleme offensiv nach außen tragen, andere schädigen und verletzen, weil sie sich ihrer eigenen Probleme nicht bewusst sind und diese nicht bearbeiten wollen.

Die Initiative sich zu heilen und sich aus diesen ungesunden Prozessen zu befreien wird jedoch zuerst von den Gemobbten aufgegriffen, denn diese leiden, während die Täter sich ihres Leidens scheinbar entledigt haben.

Auch hier finden wir eine ähnliche Reaktion wid bei verwöhnten und vernachlässigten Kindern. Die vernachlässigten wollen sich eher aus ihrer Rolle befreien als die verwöhnten, weil ihr Leiden offensichtlich ist und entwickeln daher Eigeninitiative, um sich selbst zu helfen. Die unmäßig Verwöhnten, die genauso leiden, sich doch ihres Leidens nicht bewusst sind, verbleiben in ihrer ungesunden Situation.
Die Täter in Mobbingprozessen reagieren ihre Aggressionen ab, glauben im Recht zu sein und sehen meistens nicht, dass ihre Seele nicht gesund ist. Es wäre hilfreich für alle, würden sie von außen auf ihr Fehlverhalten aufmerksam gemacht. Doch die Mobber agieren aus der Gruppe heraus, was sie stärker erscheinen lässt, als sie es sind. Wer sich einer Mehrheit zugehörig fühlt, glaubt sich im Recht. Das ist der Grund, weshalb man ihnen zu selten beikommt. In Wahrheit sind Mobber feige und herzlos, aber, auch sie sind zutiefst verletzt.

„Die Menschen tun alles, und sei es noch so absurd, um nicht mit ihrer eigenen Seele konfrontiert zu werden.“ (Carl Gustav Jung)

Nach C.G.Jung ist der Blick in die eigene Seele das, was der Mensch unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu vermeiden sucht. Wenn dieser Blick versucht wird, dann zuerst von den Leidenden, die sich dadurch eine Verbesserung ihrer Situation erhoffen. Wer jedoch seine inneren Bedrängnisse aggressiv nach außen verlegt und auf andere projiziert, der weicht diesem unerlässlichen Blick aus und trägt somit zu leidvollen Verhältnissen bei. Obendrein steht er der Situation scheinbar unschuldig und überlegen gegenüber. Es wird übersehen, dass auch er leidet, sich jedoch gleichzeitig schuldig macht, indem er seine Entwicklung und Heilung unbewusst verweigert.

Der Weg

Jeder geht seinen Weg und wenn er dies gut macht, das heißt, wenn er sich selbst gegenüber ehrlich und wahrhaftig ist, wird er sich im Laufe der Jahre immer wieder verändern, seine Meinungen wechseln, Erkenntnisse hinzugewinnen, und seinen Weg korrigieren. Ich selbst habe mit dem Menschen, der ich vor 50 Jahren war, nur noch wenig gemeinsam. Im Laufe der Zeit habe ich mich zu einem Menschen entwickelt, der ich im Alter von 18 nicht war und auch nicht sein wollte. Für mich selbst bin ich stets die größte Überraschung gewesen und, der Prozess der Entwicklung und Selbstfindung ist noch nicht abgeschlossen.

Wir sind vielschichtig und was in tieferen Schichten liegt, lässt sich anfangs schwer erahnen. Es muss freigeräumt werden von den Dingen, die zuoberst anstehen. Darum ist es irrig anzunehmen, sind erst die heutigen Probleme gelöst, kann ein geruhsames, glückliches Leben geführt werden. In einigen Fällen mag dies zutreffen, doch meistens treten danach die darunter liegenden Probleme zu Tage.
Dem Universum gelingt es, uns in entsprechende heraus-fordernde Situationen zu bringen. Es arbeitet für uns und wirkt unablässig dahin, dass wir uns vervollkommnen.
Alle Seelen wollen reifen und Erfahrungen sammeln. Der Verstand kann die Seele in ihrem Prozess unterstützen oder ihn vermeiden helfen, sich oberflächlichen Zielen wie Geld und Ruhm zuwenden, die die Gesellschaft vorgibt, um den wahren Aufgaben aus dem Weg zu gehen.
Das Leben macht Angebote. Es ist eine tägliche Herausforderung zu entscheiden, ein Angebot anzunehmen oder abzulehnen. Welches Angebot wir annehmen, entscheidet unser höchstes Ziel, das wir verfolgen und dieses Ziel sollte außerhalb des menschlich sichtbaren Bereiches liegen und eine Orientierung sein, die von menschlichen und gesellschaftlichen Stimmungen unabhängig besteht.

In diesem Geschehen auf der Welt wird jedem ein Platz zugewiesen, den er ausfüllen muss, bis er die entsprechende Lektion gelernt hat. Die Bösen spielen darin ihre Rolle, genauso wie die Guten. Ohne eine der Seiten geht es nicht. Jedoch braucht so ein Typ der S-Klasse wahrscheinlich länger, um zu begreifen, dass der Penner auf der Parkbank ihm gleichwertig ist.

Wir sind alle gleichwertig, es gibt kein minderes und kein höhenwertiges Leben. Aber wir sind nicht gleich, sondern in vielerlei Hinsicht verschieden. Und so bedeutet Gerechtigkeit nicht, gleiche Bedingungen für alle zu schaffen. Gerechtigkeit liegt darin, jedem die gleichen Möglichkeiten offen zu halten, unabhängig vom Geld oder der Machtstellung der Eltern. Gerechtigkeit heißt, jeden in seinen positiven Eigenschaften zu achten, in seinen Stärken zu sehen, gleich welche es sein mögen, und diese zu schätzen und zu fördern.

Reife zeigt sich nicht in einer Anhäufung von Besitz und Geld, jedoch auch nicht im Gegenteil. Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Ebensowenig, wie Dummheit etwas mit Armut zu tun hat. Es gibt ausgesprochen dumme Menschen, die es zu Amt und Würden bringen und daneben noch vermögend werden. Allerdings wird der bewusste Mensch sich nicht verbiegen, um Besitz und Ehre zu erreichen, weil diese Dinge ihm nichts bedeuten.

Worauf kommt es an im Leben? Diese Frage ist nicht einfach zu beantworten, weil die Antwort für jeden Menschen anders ausfallen müsste. Allgemein kommt es auf die Erfüllung des Schicksals an. Gehe deinen eigenen Weg, der ein Weg ist, den noch nie jemand vor dir ging. Es ist an dir, alles zu erkunden und das, was du an Vorstellungen übernommen hast, gründlich zu hinterfragen und zu überprüfen.

„Geh nicht nur die glatten Straßen. Geh Wege, die noch niemand ging, damit du Spuren hinterlässt und nicht nur Staub.“ (Antoine de Saint Exupéry)

Wir werden durch die Verhältnisse, in die wir hinein geboren werden, geprägt; sie bestimmen unser Leben. Dieses Leben dient dazu, Traumen zu heilen, oktroyierte Ansichten abzulegen, Bindungen an die materielle Welt zu hinterfragen, sich mehr und mehr auf das Wesentliche zu beschränken und zum göttlichen Kern in sich selbst zu finden. Leben bedeutet, sich zu entwickeln und Schicht für Schicht abzulegen, was dem eigenen Sein nicht gemäß ist.
Gehst du deinen Weg, so wird sich eine Aufgabe nach der anderen erfüllen und von dir abfallen, Auf-gabe kommt von aufgeben, eine Aufgabe soll aufgegeben werden, indem sie gelöst wird.
Mit jeder Erfahrung ist Erkenntnis verbunden. Jede gewonnene Erkenntnis wird für dich im Nachhinein unwichtig. Übrig bleibt, was noch erkundet werden soll.

Je weiter du fortschreitest, um so freier wirst du. Je freier du wirst, um so mehr kommst du bei dir selber an. Je mehr du bei dir selber ankommst, um so näher kommst du dem Göttlichen.
Deine Erfahrung speist die Bewusstheit des Göttlichen.

Was machst du als Kind, wenn du kein Gegenüber findest, das dich spiegelt? Wenn du niemanden hast, der deine Art zu sein erkennt und wertschätzt? Was wirst du tun, wenn das, was in dir ist, nicht gewollt wird? Wenn du dich wie verboten fühlst? Wo gibt es einen Ausweg?
Du weißt nicht, wer du bist, lebst aber dein Leben trotzdem und versuchst mit all den Herausforderungen klar zu kommen. Als junger Mensch versuchst du, dich anzupassen und in der Anpassung Befriedigung zu finden, was dauerhaft nicht gelingen kann. Kurzzeitig kannst du dich integrieren, bis du das Gefühl nicht mehr los wirst, dass du in einem falschen Spiel an einem falschen Platz bist. Dort, wo du nicht hin gehörst, wirst du dauerhaft nicht glücklich werden. Doch, wo gehörst du hin?

Das hässliche Entlein gibt die Suche nicht auf, bis es seinesgleichen gefunden hat. Es hat keine Wahl. Mitunter dauert so eine Suche ein Leben lang an. Es wechselt den Platz und begibt sich auf die Reise von der Hoffnung begleitet, irgendwann anzukommen, irgendwann nach Hause zu kommen. Nach Hause kommen, das ist das Ziel. Was macht das Zuhause aus? Geborgenheit finden und Verstehen, unter Gleichen ankommen. Aber, vielleicht gibt es dieses Zuhause auf der materiellen Ebene nicht? Vielleicht ist diese Hoffnung nichts als eine Illusion?

Bis das hässliche Entlein das erkennt, wird es viel Ablehnung erfahren, viel Hass und viele, die es in seiner Notlage für ihre eigenen Interessen benutzen wollen, die ihm Gleichartigkeit vorgaukeln, um es besser ausbeuten zu können.
Unterwegs gibt es oft Momente, in denen es aufgeben will.
Der ständige Kampf, den es gar nicht führen will, der ihm jedoch von außen angetragen wird, macht es müde. Es will nicht mehr kämpfen und es will sich nicht mehr wehren müssen. Es will aufgeben.
Nach einer Ruhepause, nach einer Zeit des Rückzugs aber, steht es wieder auf und geht weiter. Ob es je sein Ziel erreicht, weiß es nicht. Ja, es selbst kennt das genaue Ziel nicht. So lange es lebendig ist, hat es keine andere Wahl, als seinen Weg zu gehen, immer weiter und zu hoffen, dass es irgendwo ein Ziel gibt, das seine Reise lohnend machen wird.

Und nun?

Woraus entsteht das Bedürfnis, sich seelisch, geistig entwickeln zu wollen? Diesem Bedürfnis geht fast immer eine Beschneidung dessen voraus, was den speziellen Menschen in seiner Individualität ausmacht. Wir streben nach Vollkommenheit, weil diese uns genommen wurde. Das bedeutet jedoch auch, dass jeder Mensch als Vollkommenheit angelegt ist. Zum Zeitpunkt der Vereinigung von Mama und Papa, zum Zeitpunkt der Befruchtung des weiblichen Eies mit dem männlichen Samen erfahren wir Vollkommenheit. Diese tragen wir als Erinnerung, als Idealzustand in uns. Unsere natürliche Anbindung an Gott verleiht unserem Leben Ausrichtung.

Von dem Moment der Vereinigung ausgehend, wird der Mensch eingeengt und darin behindert, so zu sein, wie er ist. Weil Mama, in der er heranwächst, nicht vollkommen ist, und weil Papa, der sie begleitet, es ebensowenig ist. Es wächst in einer unvollkommenen Umgebung heran und muss selber notwendigerweise unvollkommen werden noch bevor es geboren ist, weil es sich auf eine unvollkommene Welt vorbereiten muss. Dafür muss es Eigenschaften annehmen, die ursprünglich nicht zu ihm gehören, während es sich von einigen gottgegebenen Eigenschaften lösen muss.

Es wird ihm eine Persönlichkeit angetragen, die es nur zwangsweise annehmen kann und das ist schon im Mutterleib mit Leid und Trauer verbunden.
Auch wenn das Baby mit seinem Wachsen mehr und mehr vergisst, wer es eigentlich ist, so bleibt doch ein Gefühl einer erworbenen Unvollkommenheit zurück und ein unstillbares Verlangen nach seinem ursprünglichen, einmal erfahrenen Zustand der Vollkommenheit.

Das bringt uns auf den Weg der Suche, einer Suche, die in jedem angelegt ist. Wir suchen nach dem in uns selbst befindlichen göttlichen Zustand, der uns verloren ging.
Diese Sehnsucht danach, wieder diesen Zustand zu erreichen, kann sehr stark werden, so dass sie den Suchenden dazu bringen kann, alles, was er in seinem Leben geschaffen und „erreicht" hat, hinter sich zu lassen, einschließlich seiner menschlichen Bindungen.

Aus seiner Unvollkommenheit will er heraus. Der Mensch hat ein unbewusstes Verlangen nach Veränderung seiner Situation und vielleicht auch nach

Veränderung seiner Person, einer Person, die er im Grunde nicht ist, sondern ihm oktroyiert wurde (Persona - Maske).

„…persona… In der Analytischen Psychologie ein Funktionskomplex, der aus Gründen der Anpassung an die Außenwelt zustande gekommen ist.“ (Wikipedia)

Er wird heute durch äußere Umstände in Situationen gehalten, die ihm fast ausschließlich nur Alternativen zu einem natürlichen Leben bieten und die ihm keine wirkliche Wahl zu lassen scheinen.
Er wächst in Abhängigkeit von Eltern auf, die selbst schon abhängig sind und übernimmt deren Ansichten, er muss in die Schule gehen und vieles lernen, was ihn nicht interessiert, er macht eine Lehre oder studiert etwas, das ihn oftmals ebenso wenig interessiert, damit er anschließend sein Leben damit vergeudet, Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr in starren Abläufen zu verharren und ihm nicht erlaubt ist, die Herrlichkeiten eines wahren, lebendigen Lebens zu genießen.

Statt dessen darf er konsumieren, um seine Defizite nicht fühlen zu müssen, die Werbung stellt ihm ein großes Angebot vor. Er hat die Wahl zwischen grünen und schwarzen Hosen, zwischen einer Wohnungseinrichtung in weiß oder braun, zwischen einem Kleinwagen und einem Sportwagen, wenn seine finanziellen Verhältnisse es ihm erlauben.
Mit dem Geld, das man ihm zugesteht oder vorenthält, wird er erpresst und am Laufen gehalten, mit Zielen, die ursprünglich nicht die seinen waren. Dazu fesselt ihn die Angst an ein Leben, für das er sich einmal entschieden hat. Er glaubt nicht, dass es eine Alternative dazu geben könnte.
Rechtzeitig wurde ihm gesagt, dass alle, denen ein Ausstieg gelungen ist, es nicht geschafft haben, im Leben zurecht zu kommen, dass sie auf Kosten der Gesellschaft leben, dass sie verachtenswert sind usw.

„So kann man nicht leben!“ Nach dem Motto, wer nicht mitmacht, hat schon verloren. Aber vielleicht verhält es sich genau gegenteilig: Wer mitmacht, der hat verloren. Wie es sich tatsächlich verhält, muss jeder für sich selbst herausfinden.

Das Geld hält eine künstlich geschaffene Hierarchie aufrecht. Es teilt die Menschen nach ihren finanziellen Verhältnissen, nach ihrer Bildung und ihrer Kaste ein. Alle anderen Eigenschaften treten zurück, egal ob jemand korrupt

oder ehrlich ist, ob er liebevoll, emphatisch oder hinterhältig und verlogen ist, es spielt eine untergeordnete Rolle.
Hast du Geld, dann hast du Macht, was dich weniger angreifbar macht und dir Rechte sichert, die andere nicht haben. Verbündete und Gefolgschaft folgen dem Geld.

Der Einzelne ist als Einzelner gar nicht denkbar, er ist stets das Produkt der Vielheit in einer individuell einzigartigen Kombination. Es wird von ihm stets der Umgang gesucht, unbewusst, der es ermöglicht, die Eigenschaften hervorzuholen, die gelebt werden wollen. Auf diese Weise entwickeln wir uns. Gelingt es einem Menschen, sich voll zu entfalten, sein wahres inneres Potential zu erreichen, kann er sich zeigen wie er ist, was dazu führt, dass er sich glücklich fühlt. Dann kommt er an sein vom Universum für ihn vorgesehenes Sein und in sein Potential, mit dem er die Gesellschaft bereichern kann.

Genau das muss von der Macht verhindert werden, denn jeder, der sich aus seinem Untertanendasein befreit, entfällt als Stütze der Macht. Darum sind die Verhältnisse auf der Erde wie sie sind, weil sie von der Macht geschaffen wurden, ihr zu nutzen, den Menschen zu entmenschlichen und zu versklaven. Alles hat seinen Sinn.
Die heutigen Verhältnisse in der Welt tragen einen Sinn in sich, auch wenn sie sich für die Mehrheit der Menschen als leidvoll erweisen. Menschen lernen im Leid, sich von diesen Verhältnissen zu lösen.

Während der sogenannten Er-ziehung eines Kindes wird von allen Seiten versucht, es zu formen, zu disziplinieren, es auszurichten, es konform zu machen, so dass es in die vorherrschenden Verhältnisse passt. Dazu gehört, es daran zu gewöhnen, sich mit Ersatzbefriedigungen abzufinden oder besser noch, diese sogleich anzustreben. Wir leben unter Verhältnissen, die den Einzelnen in seinem Sein unterdrücken, seine natürlichen Bedürfnisse absichtlich verformen und ihm dafür Alternativen offen lassen, die nur Ersatz sind und ihn im System halten.

Es besteht die Möglichkeit, sich aus jedem ungesunden System zu befreien. Doch es wird ein langer und schwieriger Weg sein. Der erste Schritt liegt im Erkennen der jetzigen Situation und dem Bedürfnis den Weg zur Vollkommenheit zu gehen.

Danach kann sich Schritt für Schritt aus den Verstrickungen mit dem System gelöst werden, eine Abhängigkeit nach der anderen fallen gelassen werden. Das ist ein schwieriger Weg und nicht mal so nebenher zu machen, weil unsere Abhängigkeiten Gewohnheiten geschaffen haben, an denen wir hängen.

Soll eine Lösung aus dem System dauerhaften Erfolg haben, muss sich gleichzeitig den inneren Werten zugewandt werden. Soll nicht mehr konsumiert werden, müssen die Defizite im Inneren angeschaut werden. Dabei können wir uns als tief verletzte Wesen erkennen, denen ein gesundes Aufwachsen verwehrt wurde. Wir müssen trauern und alles verdrängte Leid nach oben in unser Bewusstsein holen. Wir müssen weinen.

Wir werden lernen, uns selbst zu verzeihen und den Menschen, die uns tief verletzt haben. Das hilft zu erkennen, dass auch sie tief verletzte Wesen waren und sind, die aus ihren Verletzungen heraus gehandelt haben. Auch ihnen fehlte es an Bewusstsein und auch sie befinden sich auf dem Weg.
Es wird anstrengend werden.
Der eigene Weg wird Schwierigkeiten mit sich bringen und nicht unbedingt auf Verständnis im Umfeld treffen. Freunde und Familienangehörige werden sich entfernen. Der Schmerz darüber muss ertragen werden.
Diesen Schmerz zu ertragen wird dem leichter fallen, der das Göttliche in sich weiß.

Epilog

Wer von den in Kriegen gefallenen Männern würde hinterher sagen, er ist gern gefallen?
Wer von den allein in ihren Wohnungen mit kleinen Kindern sitzenden Frauen würde sagen, sie waren in einer glücklichen Lage?
Wer von den verprügelten, vergewaltigten und in der Schule gemobbten Kindern würde sagen, das hat ihnen Spaß gemacht?

Wir leben falsch.
Das Leben, das wir heute führen, macht uns unglücklich.
Wir leben nicht artgerecht, nicht menschengerecht.

Das Unglück des Einen kann ihm in einem falschen System nicht selbst angelastet werden.
Wahres Glück erfahren wir heute nur in Unabhängigkeit von der äußeren Welt.
Was sich wie eine Plattitüde anhört, ergibt sich daraus, dass wir in dieser äußeren Welt nicht wirklich glücklich werden können.
Die Mehrheit von uns lebt heute in einer Gesellschaft, in der sie sich nicht aufgehoben fühlt.

Jedes System wird durch seine Struktur bestimmt.
Die Ordnung des Systems und die sie bestimmenden Grundsätze durchdringen das Leben des Einzelnen. Liegen dem System keine menschengerechten Strukturen zugrunde, treten entsprechende Probleme in jedem einzelnen Leben auf.

In der heutigen patriarchalen Gesellschaft leiden die Menschen unter Ausbeutung, Diskriminierung, Unsicherheit, Abhängigkeit, Lüge, Kriminalität, Arroganz, Verachtung, Hass und Verleumdung, Mobbing, Drogensucht, Manipulation, Rassismus, Sexismus, Einsamkeit und Vereinzelung.

„Frauen werden körperlich und sexuell ausgebeutet, physisch missbraucht, vergewaltigt, geschlagen und ermordet. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, dass Männer dieses Frauen in einer Weise antun, in der Frauen es Männer nicht antun.“ (Elizabeth A. Johnson „Ich bin die ich bin“

Was Menschen brauchen ist Freundschaft, Verbundenheit, Solidarität, Güte, Fürsorge, Mitleid, Respekt und Achtung voreinander, Ehrlichkeit, Liebe, Schönheit als Ausdruck des Guten, Zuwendung, Gerechtigkeit, Frieden, Kreativität, Freiheit und freie Entfaltung.

Wo liegen die Ursachen dafür, dass es in unserer Gesellschaft derartig viele Probleme gibt?

Was ist falsch am System?

Wir leben innerhalb der dreidimensionalen Welt, in der sich die materielle Welt entfaltet. Diese Welt wird durch drei Dimensionen bestimmt, der horizontalen und der vertikalen Ausrichtung, die sich in einem Punkt treffen. In diesem Punkt begegnen sich die beiden Prinzipien und heben sich auf. Dort herrscht Vollkommenheit, eine Vollkommenheit, die sich in die dritte, von uns nicht erfassten Dimension hinein bewegen kann.

Alles Weibliche bewegt sich auf horizontaler Ebene, alles Männliche auf der vertikalen Achse. Beide Dimensionen führen vom Schnittpunkt weg und sollten den Ausgleich suchen. Jeder Einzelne von uns Menschen bewegt sich irgendwo auf einem Punkt einer Achse oder, von beiden Richtungen beeinflusst, zwischen den Achsen und nähert sich mehr oder weniger dem Punkt, in dem sich beide Achsen treffen. Nur dort herrscht Ausgleich, Harmonie. In diesem Punkt ist die Spannung zwischen beiden Prinzipien aufgehoben.

Jeder, der auf einer alleinigen Richtigkeit einer Achse beharrt, liegt falsch.
Es gibt kein Glück, wenn die Gesellschaft allein patriarchal oder allein matriarchal ausgerichtet ist.
Matriarchat bringt Menschlichkeit, Geborgenheit und Liebe in das menschliche Miteinander, Patriarchat die Individualität, das Bedürfnis, sich nach Höherem auszurichten und sich zu entwickeln. Nur das Wirken beider Prinzipien gemeinsam bringt einen entwickelten und glücklichen Menschen hervor.

ABER…jeder Mensch wird von einer Mutter empfangen. Das Erste, was ein Mensch nach seiner Empfängnis benötigt, lebensnotwendig benötig, ist die Liebe einer Mutter. Ohne diese Liebe ist er nicht lebensfähig. Das ist der Grund, weshalb dem mütterlichen Prinzip ein Vorrang gegenüber dem männlichen Prinzip gebiert. Die Liebe auf dieser Welt geht von den Weibern und Müttern aus.

Ohne diese mütterliche Liebe sind wir nicht überlebensfähig, nicht als Frau, nicht als Mann, nicht als Mensch und nicht als Menschheit.

Liebe die ganze Menschheit.
Hilf allen Lebewesen.
Sei glücklich. Sei höflich.
Erkenne Gott und das Gute in jedem Gesicht.
Kein Heiliger ist ohne Vergangenheit, kein Sünder ohne Zukunft.
Sprich Gutes über jeden.
Kannst du für jemanden kein Lob finden, so lasse ihn aus deinem Leben gehen.
Sei originell. Sei erfinderisch.
Sei mutig – schöpfe Mut, immer und immer wieder.
Ahme nicht nach. Sei stark. Sei aufrichtig.
Stütze dich nicht auf die Krücken anderer.
Denke mit deinem eigenen Kopf. Sei du selbst.
Alle Vollkommenheit und Tugend Gottes sind in dir verborgen –
offenbare sie.
Auch Weisheit ist bereits in dir – schenke sie der Welt.
Lasse zu, dass die Gnade Gottes dich frei macht.
Lasse dein Leben das einer Rose sein –
schweigend spricht sie die Sprache des Duftes.

Shri Babaji

Weiterführende Bücher:

Allender, Dan B., „Das verwundete Herz", Brunnen Verlag, Gießen 2002
Anonyma, „Eine Frau in Berlin" btb-Verlag 2008
Bachofen, Johann Jakob „Mutterrecht und Urreligion", Alfred Kröner Verlag, Stuttgart, 1984
Die Bibel, Neue-Welt-Übersetzung 2013
Bode, Sabine, „Die vergessene Generation" Klett-Cotta 2004 und „Nachkriegskinder", Klett-Cotta
Bogdal, Klaus Michael „Europa erfindet die Zigeuner", Suhrkamp 2021
Brenner, Wolfgang „Zwischen Ende und Anfang", dtv, München 2016
Castaneda, Carlos „Die Reise nach Ixtlan", Fischer Taschenbuch Verlag, 1976
Julius Evola, „Revolte gegen die moderne Welt" Adoria 2018
Fonseca, Isabel, „Begrabt mich aufrecht", Knaur, München 1998
Forward, Susan, „Vergiftete Kindheit", Wilhelm Goldmann Verlag, 1993
Galahad, Sir, „Mütter und Amazonen", Ullstein Sachbuch, 1981
Herrmann, Paul, „Vom Anfang und Ende der Welt" Aufbau 2020
Hüther, Gerald, „Lieblosigkeit macht krank", Ullstein 2022 und „Würde", Albrecht Knaus Verlag, 2018
Hüther, Gerhard, Quarch, Christoph „Rettet das Spiel", btb, München, 2018
Johnson, A. Elizabeth, „Ich bin die ich bin", Patmos Verlag, 1994
Jung, Carl Gustav, „Seele und Tod" aus „Grundwerk C.G.Jung", Walter, 1985
Junk, Robert, „Trotzdem", Knaur, München 1994
Kast, Verena, „Der Schatten in uns", dtv, München 2002
Kegel, Bernhard, „Epigenetik", DuMont Buchverlag, Köln, 2009
Kin, Cornelia, „Kriegsenkel - das Trauma unserer Ahnen als Schlüssel zu unserer Schöpferkraft" Video YouTube, Götz Wittneben im Gespräch mit Cornelia Kin
Klein, Melanie, „Das Seelenleben des Kleinkindes", Klett-Cotta 2001
Knoch, Heike, Kurth, Winfried, Reiß, Heinrich J. (Hrsg.) „Gewalt und Trauma", Mattes, 2018
Kritsberg, Wayne, „Die unsichtbare Wunde" Bastei-Lübbe-Taschenbuch, 2000
Mitscherlich, Alexander „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft", R. Piper & Co. Verlag, 1963
Mölzer, Andreas (Hrsg.) „Als wir „befreit" wurden…", „Zur Zeit"-Edition, 2005
Müller-Münch, Ingrid „Die geprügelte Generation" Piper Verlag GmbH, München 20013

Mulford, Prentice „Unfug des Lebens und des Sterbens“, Fischer, 1977
Stefan Limmer, „Versöhnung mit den Ahnen“ Arkana 2015
Astrid Lindgren, „Michel“
Hans-Joachim Maaz, „Der Lilith Komplex“ dtv 2005
Hans-Joachim Maaz, „Die Liebesfalle“, Verlag C. H. Beck, 2007 und „Die narzisstische Gesellschaft“, Verlag C. H. Beck, 2012
Angela Moré, „Transgenerationale Weitergabe von Traumatisierungen und ihre Folgen für Folgen für die psychiatrische Gesundheit“ Vortrag YouTube
Marianne Rauwald, „Vererbte Wunden“, Beltz Verlag 2013
Renggli, Franz, „Früheste Erfahrungen - Ein Schlüssel zum Leben“ Psychosozial Verlag 2018 und „Angst und Geborgenheit“, Rowohlt Taschenbuch, 1974
Richter, Horst Eberhard „Eltern, Kind und Neurose“, Rohwolt Taschenbuch, 1969 und „Wer nicht leiden will muss hassen“, Hoffmann und Campe 1993
Risi, Armin, „Ihr seid Lichtwesen“, Govinda-Verlag 2013
Röhr, Heinz-Peter „Ich traue meiner Wahrnehmung“, dtv, 2006 und „Wege aus der Abhängigkeit“, dtv, München, 2008
Stalner, Melanie, „Soziopathen-Prinzip“, Ulrich Bathge, 2017 und „Trennung vom Soziopathen“, Ulrich Bathge, 2017
Stern, André, „Begeisterung“, Insel Verlag, 2021 und „…und ich war nie in der Schule“, Verlag Herder GmbH, 2013
Sumowski, Hans-Burkhard, „Jetzt war ich ganz allein auf der Welt“, btb-Verlag 2009
Watts, Alan, „Weisheit des ungesicherten Lebens“, Knaur Taschenbuch, 2014
Watts, Alan, „Lebe jetzt! Der Weg der Befreiung“, Verlag Herder, 1998
Wilson Schaef, Anne, „Die Flucht vor der Nähe“ dtv 1999 und „Mein Weg zur Heilung“ Hoffmann und Campe 1993 und „Weibliche Wirklichkeit“ Wilhelm Heyne Verlag 1992
Wollyn, Mark, „Dieser Schmerz ist nicht meiner“, Kösel-Verlag, 2017
Zülch (Hrsg.), „In Auschwitz vergast, bis heute verfolgt“, Rowohlt, 1979

© 2025 Marianne Klix
Dieses Werk steht unter der Lizenz Creative Commons BY-NC-ND 4.0

Sie dürfen dieses Buch **frei weitergeben**, **kopieren** und **verlinken**, **solange** Sie den Namen der Autorin nennen, **keine Veränderungen** am Text oder Titel vornehmen und das Werk **nicht kommerziell nutzen.**